BIBLIOTHEK DER TERHALTUNG UND DES WISSENS

WILS
CLS
PT1337
.B53x
1909
bd.6

Cities Campus

Becher-Sammlung

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Neue Romane beliebter Autoren.

Das Tagebuch eines Fräulein Doktor.

Herausgegeben von Else Croner. 4. Auflage. 215 Seiten. Oktav. In mehrfarbigem Umschlag broschiert M. 3.—, in feinem Geschenkband M. 4.—

Dieses „Tagebuch" ist der Roman einer geistig hochstehenden Dame. Die Verfasserin, zugleich die Heldin des Romans, erzählt über ihre Studienjahre, ihre wissenschaftlichen Erfolge, ihre Liebe und über die schweren Kämpfe, denen ein Mädchen auch im Ringen nach einem Platz in der gelehrten Welt ausgesetzt ist. Die Tagebuchblätter sind ohne Ausnahme fesselnd, sie werfen helle Streiflichter auf gesellschaftliche und sittliche Zustände, auf menschliches Streben, menschliche Leidenschaften und Schwächen. Und doch ist das Ganze von einer hohen, abgeklärten Schönheit, daß das Buch mit den besten Erzeugnissen moderner Literatur auf gleiche Stufe gestellt werden darf.

Die Erste Beste.

Roman v. Hedwig Erlin (Hedwig Gräfin von Platen zu Hallermund). 340 Seiten. Oktav. Broschiert M. 3.50, elegant gebunden M. 4.50.

Nach längerer Pause bietet die in den weitesten Leserkreisen rühmlichst bekannte Autorin wieder einen neuen Roman, der sicherlich überall eine gute Aufnahme finden wird. Versteht es doch die Verfasserin durch eine hinreißende Gewalt der Darstellung, durch eine in spannendster Weise durchgeführte Handlung und durch die feinste Seelenmalerei den Leser ebenso zu rühren, als bis zur letzten Seite zu fesseln.

Sinkendes Land.

Roman von Wilhelm Poeck. 314 Seiten. Oktav. Brosch. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—

Der Roman spielt auf dem nordfriesischen Inselarchipel, den Halligen. Sie sind das „sinkende Land", an dem das Meer nagt. Ihr Schicksal ist besiegelt, gelingt es menschlicher Kraft nicht, ihm Halt zu gebieten. Der Halligforscher Knut Landsberg hat in langjährigem Studium die Bedingungen ermittelt, unter denen der Kampf gegen das Meer geführt werden muß. Dabei hat sich sein Blick erweitert, und die systematische Zurückeroberung des ganzen Wattengebiets von der friesischen Westküste bis zum Dünengürtel wird seine Lebensaufgabe. Bei diesem großen Werke hat er eine treue Mithelferin an seiner Frau. Aber ein anderes Weib tritt in seinen Kreis, bestrickend, dämonisch, sein Lebenswerk gefährdend. Die Seelen ringen miteinander, gleichwie das Meer mit dem sinkenden Land, der Hallig, bald heimlich werbend und nagend, bald mit dem brausenden Wogenschwall der tobenden Leidenschaften. Eine Sturmflut bringt die Entscheidung auch über den Kampf des Menschen mit dem Menschen. Die ursprünglich gezeichnete kleine Welt der Halligen und das ewig flutende Meer bilden den ernsten Hintergrund dieses fesselnden Romans.

Über steinige Wege.

Der neueste Roman von W. Heimburg. 4. Auflage. 366 Seiten. Oktav. Broschiert M. 3.—, in Leinenband M. 4.—

Das Erscheinen eines neuen Romans von W. Heimburg, der gefeierten und in fast jedem deutschen Hause wohlbekannten Erzählerin, bildet für die Lesewelt jedesmal ein Ereignis. In wenigen Wochen wurden vier Auflagen nötig.

*** Zu haben in allen Buchhandlungen. ***

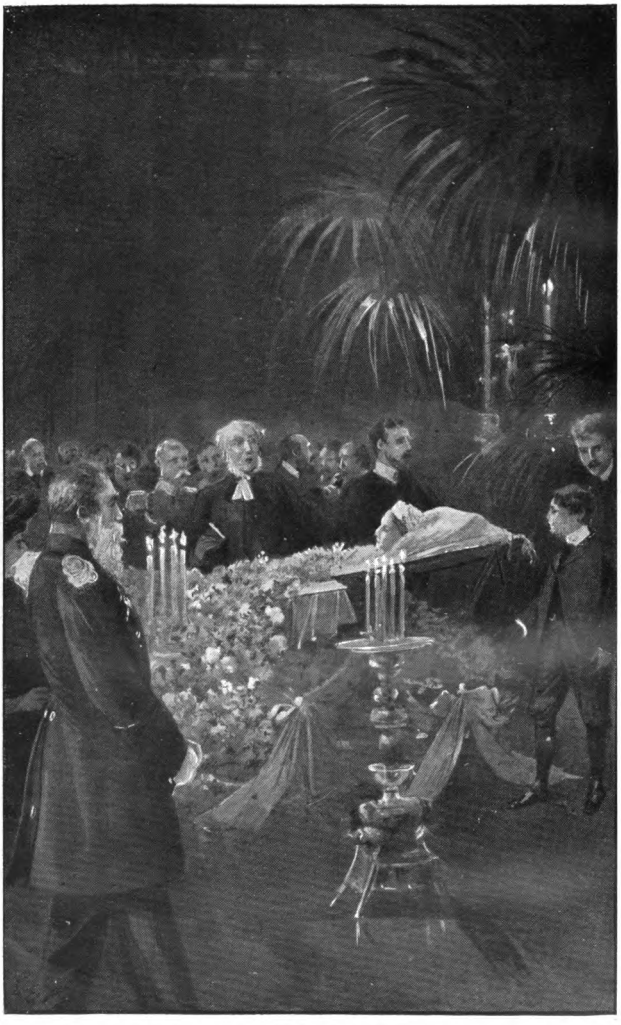
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

V. BERGMANN & Co RADEBEUL-DRESDEN.

erzeugt rosiges jugendfrisches **Aussehen**, reine weiße sammetweiche **Haut** u. zarten, blendendschönen **Teint**.
à Stück **50 Pfg.** überall zu haben.

Kohl's Grosser Briefmarken-Katalog 1909
M. 7.50. Bereits Neudruck, da er in 4 Wochen ausverkauft war.
Grossartiges Briefmarkenlager
Auswahlen: länderweise oder nach Mankolisten.
Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Erzählung „Wie sie so sanft ruhn“ von Wilhelm Hille. (S. 68)
Originalzeichnung von Th. Volz.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1909. Sechster Band

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart.

WILS, cls
ARR 9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Das Mutterrecht. Roman von Friedrich Thieme (Fortsetzung) 5

Wie sie so sanft ruhn. Erzählung nach Tatsachen von Wilhelm Hille 62
Mit Bildern von Th. Volz.

Der Kabinettskurier. Von Al. Cormans . . . 86
Mit 8 Bildern.

Das lebende Bild. Ein Märchen von Hermann Roemer 102

Moderne Blumengewinde. Von Th. v. Wittemberg 178
Mit 5 Bildern.

Zwei Briefe einer jungen Frau. Von B. Rittweger 190

Englische Obstkuchen. Eine Küchenplauderei von L. Brenkendorff 202
Mit 10 Bildern.

Mannigfaltiges:

Jugendfreunde 216

Neue Erfindungen:

I. Messer- und Gabelputzapparat 220
Mit Bild.

II. Spitball 221
Mit Bild.

Der erste Lorbeer 223

Die Sonne und die Bakterien 223

Ein Autographentischtuch 224

Die Erbgroßherzogin Marie von Luxemburg und ihre Schwestern 225
Mit Bild.

Seite

Der Lord und sein Sekretär 227
Der Glockenvogel 228
Beethoven und Napoleon 229
Alte Heilmittel 229
Die gesetzmäßigen Ofenhäuser 230
Die neue Directoiremode 231
Mit Bild.
Die Erfindung der Diamantenschleiferei 233
Kurzer Bescheid 234
Allerlei vom Stammtisch 234
Wer die Wahl hat 235
Eskimohütten 236
Mit Bild.
Ein schlauer Bürgermeister 238
Gefängniskunst 239
Malaiisches Liebeslied 240
Zweierlei Stil 240

Das Mutterrecht.

Roman von Friedrich Thieme.

▽ ▽

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Gerade gesellte sich die Frau des Frankfurter Kaufmanns mit ihrer Tochter zu der kleinen Gesellschaft.

„Walter — ist das deine Mama?“ drängte der kleine Rentier weiter. „Guck, Walter, das Fräulein hier —“

„Herr Gelbke!“ protestierte das junge Mädchen halb ärgerlich.

Walter starrte die ihm bezeichnete Person mit großen verständnislosen Augen an.

„Bin ich dein Papa?“

„Pa—pa —“

Frau Haynau raffte jetzt den Knaben auf und trug ihn einige Schritte fort. „Sie bringen mir ihn noch zum Weinen,“ rechtfertigte sie ihr Vorgehen, worauf der Rentier sich brummend auf die andere Seite des Decks begab.

Diese Szene spielte sich am Mittag des dritten Tages der Reise ab. Gegen Abend sprach der Rentier den jungen Arzt an, der, ein Glas Bier vor sich, dicht an der Brüstung saß.

„Wünsche guten Appetit, Herr Doktor.“

„Danke, Herr Gelbke.“

„Ist's erlaubt?“

„Bitte.“

Der kleine Rentier ließ sich neben seinem Reisegefährten nieder.

„Prächtiger Abend heute — hoffentlich bleibt's Wetter so bis Liverpool."

„Ist zu erwarten," erwiderte Burger, mächtige Wolken seiner Zigarre entlockend.

Eine kleine Pause entstand, nach welcher der Rentier plötzlich fortfuhr: „Sie waren gewiß schon in Berlin mit Fräulein Firnau bekannt?"

„Ich? — Nein. Warum vermuten Sie das?"

„Ich dachte es, weil Sie so freundschaftlich mit ihr verkehren. — Also nicht?"

„Nein. Ich habe sie erst auf dem Schiffe kennen gelernt."

„Eine selten schöne Erscheinung."

„Das muß selbst Neid eingestehen."

„Und was für ein liebevolles Gemüt sie hat, wie sie mit dem kleinen Krüppel herzig umgeht! — Übrigens ein niedlicher Junge — trotz seiner Gebrechlichkeit. Auf manche Frage gibt er ganz hübsch Bescheid."

„Auf manche, ja — und was für Bescheid!"

„Haben Sie den feinen Unterschied bemerkt, den er heute machte, als ich ihn nach seiner Mama fragte?"

„Welchen Unterschied?"

„Zwischen Mama und Ama. Zweimal sagte er deutlich Ama, also war es Absicht. Was konnte er wohl mit Ama meinen?"

„Vielleicht Anna, oder Alma —"

„Alma? Das ist möglich. Vielleicht ist es der Name der Frau Haynau, und er hat sie immer so genannt, weil er den Namen von ihrem Mann gehört hat. Man findet nicht selten in einfachen Familien, daß die Kinder ihre Pflegerinnen oder Mütter, solange sie klein sind, mit den Vornamen bezeichnen. Und Walter Fredeking

besitzt doch nur den Verstand eines Zwei- bis Dreijährigen."

„In einer Stunde sind wir in Cherbourg, meine Herren," rief ihnen Kapitän Niemann im Vorbeigehen zu.

„Wie lange bleiben wir da?" erkundigte sich Gelbke.

„Morgen mit Sonnenaufgang geht's wieder fort. Meine Ballen für den Hafen stehen schon bereit und sind in einer halben Stunde verladen."

„Aber wir werden erst bei Nacht eintreffen, Herr Kapitän."

„Was tut das?"

„Ihnen nichts, aber mir. Ich habe Geschäfte am Lande."

„Können Sie die heute abend nicht mehr erledigen?"

„Ich will's versuchen. Wenn nicht —"

„Nun, es wird sich schon einrichten lassen. Beeilen Sie sich nur."

Täuschte sich Gisbert oder zeigte Fräulein Firnau bei der Einfahrt in den Hafen wirklich wieder die merkwürdige Unruhe, die er schon in Hamburg und Rotterdam an ihr wahrzunehmen geglaubt hatte? Jedenfalls kam sie auf die Nachricht des bevorstehenden Anlegens hin sofort auf Deck und wanderte rastlos umher, ohne mit jemand zu sprechen.

Nur eine Ausnahme machte sie. Als sich Gelbke sogleich nach dem Anhalten des Schiffes anschickte, an Land zu gehen, fragte sie ihn betroffen, ob er denn schon am Ziel seiner Reise sei.

„O nein, Sie werden mich noch nicht los," kicherte der kleine Herr. „Habe nur einige Geschäfte zu erledigen."

„So spät am Abend?"

„Vielleicht auch erst früh am Morgen. Der Kapitän wartet auf mich."

Er ging, und Agnes blickte ihm lange nach. Welches Interesse nahm sie nur an dem alten Herrn, der ihr anfänglich so völlig gleichgültig gewesen war?

Sie erkundigte sich Abends gegen zehn Uhr sogar, ob er wieder zurück sei.

Der Quartiermeister verneinte.

Stumm lehnte sich Agnes über die Brüstung und schaute in das stille, dunkle Wasser hinab. Eine Stunde später fand sie Doktor Burger noch immer in derselben Stellung.

„Fräulein Firnau —“

Sie hörte ihn gar nicht.

Er berührte leise ihren Arm.

Sie fuhr auf, und ein bleiches, verstörtes Antlitz kehrte sich gegen das seine. „Ach, Sie sind es, Herr Doktor?“

„Wollen Sie nicht zur Ruhe gehen?“

„Ist es schon so spät? Der Abend ist so schön.“

Dann zog sie sich zurück, wenn auch mit sichtbarem Zögern.

Am anderen Morgen war sie die erste auf Deck.

„Gnädiges Fräulein, Sie haben wohl eine schlechte Nacht gehabt,“ nahte sich ihr mit höflicher Teilnahme der Kapitän. „Sie sehen leidend aus — gewiß wirkt die Aufregung der Stunden am Krankenlager noch bei Ihnen nach.“

„Ich habe allerdings nur wenig geschlafen. — Fahren wir bald wieder ab?“

„Ich warte nur noch auf Herrn Selbke.“

„Ist er noch immer nicht zurück?“

„Leider nicht.“

„Dort kommt er,“ rief sie, und unwillkürlich fuhr ihre linke Hand nach der Gegend des Herzens. Doch nur wenige Augenblicke hielt ihre Erregung an, dann

hob sich ihre Brust zu einem tiefen Atemzuge der Erleichterung, und leise setzte sie hinzu: „Er ist allein.“

„Natürlich ist er allein,“ meinte der Kapitän verwundert. „Er ist ja auch allein gegangen.“

5.

Die „Königin Luise“ dampfte bald wieder draußen im Kanal, und die frische Seeluft wirkte anscheinend so günstig auf die Nerven der jungen Dame, daß ihr Gemüt sich wieder aufheiterte, und sie wenige Stunden später dem Doktor sogar ein lachendes Gesicht zeigte, ein Anblick, der ihn höchlich in Verwunderung setzte, denn bisher hatten ihre Züge ja einen so schwermütigen Ernst bewahrt. Doch übte das Kind der Steuermannsfrau nicht mehr dieselbe Anziehungskraft auf sie aus wie bisher, sie blieb wohl freundlich und herzlich gegen das bedauernswerte Geschöpf, aber sie nahm es nicht wieder auf den Arm und widmete ihm nicht mehr dieselbe Aufmerksamkeit.

„Es ist doch alles nur Laune bei den Frauen,“ dachte Burger. „Im Grunde ist eine wie die andere.“

Um so mehr wunderte er sich über eine Äußerung des Fräuleins am Abend. Das Wetter war trüb geworden, graue dichte Wolken verbargen das Blau des Himmels, jeden Augenblick konnte der Regen kommen. Agnes war zeitig hinuntergegangen, spielte auf dem Piano ein paar Schubertsche Lieder, zog sich aber sofort zurück, als der willkommene Klang die Passagiere in den Salon lockte. Vergeblich suchte man sie zurückzuhalten, und da die Lust an der Musik einmal entfacht war, so nahm die Tochter des Frankfurter Kaufmanns ihren Platz ein und ergötzte durch einige Modestücke die gelangweilte Gesellschaft.

Agnes zog sich in das kleine Lese- und Schreib-

zimmer zurück, wohin der Doktor ihr nach einer Weile folgte.

„Verzeihung, wenn ich störe — wünschen Sie allein zu sein?“

„Jeder hat hier dasselbe Recht. Sind Sie kein Freund von Musik, Herr Doktor?“

„O gewiß, aber nicht zu jeder Zeit und nach Belieben jedermanns. Musik will Stimmung. Die Darbietungen der Frankfurterin treffen auch nicht gerade meinen Geschmack.“

Er setzte sich und nahm ein Buch vom Tische.

Agnes erhob sich von ihrem Sessel, schlüpfte auf den Zehen zur Tür und spähte hinaus.

„Wir sind allein,“ sagte sie dann mit etwas gezwungenem Lächeln. „Ich möchte eine Frage an Sie richten, Herr Doktor.“

„Bitte.“

Er warf das Buch hin, halb erstaunt, aber voll Bereitwilligkeit.

„Es handelt sich um den kleinen Walter Fredeking.“

„Ah —“

„Sie haben der Entwicklung des Kindes eine ungünstige Prognose gestellt — meinen Sie nicht, daß sich bei vernünftiger, sorgfältiger Pflege doch noch etwas erreichen lassen könnte?“

„Nein.“

„Dieses Urteil läßt keine Einschränkung zu?“

„Nach dem Standpunkt der wissenschaftlichen Erkenntnis nicht. Allwissend ist freilich kein Mensch.“

„Sie sind wohl verwundert über das Interesse, das ich an dem Schicksal des Kleinen nehme?“

„Ich würde mir ein Armutszeugnis ausstellen, wollte ich die Frage bejahen nach der erhabenen Probe von Menschenliebe, die Sie abgelegt haben.“

Agnes schwieg eine Weile, dann begann sie von neuem: „Aufrichtig gesprochen, Herr Doktor, ich — ich gehe mit dem Gedanken um, mich des Kindes dauernd anzunehmen.“

„Sie, gnädiges Fräulein?“

„Warum sollte ich nicht? Ich liebe die Kinder, und meine Verhältnisse —“

„Immerhin,“ unterbrach er sie lebhaft, „kann die Zeit, so folgenschwere Entscheidungen zu treffen, noch nicht gekommen sein. Ihr Leben liegt noch nicht fertig vor Ihnen. Sie sind jung, unvermählt, Sie werden einen Mann finden. Wissen Sie, ob er mit einem solchen Entschlusse einverstanden sein wird?“

Agnes Firnau lehnte sich mit bitterem Lächeln zurück. „Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, Herr Doktor, der Bau meines Lebens ist vollendet. Ihnen will ich es offen gestehen, ich habe traurige Erfahrungen hinter mir, ich werde nicht in die Lage kommen, eine andere Person über meine Entscheidungen zu Rate ziehen zu müssen. Im Gegenteil — mir tut Gesellschaft not, ein Wesen, das mir gehört, das meiner Pflege bedarf.“

„Sie werden Kinder genug finden, an denen Sie mehr Freude erleben als an diesem.“

„Mein Werk soll ein solches der Entsagung sein, ein Werk der Aufopferung, der Liebe! Was ich suche, ist nicht Gewinn, sondern Verlust. Verlust erhebt, Gewinn zieht hinab.“

Gisbert war aufgestanden und dicht vor sie hingetreten. Sein Blick begegnete fest und ernst dem schwärmerischen Aufschlag ihrer glänzenden Augen.

„Fräulein Firnau, ein Entschluß wie dieser will mit dem Verstand und nicht mit dem Herzen gefaßt sein. Ist das Kind einmal in Ihrer Hand, so ruht auch die

ganze Verantwortung für sein ferneres Los auf Ihnen. Und Sie sind nicht die Person, eine solche Verantwortung leicht zu nehmen. Sie wissen nicht, welche Last Sie sich auferlegen — eine Last, an welcher die eigene Mutter verzweifeln würde! Das Leben eines so unglücklichen Wesens ist eine Strafe für seine Umgebung — das Kind selber hat nicht so schwer daran zu tragen als die, denen seine Wartung und Erziehung obliegt. Eine starke Seele erfordert das, einen solchen Zustand immer zu sehen und doch kein Mittel zu besitzen, ihn zu ändern. Kein einziger Lichtblick erhellt je das Dunkel, kein dankbarer Freudenblitz strahlt aus den glanzlosen Augen! Nein, glauben Sie mir: die Handlung, die Sie so edelherzig zu vollziehen geneigt sind, stellt nichts als eine Sühne dar, groß und schrecklich zugleich! Wozu wollen Sie sich eine solche Sühne auferlegen?"

„Aber ich tue doch nur in einem einzigen Falle, was Sie in so vielen tun! Sie widmen Ihr ganzes Leben, Ihr ganzes Können der Aufgabe, die Sie mir widerraten!"

„Das ist doch etwas anderes, Fräulein Firnau. Wir suchen uns nur schlecht begabte, aber immerhin noch bis zu einem gewissen Grade bildungsfähige Kinder aus, nicht aber völlig hoffnungslose. Und Walter Fredeking ist hoffnungslos, er wird sich über den Zustand, in dem er sich gegenwärtig befindet, kaum hinaus entwickeln. Daher überlegen Sie wohl, was Sie tun."

„Hoffnungslos, völlig hoffnungslos," murmelte Agnes vor sich hin. „Finden Sie es nicht seltsam, daß Mütter auch solche Kinder zu lieben vermögen, Herr Doktor?" fuhr sie nach einer Pause mit wieder erhobener Stimme fort.

„Jedenfalls ist es eine Tatsache, und Tatsachen finde ich niemals seltsam," entgegnete er. „Sie lieben diese

unglücklichen Wesen oft noch mehr als die wohlgebildeten, ja manchmal klammern sie sich mit wahnsinniger Verzweiflung an ein Geschöpf, dessen Anblick allen anderen Menschen nur den einen Wunsch einflößt, der Himmel möge es zu sich nehmen. Ich kannte —"

Der Eintritt eines der Engländer machte dem Gespräch ein Ende. Doktor Burger vertiefte sich in sein Buch, Agnes Firnau suchte unter dem Vorgeben, daß sie Kopfschmerzen habe, ihre Kabine auf.

Am nächsten Morgen unterhielt sie sich auf Deck wieder lange mit Gisbert, ohne jedoch mit einem Worte auf das gestrige Thema zurückzukommen. Auch der Arzt hielt es für besser, nicht zu fragen, ob sie sich die Sache aus dem Sinn geschlagen habe, denn er hielt die Idee für eine vorübergehende Laune.

Am Spätnachmittag näherte man sich Liverpool. Der Doktor war gespannt, ob sich auch jetzt wieder an der jungen Dame das eigentümliche Hafenfieber, das sie jedesmal befiel, wieder würde wahrnehmen lassen.

Es war nicht nur der Fall, Agnes erschien vielmehr noch aufgeregter als früher.

Auch der Arzt vermochte eine gewisse Unruhe nicht zu unterdrücken. Ein mächtiger Drang seines Innern zog ihn, er wußte nicht, wie es kam, zu der schönen Fremden hin, und das Geheimnis, das sie umgab, erhöhte noch den Reiz ihrer Persönlichkeit. Wo Sympathie ist, da ist auch Entschuldigung. Agnes Firnau konnte nichts getan haben, das ihren Charakter befleckte, dessen glaubte er sicher zu sein.

Ein Geheimnis aber verbarg sie. Welcher Art — das würde er wohl niemals erfahren. Bald mußten sie sich trennen, um sich wahrscheinlich nie wiederzusehen.

Mit einer Miene stiller Trauer nahm er noch einmal das holde Bild der anmutigen Erscheinung in sich auf. Er hatte in der Tat noch kein Weib erblickt, das ihn so gewaltig gefesselt hatte. Wie reizend mußte sie erst sein, wenn sich diese weiße glatte Stirn ganz entwölkte, wenn ein sonniges Lächeln um die roten Lippen spielte!

Weit fort wanderten seine Gedanken, er wußte selbst nicht wohin, sein Bewußtsein vermochte ihm kaum zu folgen. Mit glänzenden, vom Zauber der Einbildungskraft verklärten Augen starrte er vor sich hin, er führte die interessantesten Gespräche mit Agnes, er traf unter den merkwürdigsten Verhältnissen mit ihr zusammen, aber immer begegneten sie sich, und immer gewann er durch irgend eine edle Handlung Anspruch auf ihre Dankbarkeit, zog sich entweder in stiller Resignation zurück, oder sie sank ihm innig bewegt in die Arme —

Da fühlte er leise seinen Arm berührt, und als er sich umwandte, stand sie selber, der Gegenstand seiner Phantasien, hinter ihm und flüsterte ihm zu: „Kann ich Sie kurze Zeit unter vier Augen sprechen, Herr Doktor?“

„Wo?“ fragte er überrascht.

„Gehen wir ins Lesezimmer. Alles ist jetzt beim Einpacken. Haben Sie Ihr Gepäck schon bereit?“

„Fix und fertig. Sie auch, Fräulein Firnau? In einer halben Stunde sind wir am Ziel.“

„Ich bin ebenfalls vorbereitet, Herr Doktor.“

Er folgte der ihm Vorauseilenden ins Lesezimmer, wo zu seiner Überraschung Frau Haynau mit dem Knaben sich befand.

„Lassen Sie das Kind hier und gehen Sie jetzt auf Deck, Frau Haynau,“ rief die junge Dame, worauf

die alte Frau den Kleinen auf den Teppich setzte und das Zimmer verließ.

„Und nun," begann Agnes, „ohne alle Vorbereitungen, Herr Doktor: Frau Haynau hat mir etwas anvertraut, und Sie sollen es wissen. Ich möchte der armen Frau gern helfen, und Sie sollen mir beistehen, sonst kann ich nichts ausrichten. Das heißt mit anderen Worten: ich habe eine Bitte an Sie. Wollen Sie sie mir erfüllen?"

„Das würde die höchste Genugtuung für mich sein, Fräulein Firnau — das heißt, wenn es in meiner Macht steht."

„Es steht in Ihrer Macht. Hören Sie also." Agnes sprach leise und hastig, in einem halb flehenden, halb vertraulichen Tone, der ihn zugleich rührte und ihm wohltat. „Die arme Frau liebt das unglückliche kleine Wesen dort von ganzem Herzen. Man will es ihr entreißen, um es in öffentliche Pflege zu geben, weil sie ins Ausland geht. Aber sie wünscht es zu behalten. Sie fürchtet, man werde es ihr bei der Landung fortnehmen, und bat mich daher, das Kind beim Verlassen des Schiffes zu behalten und mit ihm ans Land zu gehen. Der Gedanke ist ganz gut, aber noch sicherer wäre das Gelingen, wenn ein Mann den Knaben führte. Bei einem Manne sucht man das Kind nicht, am wenigsten bei einem Herrn Ihrer Art, Herr Doktor."

„Also ich soll es sein, der das Kind —"

„Glücklich nach Liverpool hineinbringt. Frau Haynau trifft dann mit Ihnen in einem bestimmten Hotel wieder zusammen. Wollen Sie der armen Frau diesen Dienst leisten? Sie leisten ihn zugleich der Humanität, denn das Kind ist bei ihr besser aufgehoben als in einer Anstalt, wo nur die Staatspflicht an ihm Interesse nimmt."

Doktor Burger zögerte. „Fräulein Firnau, es ist eine ungesetzliche Handlung, die Sie von mir begehren.“

„Das moralische Recht deckt sich nicht immer mit dem geschriebenen Gesetz, aber es steht über letzterem, denn das Gesetz ist der Ausdruck der Macht, das Recht aber der des Willens zum Guten.“

„Sehr wahr, indessen —“

„Wer dem Tod ins Auge zu schauen gewohnt ist, wird sich nicht fürchten —“

Der Arzt lächelte. „Mißverstehen Sie mich nicht. Gerade weil ich Ihre Anschauungen von Recht und Gesetz teile, möchte ich nichts Unrechtes tun. Ich weiß nicht, was hier das Beste ist. Ich kenne den Sachverhalt nicht genügend und —“

„Genügt Ihnen meine Versicherung nicht?“

„Sie können irregeführt worden sein.“

„Ich gebe Ihnen mein Wort —“ sie hielt inne und hob beschwörend die Hand empor. „Übrigens, was riskieren Sie weiter? Sie wissen nichts, gehen mit dem Kinde ans Land und steigen in die Straßenbahn. Zehn gegen eins ist zu wetten, es wird keiner Seele einfallen, Sie zu fragen oder zu behelligen.“

„Sei es drum,“ entschied er sich rasch. „Geben Sie mir die Adresse des Hotels.“

Sie schrieb eben einige Worte auf eine Visitenkarte, als mit bleichem Gesicht die Pflegemutter des Knaben hereinstürzte. „Gnädi— Fräulein,“ rief sie erschrocken, „sie kommen!“

„Wer kommt?“

„Zwei Männer in Uniform — Polizisten. Sie kommen in einem Boote an das Schiff heran.“

„Zu spät!“ stöhnte Agnes und rang voll Verzweiflung die Hände. „Alles verloren — alles verloren!“

Der Doktor betrachtete sie mit Bestürzung. „Um

des Himmels willen, Fräulein Firnau, was bedeutet das? Was ist Ihnen dieses Kind?“ forschte er betroffen.

Da schaute sie ihn mit tränenvollem Blicke an, unsägliches Leid in den schönen Augen. „Was es mir ist?“ rief sie außer sich vor Schmerz und kaum im stande, ihrer zitternden Stimme Festigkeit zu verleihen. „Es ist mein eigenes Kind, Herr Doktor, und man will es mir rauben. Da haben Sie die ganze entsetzliche Wahrheit!“

6.

Gisbert prallte zurück wie von einem Faustschlag getroffen. „Ihr Kind, Fräulein —“

„Ich bin eine Frau, kein Fräulein. Ich heiße Marga v. Wolfern und bin die Gattin des Barons Wolfern. Diese alte Frau hier ist eine Dienerin meines elterlichen Hauses, ihr Name ist Alma Röhn.“

„So heißt auch der Kleine nicht —“

„Walter Fredeking? Nein, wir mußten der Sicherheit halber alle Namen ändern. Er heißt Rudi v. Wolfern.“

Voll tiefen Mitleids starrte der Doktor sie an — und doch konnte er trotz innigster Erschütterung eine Aufwallung freudiger Genugtuung nicht ganz unterdrücken. Das Geheimnis, das sie umgab, löste sich ohne Schatten und Nebel auf. „Und wer — wer maßt sich an, Ihnen Ihr Kind zu entreißen?“ fragte er entrüstet.

„Wer anders kann das als mein Gatte —“

„Ihr Gatte?“

„Mein einstiger Gatte, sollte ich sagen,“ setzte sie hinzu. „Wir sind geschieden, Herr Doktor, seit einem halben Jahre —“

Sie war also frei, frei! Wie seine Brust sich erleichtert hob! „Aber er hat ein Recht an das Kind?“

„Das Kind ist ihm zugesprochen, Herr Doktor.“

Er trat befremdet einen Schritt zurück.

„Sie wissen wohl, was das einschließt — ich bin als der schuldige Teil erachtet worden.“

Sie war schuldig in einem Ehescheidungsprozeß! Also doch Nebel und Schatten!

Sie verstand sein Zurückweichen. Hastig trat sie ganz nahe an ihn heran. „Denken Sie darum nicht falsch von mir,“ flüsterte sie. „Wen das Gesetz schuldig spricht, der braucht nicht immer auch schuldig zu sein. Ich bin ein Opfer, ein unglückseliges, betrogenes Opfer! Jetzt ist ja keine Zeit, Ihnen mehr zu sagen — vertrauen Sie mir, und helfen Sie einer armen Mutter!“

Worte sind oft listige, heuchlerische, falsche Gesellen; aber hier schmolz jeder Zweifel vor der überzeugenden Aufrichtigkeit ihrer Stimme.

„Ich vertraue Ihnen, gnädige Frau,“ rief er entschlossen, „ich will Ihnen beistehen nach bestem Können! Aber wie kann es geschehen?“

„Wir können zunächst nichts tun, als die Identität des Kindes leugnen —“

„Noch steht es übrigens nicht einmal fest, ob der Besuch der Polizei dem Kinde gilt.“

„Daran ist kein Zweifel, Herr Doktor. — Alma, ziehen Sie sich mit dem Kinde in Ihre Kabine zurück, ich gehe auf Deck, um zu sehen, was kommt. Behaupten Sie nur brav Ihr Recht — ich darf mich, um nicht Verdacht zu erregen, gar nicht hineinmengen. — Wollen Sie mich begleiten, Herr Doktor? Ich bin kaum mehr im stande, mich zu beherrschen.“

Er nickte, und beide stiegen hinauf. Die „Königin Luise“ befand sich bereits mitten im Hafen, und die Matrosen trafen alle Vorbereitungen für die Landung. Das Polizeiboot lag bereits an der Seite des Schiffes, die beiden Beamten unterhandelten mit dem Kapitän.

„Eine nette Geschichte!“ hörte der Arzt seinen Freund sagen. „Wenn es aber so ist, so tun Sie, was Ihres Amtes ist, meine Herren. Mir gegenüber hat sich die alte Frau Haynau genannt und das Kind als ihr Pflegekind bezeichnet. — Ruft sie einmal herauf, Jansen!“ befahl er einem Matrosen.

Am ganzen Leibe zitternd blieb Marga v. Wolfern mit Doktor Burger in der Nähe der Gruppe stehen. Ihre Hand lag mit schwerem Druck auf dem rasend klopfenden Herzen.

Frau Haynau erschien, das Kind auf dem Arm. Sie spielte ihre Rolle gut, heuchelte großes Erstaunen und fragte, was man von ihr wolle.

Einer der Polizisten, der gebrochen Deutsch sprach, trat vor sie hin. „Sie sind Miß Röhn?“

Die alte Frau hob die graublauen Augen mit einem Ausdruck der Verblüffung zu dem Beamten auf. „Wer soll ich sein?“

„Miß Alma Röhn,“ las der Beamte von einem Papier.

„Hören Sie, bester Herr, da muß ein Irrtum obwalten — mein Name ist Haynau, mein Mann ist Steuermann auf —“

„Schon gut,“ fiel ihr der Polizist ins Wort. „Können Sie sich legitimieren? Legen Sie Ihre Papiere vor.“

„Papiere? Ja, die hab' ich nicht. Wozu sollt' ich Papiere brauchen? Die hat mein Mann, der ist Steuermann und wohnt —“

„Ist jemand hier, der Sie kennt?“

Die Alte starrte ratlos im Kreise umher, denn natürlich hatte sich bald ein solcher um sie gebildet. „Alle die Damen und Herren hier wissen, wie ich heiße.“

„Ich meine, ob Sie jemand von den Herrschaften

von früher her kennt? Oder sind Sie erst während der Überfahrt bekannt geworden?"

Die alte Frau wußte nicht, ob sie den Doktor oder ihre Herrin anführen dürfe. Der Arzt würde sich wohl niemals zu einer direkten Lüge verstehen, und ihre Herrin konnte sie gerade dadurch verraten. So wählte sie den einzigen Ausweg, der ihr blieb, sie schalt auf die Belästigung einer ehrlichen Person und fragte ärgerlich, warum man sie examiniere wie eine Verbrecherin.

„Sie wissen es gut genug," erklärte der Polizist lachend. „Wem gehört das Kind?"

„Das ist der kleine Walter Fredeking, den ich in Pflege habe."

„Ganz recht — Walter Fredeking, um den handelt es sich. Wir sind beauftragt, den Knaben in unsere Obhut zu nehmen. Er ist der Sohn eines Barons Wolfern in Berlin. Sie werden mitkommen, damit auf der Polizei die nötigen Feststellungen stattfinden können."

„Sie wollen mir mein Pflegekind wegnehmen? Das dürfen Sie nicht! Wer gibt Ihnen das Recht dazu? Ich bin nicht die Frau, die Sie suchen. Sie sind auf einer ganz falschen Spur!"

„Dann folgen Sie uns nur nach dem Polizeiamt, dort wird sich alles herausstellen!"

„Dazu hab' ich weder Zeit noch Lust. Ich muß sofort meinen Mann aufsuchen, ich —"

„Seien Sie still," raunte ihr der Kapitän zu, „weigern Sie sich nicht, es hilft Ihnen doch nichts. Fügen Sie sich ins Unvermeidliche. Wenn Ihnen unrecht geschieht, so wird sich das bald herausstellen."

Ein hilfeheischender Blick der alten Frau flog verstohlen zu ihrer Gebieterin hinüber. Diese, zitternd an

allen Gliedern, hatte vergebens gehofft, ihre mutige Dienerin den Maschen des Gesetzes entschlüpfen zu sehen, sie drückte jetzt krampfhaft des Arztes Arm und flüsterte erregt: „Nun gibt's keine Zurückhaltung mehr, Herr Doktor — ich muß ihr beispringen."

Entschlossen trat sie in den kleinen Kreis hinein.

„Entschuldigen Sie," redete sie den Beamten an, „zufällig kenne ich diese alte Frau von Berlin her. Sie ist wirklich die, für die sie sich ausgibt. Das Kind ist ihr Pflegekind. Wahrscheinlich liegt ein Mißverständnis zu Grunde."

Der Polizist schaute sie erstaunt an. „Sie kennen diese Frau? Wer sind Sie selbst?"

„Ich bin —"

Das Ende ihrer Rede ward durch eine unerwartete Unterbrechung abgeschnitten. Der kleine Rentier Gelbke, der bisher als teilnahmloser Zuschauer unter den Passagieren stand, schob plötzlich die vor ihm befindlichen Personen zur Seite, und mit zwei Schritten stand er vor dem Polizisten.

„Sie ist die geschiedene Frau des Barons Wolfern!"

Aller Augen richteten sich auf die so jäh Entlarvte. Marga stand totenblaß, aber in stolzer, aufrechter Haltung. Dem Blick des Polizisten begegnete sie mit Festigkeit, und nun sagte sie mit ausweichender Klugheit: „Der dieses sagte, kennt mich gar nicht. Ich habe ihn erst auf dem Schiffe getroffen."

Der Rentier lachte spöttisch. Sein ganzes Äußere hatte sich verwandelt. Der gebeugte Kopf war aufgerichtet, die bisher so freundlichen Augen funkelten triumphierend. Nun riß er auch noch den grauen Vollbart ab, den er über die Brüstung ins Wasser schleuderte. Der alte Herr war wie durch Zauberschlag verschwunden, und ein ziemlich junger stand an seiner Stelle.

„Wohl kenne ich Sie!“ rief er mit scharfer Stimme. „Ich bin der Detektiv Robert Lüdike aus Berlin. Baron Wolfern hat mich beauftragt, den Spuren seiner Frau und seines von ihr geraubten Kindes zu folgen. Ich besitze eine Photographie von ihr, die aber noch aus der ersten Zeit nach ihrer Verheiratung stammt. Sie hat schon mit siebzehn Jahren geheiratet und sah damals noch recht kindlich aus, so daß es kaum möglich ist, mittels der Photographie den vollen Beweis ihrer Identität zu führen. Ich erlangte jedoch auf unserer gemeinsamen Fahrt die feste Überzeugung, daß ich mich nicht in der Person täusche. Nicht nur legte sie eine ganz unerklärliche Zuneigung für das elende Geschöpf da an den Tag, sondern dieses nannte sie auch Mama, während es die angebliche Pflegemutter Ama nannte. Ama heißt im Kindermunde Alma, und Alma Röhn ist der Name der früheren Köchin der Frau Baronin, einer alten Dienerin ihrer Familie, die bei ihr geblieben ist und in ihrem Auftrag das Kind entführt hat.“

„Was sagen Sie dazu?“ fragte höflich der Polizeibeamte.

„Der Mann phantasiert!“ protestierte die junge Frau voll Herzensangst.

„Auf alle Fälle kann ich die Frage hier nicht untersuchen, ich muß die Herrschaften daher bitten, mir zu folgen.“

Doktor Burger hatte inzwischen den Rechtsanwalt Amarell unterrichtet und bat ihn, sich der Sache der armen jungen Frau anzunehmen und ihre Rechte der Polizei gegenüber zu wahren.

Amarell, mit einem Herzen voll Dankbarkeit gegen das tapfere junge Weib, stellte sich dem Beamten vor, legimitierte sich und suchte ihn von der Unrechtmäßig-

keit seines Auftretens zu überzeugen. „Sie überschreiten Ihre Befugnisse, wenn Sie so weit gehen," bedeutete er ihm mit Entschiedenheit. „England ist ein freies Land, und vor allem die persönliche Freiheit wird auf das höchste geachtet. Sie dürfen nicht auf Vermutungen und das Zeugnis eines einzigen hin, der nicht einmal triftige Beweise beizubringen vermag, mit Gewalt in die Rechte von Privatpersonen eingreifen. Hat übrigens nicht dieser Herr selbst zugegeben, daß die Dame hier mit ihrer angeblichen Photographie keine hinreichende Ähnlichkeit besitzt? Wenn sie auch noch jung war, so sehr verändert sich der Mensch nicht in wenigen Jahren, daß sie nicht zu erkennen sein müßte. — Zeigen Sie doch einmal das Bild, Herr Lüdike!"

Der Detektiv nahm die Photographie aus seiner Brieftasche und überreichte sie dem Polizisten.

Zweifelnd betrachtete dieser bald die Photographie, bald das angebliche Original des Bildes. Eine Ähnlichkeit war wohl vorhanden, aber sie genügte nicht, die Frage zu entscheiden.

„Die Frau Baronin," suchte der Detektiv diesen auffälligen Umstand zu vertreten, „war damals noch nicht ausgewachsen. Sie war sehr schmächtig, auch täuscht das Bild dadurch, daß es die Dame im Profil darstellt, und das Profil gerade hat sich stark verwandelt."

Der Beamte fing an, bedenklich zu werden. Er musterte noch einmal die Legitimationspapiere des Anwalts und tuschelte leise mit seinem Kollegen.

„Wer hat Sie eigentlich hierher beordert?" fragte der Anwalt den Polizisten.

„Ich selbst habe an das Polizeiamt depeschiert," erklärte der Detektiv. „Und ich übernehme die ganze

Verantwortung für das Tun dieser Herren. — Lassen Sie sich nicht irremachen, diese Herren wollen nur die Flucht der Mutter mit ihrem Kinde begünstigen!"

„Herr," fuhr der Rechtsanwalt den Späher an, „was unterstehen Sie sich? Sie wagen es, Männer wie Herrn Doktor Burger und mich zu beleidigen, und versuchen, einen Beamten zum Amtsmißbrauch zu verleiten?"

Unentschlossen standen die Polizisten. Ein Mißgriff konnte ihnen eine Nase oder noch Schlimmeres eintragen.

Der Detektiv erkannte das Kritische der Lage. „Dort am Ufer steht Baron Wolfern selbst," rief er aufatmend. „Jetzt wird sich ja alles ausweisen. Ich hatte von Cherbourg aus sowohl an das Polizeiamt in Liverpool als auch an ihn, der die Entflohene in Havre suchte, Telegramme gesandt. Für Cherbourg war es zu spät, aber in Liverpool konnte er noch vor uns eintreffen, wenn er einen der großen Schnelldampfer benützte. — Nun, Frau Baronin, versuchen Sie immer noch zu leugnen?"

In tödlichem Entsetzen hatte sich Margas Blick nach dem Lande gewendet. Nur noch eine kurze Entfernung trennte das Schiff vom Ufer, und es war noch hell genug, die einzelnen auf dem Kai stehenden Personen zu unterscheiden.

Ein lauter Schmerzensschrei entfuhr ihr. Der Detektiv sprach die Wahrheit! Dort stand der Mann, den sie haßte und fürchtete zugleich, der Dämon ihrer Jugend, wie sie ihn so oft in ihrer Verzweiflung genannt! Aber ein vornehmer und schöner Mann war es. Aufrecht und stolz stand er da, und als er die Augen seiner einstigen Gattin auf sich geheftet sah, grüßte er mit spöttischer Höflichkeit herüber.

„Zu spät — zu spät!“ rief die Unglückliche außer sich. „Er ist es — geben Sie sich keine Mühe mehr, meine Herren, für eine verlorene Sache! O mein Kind, mein armer, unglücklicher kleiner Rudi!“ Sie stürzte auf ihre Dienerin zu, riß ihr den Knaben vom Arme und preßte ihn mit wilder Leidenschaftlichkeit an ihre Brust. „Versucht's, ihn mir zu entreißen!“ schrie sie im Übermaß der Aufregung. „Lieber stürze ich mich ins Meer mit ihm, als daß ich ihn wieder zurückgebe!“

„Aufpassen,“ warnte der Detektiv, „die Rasende ist im stande, es wahr zu machen!“

Doktor Burger und Rechtsanwalt Amarell eilten sogleich herbei, um die junge Frau zu beruhigen.

„Lassen Sie mich,“ schluchzte sie, „ich mag nicht mehr leben! Es ist mein Kind — mein armes Kind! Niemand liebt es als ich, nur Haß und Niedertracht wollen es mir stehlen!“

Das Schiff hatte inzwischen angelegt, Baron Wolfern stieg an Bord. Eine kurzes Gespräch führte er mit den beiden Polizisten, dann zeigte der eine Beamte auf die junge Frau mit dem Kinde.

„Ist das Ihr Kind, Herr Baron?“ fragte er.

„Das ist es,“ entgegnete der Baron mit einem einigermaßen scheuen Blicke auf die weinende Frau.

„Liefern Sie uns den Knaben aus, Mylady, es kann ja alles nichts helfen — wir müssen sonst Gewalt anwenden.“

„Fügen Sie sich der Gewalt, gnädige Frau,“ riet auch Doktor Amarell. „Wer weiß, vielleicht finden wir ein anderes Mittel, Ihnen wieder zu Ihrem Kinde zu verhelfen. Vermeiden Sie jedenfalls den Skandal.“

„Was geht mich das an?“ fuhr sie zornig auf. „Eure falschen Gesetze, die ihr Männer zu euren

Gunsten ersonnen habt, machen den Skandal — nicht ich! Ihr stellt das Ausnehmen eines Vogelnestes unter Strafe und schreckt nicht davor zurück, einer Mutter ihr Teuerstes zu entreißen!"

„Das Kind ist ja nicht einmal normal, Mylady," konnte sich der Polizist nicht enthalten zu bemerken. Er begriff nicht, wie man um ein solches Geschöpf so viel Wesen machen könne. „Es ist krank und —"

„Und um deswillen mir um so teurer!" schluchzte Marga. „Je größer die Hilflosigkeit, desto größer die Zärtlichkeit und das Erbarmen!" Sie sprang mit einer plötzlichen Bewegung vor und warf sich vor ihrem ehemaligen Gatten auf die Kniee. „Alfred, laß mir das Kind!" flehte sie ihn an. „Hab Mitleid, hab Erbarmen mit mir! Was willst du mit dem unglücklichen Geschöpf? Es stirbt ohne die Pflege der Mutter! Du weißt, wie du mich betrogen hast — ich will dir alles verzeihen. Nur das einzige Mal zeige, daß du ein Herz hast!"

In ihren strömenden Tränen rann unsagbarer Schmerz dahin, ihre gramvollen Blicke sprachen beredter als selbst ihr Mund.

Baron Wolfern fühlte sich nicht im stande, ihren Blick auszuhalten. Er schaute zur Seite, als er in grollendem Tone entgegnete: „Warum hast du mich verlassen? Kehre zurück, und das Kind hat seine Mutter!"

„Du weißt, daß ich das nicht kann —"

„So ist dein Haß größer als deine Liebe! Wenn dir das Kind nicht mehr wert ist, so —"

„Du tötest den Knaben, wenn du ihm die Pflege der Mutter entziehst!"

Er zuckte finster die Achseln. „Sieh die Menschen umher, Marga, und mach der lächerlichen Szene ein Ende! Das Kind ist mein, mir hat es das Gesetz zu-

gesprochen. Du hast es entführt — ich nehme mir mein Recht und Eigentum zurück. Weiter habe ich nichts mit dir zu schaffen."

Er wandte sich ab, den beiden Polizisten Raum gebend.

„Niemals!" kreischte die arme Mutter und drückte ihr Kleinod fest an sich.

Da packte sie der eine Beamte von hinten und hielt ihren Arm fest, während der andere ihr das Kind mit einem heftigen Griffe entriß.

Das arme Kind ließ ein klägliches Weinen hören, die Umstehenden schimpften laut auf den Baron und die Polizei und stießen Drohungen aus. Es war eine aufregende Szene.

„Gebt mir mein Kind wieder!" jammerte Marga, indem sie versuchte, dem Beamten ihr Teuerstes wieder fortzunehmen.

Der Polizist reichte den Knaben hastig dem Vater hin. „Fort, so schnell als möglich," rief er diesem zu, „oder die Leute werden tätlich gegen Sie!"

Der Baron befolgte den Rat. Begleitet von dem Detektiv eilte er mit seiner Beute nach dem Ufer.

Marga wollte nachstürzen, aber die Beamten versperrten ihr den Weg. Ohnmächtig sank sie zusammen.

Weinend eilte die alte Dienerin zu ihrem Beistand herbei, der Doktor beugte sich über sie, um zu sehen, was er für sie tun könne.

Da schlug sie die Augen wieder auf. „Lassen Sie mich!" stöhnte sie mit gebrochener Stimme. „Ich werde mich wiederfinden. Kommen Sie, wenn Sie wollen, morgen mit Herrn Doktor Amarell in das Hotel zum Prinzen von Wales, dort habe ich Zimmer bestellt — ich will Ihnen alles erzählen, was Sie noch nicht wissen."

Erschüttert wandten sich die beiden Männer der Landungsbrücke zu.

7.

Am Mittag des nächsten Tages war die arme junge Frau in wenigstens äußerlicher Fassung. Der Paroxysmus der Verzweiflung war einem Zustand stillen Grams gewichen. Sie konnte sogar lächeln, als die Freunde eintraten. Mit inniger Herzlichkeit bot sie besonders dem Arzte die Hand, und als die Herren Platz genommen hatten, begann sie mit ruhiger, aber recht müde klingender Stimme ihren Bericht.

„Ich danke Ihnen, meine Herren," sagte sie, „daß Sie gekommen sind. Es ist mir ein Bedürfnis, in Ihren Augen gerechtfertigt dazustehen. Der Kampf um mein Kind währt schon lange — er begann schon, als es kaum geboren war."

„Jeder gerecht denkende Mensch wird mit einer Mutter empfinden," erklärte Gisbert mit ernster Teilnahme. „Sie brauchen den Ausbruch Ihres Schmerzes nicht zu entschuldigen."

Ein Dankesblick aus den dunkeln Augen belohnte ihn. Langsam, fast feierlich fuhr sie fort: „Mein Mädchenname ist Steinitz. Mein Vater war Landgerichtspräsident, er war ziemlich vermögend und sehr ehrgeizig. Ich galt von Kindheit auf als ein schönes Mädchen, schon mit fünfzehn Jahren wendeten sich die Augen der Männer auf mich. Doch war ich, wie ich wohl sagen darf, ein harmloses Ding, was wohl am besten daraus hervorgeht, daß ich noch mit fünfzehn Jahren dem Spiel mit meiner Puppe nicht ganz entsagt hatte. Da — wenige Wochen nach meinem sechzehnten Geburtstag, sollte ich plötzlich heiraten — aus der Kinderstube in die Ehe! Ich war zuerst ganz untröstlich und weinte heftig. Aber die Meinen redeten

mir zu, stellten mir vor, was für eine große Ehre mir zu teil werde, daß eine solche Gelegenheit mir im Leben nicht zum zweiten Male geboten würde. Ich sollte nämlich durch meine Heirat reich und adelig werden. Der alte Baron Wolfern hatte für seinen Sohn um meine Hand geworben. Mein Vater und er trafen sich oft im Klub, er hatte auch ein paarmal mich besucht und mich gesehen. Was sollte ich tun? Ich befand mich noch in einem Alter, wo man gewöhnt ist, den Eltern zu gehorchen. Eine andere Neigung stand nicht entgegen. Ich war ja auch noch so jung und unerfahren, daß mir der Gedanke, verlobt zu sein und eine Baronin zu werden, schmeichelte. Mein Bräutigam war zwölf Jahre älter als ich, bildete eine Autorität für mich, ich fürchtete ihn und gehorchte ihm in allen Dingen. Seine Liebkosungen duldete ich wie etwa ein gefangenes Tier die seines Besitzers. Er erschien mir als ein Muster feiner Lebensart und Weltweisheit, obwohl sein Auftreten in Wahrheit immer ein brutales, anmaßendes war. Ich wußte auch nicht, daß er ein Lebemann und schon stark verschuldet war; von dem Erb- und Ehevertrag, den meine Eltern abschlossen, und der mich und die etwa aus der Ehe entsprießenden Kinder gegen die Verschwendungssucht des Vaters schützen sollte, verstand ich nichts.

Meine Eltern aber glaubten hinreichend ihre Pflicht gegen mich zu tun, wenn sie meine Zukunft durch solche Vorsichtsmaßregeln äußerlich sicherstellten. Gerade diese Maßregeln beweisen aber, wie gut sie den Charakter meines Gatten gekannt haben. Daß sie mich trotzdem, ein schutzloses Kind fast noch, aus Eitelkeit einem Mann von so zweifelhafter Art auslieferten, hat mich ihnen für immer entfremdet. Sie wußten, daß die Eltern Wolferns diesen hauptsächlich aus dem Grunde

verheirateten, weil sie hofften, die Ehe werde eine Besserung seines Lebenswandels herbeiführen. Dieses Mittel wird ja in vielen Fällen angewendet, ich weiß nicht, auf welche Voraussetzungen hin, denn ich glaube nicht, daß seine Wirksamkeit auch nur in einer Minderzahl der Fälle erprobt ist. Das Opfer ist natürlich immer die Frau: von ihr verlangt man, den Taugenichts ins Gegenteil umzuzaubern, obwohl hierzu keinerlei Machtmittel vorhanden sind, und im Gegenteil die natürliche Autorität auf der Seite des Mannes liegt. Man denkt nicht daran, in welches Meer von Aufregung und Sorge solch ein armes Weib gestürzt wird, wie viele Tränen man ihr auspreßt, und daß sie, wenn sich in der Folge der Herr Gemahl wirklich die Hörner abgelaufen hat, diesen Erfolg mit ihrem Frieden, ihrem Glück, ihrer Jugend, mit ihren Tränen bezahlt und besiegelt hat.

Ich war jedenfalls viel zu jung, um ernstlich einem Mann von dem Charakter Wolferns gewachsen zu sein, selbst wenn ich über die wahren Verhältnisse unterrichtet gewesen wäre. Aber das war nicht einmal der Fall. Ohne Ahnung dessen, was mir bevorstand, trat ich vor den Altar mit ihm — und Sie können sich mein Entsetzen denken, als mein Mann, als wir kaum einige Wochen verheiratet waren, eines Abends total betrunken nach Hause kam und in diesem Zustand die unliebenswürdigsten Eigenschaften zeigte. Ich wagte damals noch nicht einmal, ihm Vorstellungen zu machen, ich weinte nur und fürchtete mich vor ihm und schloß mich ein.

Nun, ich will Sie nicht mit dem aufhalten, was ich als Gattin dieses Mannes gelitten habe. Er trank und spielte, spielte und trank, und wenn er, was häufig genug geschah, in aufgeregtem Zustand heimkam,

behandelte er mich roh, mißhandelte mich sogar. Gott allein weiß, wie ich geweint, und wie ich Abends vor seinem Erscheinen zitterte. Was half es mir, daß er mich am anderen Morgen um Verzeihung bat und mir Besserung gelobte, daß sein Vater, seine Mutter ihm Vorwürfe machten, ihm drohten, und meine Eltern desgleichen? Ich war das Opfer — und erst allmählich, wie mein Charakter sich festigte, lernte ich ihm energisch begegnen, ihm offen meine Verachtung zeigen, ihm Widerstand leisten.

Trotzdem — oder vielleicht gerade deshalb war das Kind, das uns nach mehreren Jahren geboren wurde, mein ganzes Glück. Mein Herz besaß nun doch etwas in dieser schrecklichen Ehe, an das es sich hängen, das die mir zugeteilten Leiden einigermaßen aufwiegen konnte.

Ich unglückliches, betrogenes Geschöpf! Der kleine Rudi wurde anscheinend als ganz gesundes Kind geboren, kaum konnte ich den Zeitpunkt erwarten, wo sein erstes Lächeln mich begrüßen, sein erstes ‚Mama' mich entzücken würde. Doch die übliche Periode verging — kein Lächeln, kein Zeichen des Erkennens und der Zärtlichkeit. Der interesselose Ausdruck in den Augen blieb sich immer gleich, vergeblich hoffte ich von Tag zu Tag, von Woche zu Woche. Ich ließ den Arzt kommen. Er suchte mich zu trösten und riet mir Geduld zu haben. Erst später machte er mir endlich so schonend wie möglich die furchtbare Eröffnung, mein innigstgeliebtes Kind sei schwachsinnig, zum mindesten geistig äußerst schwach begabt. Wie gebrochen sank ich auf den Stuhl vor Rudis Bettchen. Des Kindes Hand in der meinen, weinte ich bitterlich. Freilich, was durfte ich anderes erwarten! Das Kind eines Trunkenbolds! Schuldlos, arglos, war ich nun sowohl als Gattin wie

als Mutter geschlagen. Rettung, Heilung gab es in diesem Falle nicht.

Der Arzt zuckte die Achseln, als ich nun die Frage an ihn richtete, ob nicht Erziehung, Nahrung, ärztliche Behandlung den geistigen Zustand meines Söhnchens irgendwie zu beeinflussen vermöchten. Gegen die Natur gibt es eben keine Instanz — sie wirkt gleich einem unabänderlichen, unerbittlichen Mechanismus. Nur schade, daß wir keine Automaten sind, sondern denkende Opfer, die da glauben, sie spielen selber mit, und doch nur das Bewußtsein dessen haben, was sie zu tun nicht unterlassen können. Wir sind Marionetten, Spieler in einem Drama, die alles erleben, was sie spielen, alles empfinden, was sie darstellen, sie müssen alle Freuden und Leiden ihrer Rolle als Tatsachen fühlen und haben doch über Annahme oder Ablehnung der Rolle keine Entscheidung. Und wer weiß, wo die Zuschauer sitzen, die mit gespannten Augen, lachend und weinend, unserem Spielen folgen.

Verzeihen Sie, meine Herren, die Erinnerung übermannt mich und erfüllt meine Seele mit Bitterkeit!"

Marga hielt inne, um sich zu fassen. Ihre Zuhörer verharrten schweigend. Jedes Trostwort erschien ihnen unangebracht.

„Ich will mich kurz fassen," erzählte die arme Mutter weiter. „Den Leiden einer Gattin gesellten sich nun noch die der Mutter hinzu. Welche Mutter vermöchte ganz alle Hoffnung aufzugeben? Ich wußte, daß der Arzt recht hatte, und doch hoffte ich noch. Umsonst — mein Kind blieb stumpf und matt. Nur ganz allmählich zeigten sich einige schwache Schimmer von Denkkraft. O, wie beneidete ich alle die glücklichen Mütter, die ich mit ihren schönen, blühenden Kindern an mir

vorübergehen sah, mich anblickend mit hellen, frischen Augen, aus denen allen das Licht des Bewußtseins strahlte! Trotzdem — oder besser: um so mehr liebte ich meinen armen Jungen, er bedurfte ja meiner noch mehr, als andere Kinder ihrer Mütter.

Inzwischen hatte sich das Verhältnis zu meinem Gatten immer unerträglicher gestaltet. Anfangs schien es noch, als neige sich die Wagschale seines Charakters nach der besseren Seite. Er schien mich zu lieben und an sich zu arbeiten, wenn auch nicht mit Erfolg, denn seine brutale Natur trug immer wieder den Sieg davon. Mit der Zeit überließ er sich immer mehr den zügellosen Leidenschaften seines Wesens, mehr und mehr ließ er alle Rücksichten schwinden, und zuletzt gestaltete sich meine Lage derart, daß ich sie nicht länger zu ertragen vermochte. Er war ein unverbesserlicher Trunkenbold, er mißhandelte mich im Rausch, er hatte schon einmal mein Leben bedroht in der sinnlosen Wut, welche der Alkohol in ihm erzeugte, so daß ich mit meinem Kinde zu den Dienstboten flüchten mußte — ich hatte genug Gründe, die Scheidung durchzusetzen, und beschloß, es zu tun. Meine Eltern hatten mich immer zum Ausharren ermahnt, ebenso meine Schwiegereltern — die hatten ja gut reden, sie fürchteten nur den Skandal, was kümmerte sie mein Elend?

Als endlich der alte Baron die Unwiderruflichkeit meines Entschlusses erkannte, legte er mir eine Bitte ans Herz. ‚Liebes Kind,‘ sagte er, ‚ein Ehescheidungsprozeß drückt der schuldigen Partei meist ein unauslöschliches Brandmal auf. Ich weiß, daß du unglücklich bist, daß mein unseliger Sohn seine Pflichten nicht erfüllt, ich verdenke dir darum deine Absicht nicht. Nur möchte ich um der Ehre meiner angesehenen Familie willen, die weitverzweigt ist, die öffentliche

Schmach eines solchen Skandals vermeiden. Dir soll dein Recht werden — aber es braucht ja nicht auf Kosten unseres Ansehens zu geschehen. Ich habe mit meinem Anwalt über den Fall gesprochen. Das Gesetz läßt verschiedene Mittel und Wege zur Trennung einer Ehe übrig. Es sieht auch eine Scheidung wegen sogenannten böswilligen Verlassens vor. Die Bezeichnung darf dich nicht schrecken. Böswilliges Verlassen liegt nach dem Gesetz schon vor, wenn ein Ehegatte, nachdem er zur Herstellung der häuslichen Gemeinschaft rechtskräftig verurteilt ist, ein Jahr lang gegen den Willen des anderen Ehegatten dem Urteile nicht Folge geleistet hat. Du wirst also einfach von Alfred mit deinem Kinde fortziehen — er wird dich zur Rückkehr auffordern und die erforderlichen gesetzlichen Schritte tun. Du folgst ihm natürlich nicht, und so wird nach Ablauf der festgesetzten Zeit die Scheidung der Ehe erfolgen, ohne daß die Momente zur Sprache kommen, welche unsere Familie bloßstellen müßten. Als einziges Motiv gibst du an, daß du ihn nicht liebst und nicht mit ihm leben kannst — das Kind behältst du. So ist dein Zweck erreicht, ohne daß andere darunter leiden. Wirst du mir und meiner Gattin diese Bitte erfüllen, so würde ich auch Sorge tragen, daß du mit deinem Kinde sorglos und anständig leben kannst.'"

„Fein ausgedacht!" warf Amarell ein.

„Ja, sehr fein — und ich ließ mich trotz mancher Bedenken überreden, auf den Plan einzugehen. ‚Der Schein der Schuld wird allerdings auf dich fallen,' meinte der alte Herr, ‚aber auch nur der Schein. Niemand wird deshalb einen Stein auf eine Frau werfen, weil sie Abneigung gegen ihren Mann empfindet. Und was würden dir Ansprüche an Alfred nützen? Er ist ja so gut wie ruiniert, er hat sein Erbteil

längst und lebt nur von unserer Gnade. Wo aber nichts ist, da hat nicht bloß der Kaiser das Recht verloren. Du würdest die dir zugesprochene Summe für deinen Unterhalt doch nicht bekommen. Besser also, du hast es mit mir als mit ihm zu tun. Ich setze dir nach vollzogener Scheidung eine Jahresrente aus, die ich durch ein entsprechendes Kapital sicherstelle. Nach deinem Tode oder bei etwa erfolgender Wiederverheiratung wird der kleine Rudi Erbe des Kapitals, denn daß Alfred einmal nichts hinterläßt, ist so gut als sicher anzunehmen.'

‚Aber wird Alfred mit diesen Abmachungen einverstanden sein?' fragte ich zweifelnd.

‚Er muß — ich ziehe sonst meine Hand von ihm ab.'

‚Und das Kind gehört mir?'

‚Selbstverständlich. Was soll auch der Vater mit ihm anfangen? Wie ich ihn kenne, ist das Kind das letzte, was er dir streitig macht.'

Der Plan wurde also programmgemäß ausgeführt. Ich verließ meinen Mann und nahm das Kind mit mir — der Scheidungsprozeß ward eingeleitet, und nach etwa zwei Jahren war ich meines unwürdigen Gatten ledig. Wie sich von selbst versteht, war ich der schuldige Teil, und das Kind wurde ihm zugesprochen, was mir allerdings völlig gleichgültig war, da der Spruch des Gerichts für mich eine bloße Formalität war."

„Baron Wolfern hielt hinterher also nicht Wort?" fragte Doktor Burger betroffen.

„O doch. Mein Schwiegervater ordnete die Geldfrage ganz so, wie er mir zugesagt, so daß ich mit Hinzuziehung meines väterlichen Vermögens meinem Stande gemäß leben kann. Auch Rudi blieb bei mir, und niemand dachte daran, ihn mir zu entreißen, am wenigsten der Vater. Da trat plötzlich ein Umstand

ein, welcher die Sachlage mit einem Schlage veränderte. Meine Schwiegermutter war bald nach der Urteilsfällung in unserem Eheprozeß gestorben, nun folgte ihr weit früher, als wir gehofft, ihr Gatte, der alte Baron, in das Land, aus dem niemand wiederkehrt. Er hatte viele Male die Schulden seines leichtsinnigen Sohnes bezahlt, seine einzige Sorge bestand daher darin, wie er dem Ungeratenen wenigstens sein lebenslängliches Auskommen sichern könnte. Bekam Alfred Verfügung über das Vermögen des Vaters, so war er in kurzem damit fertig und wäre dann vielleicht zur Schmach für die Familie völlig gesunken. Der besorgte Vater ordnete daher die Angelegenheit mittels Erbvertrags so, daß der kleine Rudi der Universalerbe wurde, während der Baron nur den Nießbrauch erhielt."

„Ich fange an zu verstehen," murmelte Gisbert.

„Kaum sah sich mein geschiedener Gatte nicht mehr auf den guten Willen des Vaters angewiesen, sondern verfügte frei über die bedeutende Rente, welche das Vermögen seines Kindes ihm abwarf, kaum fühlte er sich befreit von dem Einfluß des alten Barons, so änderte er seine Taktik gegen mich auf der Stelle. Eines Morgens bekam ich einen Brief von ihm mit der Aufforderung, entweder mit dem Kinde zu ihm zurückzukehren und von neuem sein Weib vor Gott und Menschen zu werden, oder ihm unser Kind, das von Rechts und Gesetzes wegen ihm zustehe, zu übergeben."

„Der Elende!" rief der Arzt empört.

„Nicht wahr?" fuhr Marga fort, deren erkünstelte Ruhe mehr und mehr von ihr wich, je näher sie in ihrer Erzählung der Gegenwart rückte. „Ich nahm anfangs den Brief nicht ernst, er erschien mir nur als ein

Versuch, mich zur Wiedervermählung zu veranlassen. Denn der Briefschreiber versicherte mich gleichzeitig der unverminderten Heftigkeit seiner Leidenschaft, er könne nicht ohne mich leben und erflehe meine Verzeihung. Er suchte mich durch die Aussicht auf die Genüsse zu locken, welche unser jetziges Einkommen uns in Aussicht stelle. Ich schrieb ihm kurz, meine Liebe zu ihm, falls ich jemals solche empfunden, sei längst erloschen, ich würde lieber sterben, als je ihm wieder angehören, das Kind aber sei mein, er kenne doch unsere Verabredung und habe sich damit einverstanden erklärt. Damit erachtete ich die Angelegenheit für erledigt. Um so größer war meine Bestürzung, als ich plötzlich einen Brief seines Rechtsanwalts empfing, die Aufforderung wegen Überlieferung des Kindes an ihn enthaltend. In höchster Besorgnis ging ich selber zu dem Anwalt und stellte ihm alles vor; er bedauerte mich, erklärte mir jedoch, der Baron beharre auf seinem Willen. Dreierlei Gründe mochten ihn dazu bewegen. Erstens erschien es ihm sicherer, Rudi, als den gesetzlichen Erben des väterlichen Vermögens, in seinem Gewahrsam zu haben. Das Leben des Kindes hatte plötzlich großen Wert für ihn erlangt, auch wünschte er naturgemäß, seine Erziehung selber zu leiten, um keines ihm dadurch etwa entstehenden Vorteils verlustig zu gehen. Kam doch alles darauf an, den Knaben wenigstens bis zur Großjährigkeit am Leben zu erhalten, denn nach einer weiteren Bestimmung des Testaments bleibt das Vermögen, wenn der Erbe vor erlangter Mündigkeit stirbt, in den Händen des vom Gericht ernannten Verwalters, und dem Vater bleibt nach wie vor nur der Nießbrauch bis zu seinem eigenen Ableben. Zweitens bot ihm der Kleine die willkommene Gelegenheit zur Rache an mir, denn er konnte mir es nicht ver-

zeihen, daß ich ihn verlassen habe; drittens verfolgte er den Zweck, mich vielleicht doch durch die Kraft der Mutterliebe noch zu bewegen, wieder in die Verbindung mit ihm zu willigen."

„Wie viele Prüfungen in so jungen Jahren!" bemerkte der Arzt voll tiefen Mitgefühls.

Die junge Frau seufzte nur schmerzlich, dann sprach sie weiter: „Was ich nicht für möglich hielt, geschah. Alfred v. Wolfern erschien eines Tages mit einem Polizeibeamten und einer Wärterin. Mein Kind wurde mir gewaltsam abgenommen. Alles Flehen und Bitten war umsonst. Alle meine Vorstellungen, meine Vorwürfe, meine Drohungen fruchteten nichts. Die früheren Abmachungen, erklärte er mir kalt, seien ihm abgezwungen worden, er fühle sich nicht moralisch verpflichtet, sie zu halten, und gesetzlich seien sie vollkommen ungültig. Das gerichtliche Urteil allein sei maßgebend. Leider bestätigte mir mein Anwalt alles, was er gesagt. Ich war machtlos, rechtlos. Aber ohne mein armes Kind konnte, wollte ich nicht leben, es war zu zart und schwach, um unter fremder Pflege zu gedeihen. Verweigerte man es mir, so blieb mir kein anderer Weg, als es mir mit Gewalt oder List zu verschaffen. Meine gute Alma, die Köchin meiner Mutter, war mir in meinen Haushalt gefolgt, sie begleitete mich, als ich meinen Mann verließ. Sie war bei mir bis zuletzt und unterstützte mich in der Wartung meines Kindes, das sie fast ebenso liebt wie ich. Mit ihr besprach ich den Plan, den Knaben zu rauben und ins Ausland zu gehen, um irgendwo unerkannt mit ihm zu leben. Ohne viel nach den Folgen zu fragen, brachten wir die kaum recht überlegte Idee zur Ausführung. Mein Gatte wohnt in Berlin in der Nähe des Tiergartens — die Wartefrau, die er gemietet hatte, fuhr den Knaben

täglich in einer der Alleen spazieren. Dort sah ich ihn oft, herzte und küßte ihn. Das Gewissen des Mädchens beruhigte ich leicht durch Geschenke. Sie ward bald so vertrauensselig, daß sie oft mit Bekannten plauderte und sich stundenlang nicht um mich kümmerte. Eine solche Gelegenheit benützte ich, mich heimlich mit dem Knaben zu entfernen. Alles andere war vorbereitet. Alma Röhn erwartete mich an einem bestimmten Platze, fix und fertig für die Reise. Ihr übergab ich den Kleinen, den sie unterwegs neu bekleiden sollte. Sie sollte so schnell wie möglich mit ihm ins Ausland reisen, ich wollte auf einem anderen Wege folgen. Die Röhn hat in Antwerpen einen Vetter, den Inhaber einer Schenke, deshalb schickte ich sie dorthin, wo sie meine weiteren Anweisungen erwarten sollte. Als es sich nun so vorzüglich mit der ‚Königin Luise' einrichtete, depeschierte ich ihr unter der Adresse ihrer Verwandten, in Rotterdam mit dem Kinde an Bord zu kommen. Dann wollten wir — scheinbar ohne zueinander zu gehören — zusammen weiterfahren nach England und uns von Liverpool aus nach Amerika einschiffen. Alles andere ist Ihnen bekannt."

Marga lehnte sich in ihren Stuhl zurück, die tränenschweren Augen mit der weißen Hand verhüllend. Ihre Zuhörer beobachteten ein feierliches Schweigen, das erst nach geraumer Zeit Doktor Burger zu brechen wagte.

„Ich ahnte vom ersten Augenblicke an," sagte er, „daß ein trübes Geheimnis die natürliche Heiterkeit der Jugend in Ihnen niederdrückte —"

„Mein Körper und Geist waren vor einigen Jahren nahe daran, für immer zu unterliegen," entgegnete die junge Frau. „Zum Glück erholte sich meine Natur rasch wieder, als die Bande, die mich an den Unwürdigen

fesselten, gelöst waren. Sie werden nun alles verstehen, meine Herren, meine Angst bei der Ankunft in einem Hafen — ich fürchtete überall die Verfolger —, meine schwermütige Stimmung, meine sich steigernde Aufregung."

„Darf ich wissen, Frau Baronin, weshalb Sie mir den seltsamen Entschluß kundgaben, das Ihnen vorgeblich fremde Kind anzunehmen?"

„Ich beabsichtigte nur, durch ein vorgeschütztes Interesse an dem Knaben meine Fürsorge für ihn zu rechtfertigen. Ich dachte bereits daran, Sie zu bitten, den Kleinen ans Land zu bringen, für dieses Verlangen bedurfte ich eines Sie befriedigenden Beweggrundes."

Der Arzt und der Rechtsanwalt hatten sich erhoben.

„Wenn Sie noch irgend eines Rats oder sonst eines Dienstes benötigen, den ein Freund Ihnen leisten kann —" begann Gisbert.

„Ich stehe ganz allein und schutzlos in der Welt," unterbrach sie ihn. „Innigsten Dank für Ihre Liebenswürdigkeit — ich wollte Sie eben um das bitten, was Sie mir so großmütig antragen."

Eine Sekunde lang begegneten sich ihre Augen in einem Blicke tieferen Interesses, als eine kurze Reisebekanntschaft es in gewöhnlichen Fällen zu erzeugen vermag. Doktor Burger genoß mit Seligkeit den Druck ihrer Hand, in deren Berührung ein geheimnisvoller Zauber zu liegen schien, da sein Gesicht sich so purpurn färbte, als träfen es die roten Strahlen der Abendsonne.

8.

Ein Oktobernachmittag, der die Milde und den Reiz des Frühlings mit der erquickenden Kühle, der wohltuenden Ruhe des Herbstes vereinigte, erfüllte den

Grunewald mit dem ganzen Zauber seines Lichts und seiner Farben. Inmitten eines der das Waldesgrün unterbrechenden schönen Gärten erhob sich auf einer prächtigen Terrasse ein stattliches, in seiner Größe und Anlage einen mehr öffentlichen Charakter verratendes Gebäude. Rund um das weiße, solid gebaute, mit einem Ecktürmchen versehene Haus zog sich der große parkähnliche Garten, dessen Gesamteindruck durch eine geschmackvolle Blumenanlage vor und auf der Terrasse noch gehoben wurde. Ein mit Obstbäumen und Gemüsebeeten bedecktes Stück Land hinter dem Gebäude war von außen nicht wahrzunehmen. Eine elegante Eisenumfriedigung schloß das schöne Grundstück von der Straße ab; auf einer Metalltafel an der goldverzierten Eingangspforte las man die Inschrift: Doktor G. Burgers Erziehungsheim.

Der Begründer des humanen Instituts saß in seinem Arbeitszimmer, eifrig mit Korrespondenzen beschäftigt. Das vor ihm liegende Fenster ging auf die Terrasse hinaus, ihm die Aussicht auf diese und den kleinen Blumengarten gestattend. Sinnend schweifte sein Blick manchmal von dem Papier über die reizvollen Beete mit ihrem bunten Herbstflor hinweg. Plötzlich zuckte er zusammen, ein unbewußtes Lächeln huschte über die gemütvollen Züge, und leise murmelte er: „Marga!“ während er hastig aufstand, um der Kommenden entgegenzugehen.

Die junge Frau schritt langsam über den Platz vor dem Hause, sie schien noch unentschlossen, ob sie näher treten oder wieder gehen sollte. Eine Weile blieb sie bei dem Gärtner stehen, der mit zwei Zöglingen der Anstalt eifrig beschäftigt war. Wahrscheinlich fragte sie ihn nach dem Inhaber, der bereits mit großen Schritten die Terrasse entlang eilte.

Er hatte die unglückliche Mutter seit dem Tage, an welchem sie ihm und Amarell ihre Geschichte erzählte, nicht wiedergesehen. Nur einen kurzen, jedoch in innigen Worten abgefaßten Dankbrief hatte er noch von ihr erhalten, dann verstummte sie, und er hörte nichts wieder von ihr, kannte nicht einmal ihren Aufenthalt. Der Brief war in London zur Post gegeben worden — seitdem waren Wochen vergangen, und unausgesetzt hatte ihn die Sorge um sie beschäftigt, denn als er sie damals in Liverpool verließ, geschah es mit einer stillen, aber süßen Hoffnung, in ihm entfacht durch ihren Abschiedsblick. Tief war der Eindruck, den ihr Bild in seiner Seele hinterlassen.

Seltsam — noch vorhin hatte er lebhaft an sie gedacht, und nun trat sie so unvermutet in sein Haus. O wie schön und liebreizend sie ihm erschien, als sie in der ganzen imponierenden Hoheit ihrer Erscheinung herannahte! Das schwarze Seidenkleid hob sich wirkungsvoll ab gegen das weiße Gesicht, aus dem die Madonnenaugen noch mit dem alten leidvollen Ausdruck vor sich hinschauten. Ja, schön war sie, bestrickend schön, nur unheimlich bleich.

Nun stand er vor ihr, seine Augen leuchteten, als er sie begrüßte. „Das ist wahrlich ein freudiger Tag für mein Haus!“ konnte er sich nicht enthalten zu sagen.

„Ich bin gekommen,“ entgegnete sie, „um Ihre Anstalt kennen zu lernen, Herr Doktor. Sie wissen, wie sehr und warum ich mich dafür interessiere. Ich sehe, Sie haben schon Zuspruch.“

„Jawohl, gnädige Frau. Wir haben bereits zweiunddreißig Kinder, ich beschäftige zwei Lehrer, eine Lehrerin und zwei Schwestern außer dem übrigen Personal. Allwöchentlich kommen neue Anmeldungen.“

„Gibt es so viel Elend in der Welt?“

„Leider — aber auch viel Bereitwilligkeit, es zu lindern. Da sehen Sie gleich zwei von unseren kleinen Burschen bemüht, den Gärtner beim Reinigen der Beete zu unterstützen. Alles, was sie herausreißen, tragen sie auf einen Haufen, das gibt, wenn es trocken ist, ein prächtiges Feuer. — Nicht wahr, Nikolaus?“

„Ja, Onkel,“ rief der Knabe vergnügt.

„Der Junge sieht ganz intelligent aus,“ bemerkte Marga verwundert.

„Ist er auch. Bei ihm hapert es wo anders. Sein Übel hat den Sitz in den Händen.“

„Krampf?“

„Ja — Greifkrampf, Frau Baronin, Kleptomanie. Er kann den Unterschied zwischen Mein und Dein nicht begreifen. Dabei hat der Junge zu Hause alles aufs üppigste — sein Vater ist Millionär.“

„Ist er heilbar?“

„Er ist erst einige Tage hier, ich kann daher noch kein Urteil abgeben. Doch kommen Sie weiter, Frau Baronin, ich hoffe, meine Einrichtungen werden Ihnen gefallen.“

So geleitete er seine Besucherin durch alle Räume der Anstalt, zeigte ihr die nach dem neuesten System eingerichteten Schul- und Schlafzimmer, das Kranken- und Badezimmer, die Wohnungen für das Personal, die Heiz- und Waschvorrichtungen, die Bibliothek, das Spielzimmer, die Werkstätte für die Knaben, in welcher alle möglichen Materialien zu leichter Beschäftigung oder auch ernster Unterweisung zu finden waren, das Arbeitszimmer für die Mädchen, wo diese in die Mysterien der weiblichen Handarbeit eingeweiht wurden, den Wirtschaftsgarten mit dem Schuppen, worin jedes Kind seine Werkzeuge zu gelegentlicher Mitarbeit bewahrte, den Blumengarten mit einem

selbstzupflegenden Beete für jeden Zögling, den Spiel- und Turnplatz und alles, was außerdem noch in den Bereich einer nach modernen Grundsätzen angelegten, auf der Höhe der Zeit stehenden Anstalt gehört.

Marga war erstaunt über die Hilfsmittel, welche die Wissenschaft überall an die Hand gab. „Schon der bloße Anblick Ihrer Veranstaltungen muß in den Herzen der armen Eltern Hoffnung erwecken," sprach sie begeistert. „Herr Doktor, Sie sind ein Wohltäter der Menschheit! O wer die Mittel hätte, Anstalten ähnlicher Art zu gründen, in denen auch der Armut geboten würde, was hier für die Bemittelten zur Verfügung steht! Und wenn man nun die Methoden hört, die Sie zur Anwendung bringen, und erfährt, wie systematisch alles betrieben wird — schon diese Regelmäßigkeit muß erzieherisch auf die armen Kinder wirken! Nur eines fehlt meines Erachtens, was freilich niemand den Kindern ersetzen kann."

„Und was wäre das, Frau Baronin?" forschte neugierig der Arzt.

„Die Mutterliebe, Herr Doktor!"

Gisbert nickte. „In einzelnen Fällen mögen Sie recht haben. Aber Sie dürfen nicht vergessen, daß leider gerade die Mütter, die ihre Kinder am meisten lieben, oft nicht die besten Erzieherinnen sind. Sie geben ihren Kindern Liebe, aber keine Erziehung. Andere wieder kommen im Strudel der Gesellschaft nicht dazu, ihren Kindern die gehörige Zeit und Aufmerksamkeit zu widmen. Und die Mütter in den ärmeren Familien? Leider muß es gesagt werden, daß die Kinder von den meisten dabei einen guten Tausch machen würden, wenn sie zu uns kämen, obgleich ich im Prinzip auf Ihrem Standpunkt stehe. Die Familie ist der berufenste Erzieher, wenn Vater und Mutter selbst wirklich erziehen können;

keinesfalls kann sie der Schule entraten. Daher sollte die Sorge für die Allgemeinbildung und die ethische Entwicklung des einzelnen des Staates vornehmste Sorge sein. Und bei der Auswahl der öffentlichen Erzieher oder der Leiter staatlicher Fürsorge- und Genesungshäuser sollte ein humaner Charakter die erste Voraussetzung sein. Was uns hier anlangt, so bemühen wir uns, unseren Kindern auch die häusliche Liebe nach Möglichkeit zu ersetzen. Der Geist des Leiters ist hierbei stets entscheidend, er durchweht alles um sich her, denn wie der Herr, so der Knecht. Lassen Sie mich Ihnen unsere Zöglinge vorführen, damit Sie erkennen, wie sich der Umgang zwischen ihnen und ihren Pflegern gestaltet."

Er führte seine Begleiterin zu den eben von einem Spaziergang heimgekehrten, auf dem Spielplatz versammelten Kindern, und Marga hatte ihre helle Freude an der sorgsamen Weise der Lehrer und Schwestern, an der Zutraulichkeit und Heiterkeit der Pfleglinge. Wie im Elternhause herrschte hier im Verkehr nur das trauliche „Du", das von Anfang an jede Förmlichkeit und Zurückhaltung ausschließt. Gisbert war für alle Zöglinge nur der „Onkel", sie sprangen ihm entgegen, hingen sich an ihn, nötigten ihn, sich am Spiel zu beteiligen. Er lud Marga ebenfalls zur Mitwirkung ein, und sie schloß sich auch einem Reigen an, doch schon nach einer kurzen Weile ließ sie die Hände der beiden Mädchen, die sie in den ihren hielt, fahren und trat zurück.

„Frau Baronin — was ist Ihnen?" fragte Burger erschrocken.

Sie wandte ihm ein von Tränen überströmtes Antlitz zu. „Verzeihen Sie, lieber Herr Doktor. Der Anblick ist ja so unendlich herzerquickend. Zu sehen,

wie auch diesen von der Natur so sehr benachteiligten Wesen die Kindheit zum Genusse wird, aber — es überwältigt mich, ich muß ja an mein eigenes armes Kind denken!“

Gisbert hatte bisher nicht gewagt, eine darauf bezügliche Frage an sie zu richten. Sein Zartgefühl scheute sich, schmerzliche Erinnerungen zu wecken. „Gehen wir hinein,“ sagte er sanft.

Sie zogen sich in sein Arbeitszimmer zurück. Die Baronin sank auf einen Sessel nieder und preßte ihr Taschentuch vor die überquellenden Augen.

„O mein Rudi, mein armer, lieber Rudi!“ schluchzte sie.

„Sie haben nichts erreicht, Frau Baronin?“

„Nichts.“

„Er ist noch bei dem Vater?“

„Gewiß. Und er bedarf seiner Mutter doch so sehr. Sein Vater wälzt doppelte Schuld auf sich — das Kind wird sterben!“

„Haben Sie nicht versucht, ihn umzustimmen?“

„Alles umsonst. Er begehrt das Opfer der Rückkehr von mir. Ich soll wieder sein Weib werden, wenn ich meines Kindes Mutter sein will.“

„Sie haben Ihr Kind nicht wiedergesehen?“

„Doch — das kann er mir nicht verweigern. Aber nur ein paarmal in seiner Gegenwart. Schon dies ist eine schreckliche Prüfung für mich. Diese grausamen Gesetze, Herr Doktor! Einer Mutter ihr Kind zu rauben! Selbst der schuldigsten sollte man dies nicht antun, es sei denn, daß sie gefühllos ihre Mutterpflichten verletzt. Das Kind gehört der Mutter von Rechts wegen, Herr Doktor, sie hat es geboren, die Rechte des Staates sind nur angemaßt!“

„Doch nicht ganz, Frau Baronin. Wer die Wohl-

fahrt des gesellschaftlichen Zusammenlebens genießen will, muß gewisse Eigenschaften mitbringen, die ihn für dieses Zusammenleben geeignet machen. Der Staat, der geregelte Ausdruck dieses Zusammenlebens, muß das Vorhandensein dieser Eigenschaften voraussetzen."

„Dies Recht will ich ihm nicht verkümmern. Aber seine Eingriffe gehen zu weit. Alles wird von kaltherzigen Juristen zurechtgedrechselt, alle Gesetze werden mit dem Verstand gemacht, selbst zur Regelung von Fällen, über die nur das Gefühl entscheiden kann. Meinem armen Kinde wäre besser, es stürbe, als daß es in seiner Lage der Sorge seiner Mutter entbehrt."

Der Arzt stellte sich dicht vor sie hin und legte seine Hand auf ihre Schulter. „Sie werden Ihr Kind zuletzt doch wohl lieber leben sehen wollen, selbst wenn die Umstände, unter denen es leben sollte, noch schlimmer wären. Eine Mutter —"

Sie fiel ihm mit leidenschaftlicher Heftigkeit ins Wort. „Eine Mutter liebt ihr Kind so unendlich, daß sie aus Liebe im stande ist, es zu töten!"

„Sie würden das niemals können!"

Sie hatte sich erhoben. „Ich würde es können," rief sie mit Leidenschaft. „Ich würde es tun und damit ein edles Werk vollbringen. Mein Kind kann nicht sein ohne mich — das Leben, zu dem es jetzt verdammt wird, ist erbarmungswürdig. Jeder seiner Laute ruft: Warum habt ihr mich geboren? Warum laßt ihr mich leben? — Solange die Mutter jeden Hauch ihres Lieblings bewacht, mag es noch eine Entschuldigung geben für seine Existenz, wenn aber die Mutter eines solchen Kindes sterben muß, wenn sie das Schicksal bedenkt, welches dem unglücklichen Geschöpf bevorsteht, ein elender Sklave seiner Aufseher, unfähig, die

Sonnenblicke des Lebens zu fühlen, und doch fühlend genug, um Schmerzen und Leiden zu empfinden — ist es dann nicht die heilige Pflicht der Mutter, ihr Kind, das den Tod nicht kennt und nicht scheut, vor einem so schrecklichen Schicksal zu bewahren? Und ob ich nun von meinem Kinde wegsterbe oder ihm auf andere Weise entrissen werde, bleibt sich gleich."

Gisbert trat erschüttert zurück. „Zu mir mögen Sie wohl so reden, doch sonst zu niemand anderem. Ich verstehe Ihren Schmerz, fühle mit Ihnen, und wüßte ich einen Rat für Sie —"

„Für mich gibt es keine Hilfe, Herr Doktor!"

Er ging zu einem Schranke neben seinem Schreibtisch, schloß ihn mit einem der Schlüssel seines Schlüsselbundes auf und nahm eine Flasche und ein Glas heraus. „Nehmen Sie, es wird Ihre Aufregung etwas beschwichtigen. Ich kann Sie nicht so gehen lassen."

Marga trank hastig. Nach einer Weile sagte sie ruhiger: „Verzeihen Sie mir, Herr Doktor. Sie haben mich zum zweiten Male schwach gesehen. Es soll nicht wieder vorkommen."

Sie setzte sich wieder und blickte mit ruhiger Miene um sich. Ihre Blicke blieben auf dem weit offenstehenden Schranke haften.

„Sie haben ja eine vollständige Apotheke hier," warf sie verwundert hin.

„Müssen wir, Frau Baronin. Bei unseren Kindern kommt oft einmal etwas vor —"

Es klopfte. Einer der Lehrer steckte den Kopf herein. „Herr Doktor — nur ein Wort."

„Entschuldigen Sie mich eine Minute, Frau Baronin." Gisbert eilte hinaus, mit dem Lehrer zu sprechen.

Als er ins Zimmer trat, stand Marga vor einem der Büchergestelle, aufmerksam die Titel studierend.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie warten ließ — die Abhaltung war dringend.“

„Bitte.“

An der Blässe ihres Gesichts, ihrem krampfhaften Atmen erkannte er, daß ihre Fassung immer noch eine mühsam erzwungene war.

„Ich will Sie nun nicht länger aufhalten,“ erklärte sie hastig. „Der Anblick so vieler Leidensgefährten Rudis hat alle meine Wunden wieder aufgerissen. Die Probe war zu hart —“

„So darf ich nicht wieder darauf rechnen, Sie in diesen Räumen zu begrüßen?“ fragte er bestürzt.

„Im Gegenteil — ich wollte Sie gerade bitten, mir zu erlauben, häufiger zu kommen. Es wird mir ein Trost sein, Ihren armen Schützlingen einen Teil der Liebe zu zeigen, die ich meinem Kinde vorenthalten muß. Ich wünschte, ich könnte an der Stelle einer der Schwestern sein, die Ihnen helfen bei Ihrem Werke —“

„Kommen Sie, so oft Ihr Inneres Sie antreibt, Frau Baronin. Meine Anstalt soll Ihnen stets offen stehen. Und“ — er drückte bewegt ihre ihm dargebotene Hand — „verzweifeln Sie nicht! Auch für Sie baut sich wieder ein Glück auf. Wir dürfen Geduld und Hoffnung nie verlernen, weil alles sich umgestalten kann. Verzagtheit und Aufregung bessern nicht nur nichts, sie verschärfen nur unsere Seelenqual. Wenn Sie einen Freund nötig haben — jeder Ruf von Ihnen wird mich bereitfinden.“

Sie neigte dankbar das Haupt, dann schritt sie an seiner Seite hinaus.

Der Arzt gab ihr das Geleit bis vor das äußere Tor und dann noch ein Stück die Straße hinab — noch lange verfolgte er die stolze Gestalt mit seinen Blicken,

als sie schnellen Schrittes sich entfernte, als gelte es, diesen Platz zu fliehen wie einen Hort böser Geister.

— — — — — — — — — — — —

Sechs Tage später betrat Gisbert gegen neun Uhr Morgens hastig sein Arbeitszimmer. Einer der Lehrer war von einer äußerst schmerzhaften Neuralgie befallen worden, er litt entsetzlich, nur eine Morphiumeinspritzung konnte den Schmerz lindern.

Rasch schloß er seinen Schrank auf und griff nach einer Flasche im untersten Fach.

Betroffen prallte er zurück.

Das Morphiumfläschchen befand sich nicht mehr an seinem Platze.

Burger hielt auf peinliche Ordnung, er war überzeugt, daß das Fläschchen nicht etwa versehentlich verstellt worden, sondern überhaupt nicht mehr vorhanden sei. Trotzdem suchte er alles durch — das Fläschchen war und blieb fort!

Wie war das möglich? Der Schrank war immer verschlossen, der Schlüssel in seinem Gewahrsam, er trug ihn stets am Schlüsselbund, den er in seiner Tasche verwahrte. Niemand anders als er hatte Zugang zu dem Behälter. Niemals ließ er den Schrank offen —

Da erbleichte er.

Einmal hatte er ihn doch offen gelassen.

9.

Nur Marga v. Wolfern konnte das Fläschchen an sich genommen haben. Die unglückliche Frau hatte wohl während seiner Abwesenheit einen Blick in den Schrank geworfen, darin auch die kleinen Behälter mit den Giften, die durch ihre Kreuze sofort ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußten, wahrgenommen. Sie hatte der Versuchung nicht widerstanden.

Zu welchem Zwecke?

Er schauderte, es zu denken.

Da gab es keine Wahl, als unverzüglich zu ihr zu eilen, ihr das verhängnisvolle Fläschchen wieder abzufordern.

Doktor Burger gab seinem Angestellten ein Morphiumpulver, da dieses im vorliegenden Falle ebensogut Anwendung finden konnte. Die erhoffte Linderung trat auch ein, und Gisbert brach nun unverzüglich nach der Stadt auf. Erst als er die Straßenbahn erreicht hatte, dachte er daran, daß er ja die Adresse Margas gar nicht kannte.

Kalt überlief es ihn bei diesem Gedanken. Wie sollte er sie ausfindig machen in der Millionenstadt?

Da dachte er an das Hauptmeldeamt. Ihr geschiedener Gatte wohnte, wie sie ihm gesagt hatte, im Tiergartenviertel, sicherlich würde sie sich nicht weit von ihrem Kinde entfernen. Der Erfolg bestätigte seine Voraussetzung. Auf dem Meldeamt erfuhr er in der Tat ihre Wohnung, die sich in einer Straße in der Nähe des Brandenburger Tores befand.

Ein junges Mädchen öffnete ihm, auf seine Frage erklärte sie jedoch, ihre Herrin sei nicht zu Hause.

„Kehrt die Frau Baronin bald zurück? Dann komme ich wieder."

„Sie kommt heute überhaupt nicht zurück."

„Ah — sie ist verreist?"

„Sie ist schon einige Tage fort."

„Sie wissen nicht, wohin?"

Das Mädchen zögerte verlegen.

„Ist Fräulein Röhn da?"

„Sie ist ausgegangen. Wenn Sie warten wollen'—"

Das Mädchen führte ihn in einen kleinen, aber recht hübsch ausgestatteten Salon. Er war jedoch nicht

in der Stimmung, den Geschmack der ihm so teuren Inhaberin zu bewundern. Das Giftfläschchen beschäftigte ihn ausschließlich. In fiebernder Ungeduld ging er auf und ab. Doch fast eine Stunde verfloß, bis die Ersehnte endlich eintraf.

Die alte Köchin erkannte den Reisegefährten von der „Königin Luise“ auf der Stelle, freundlich bewillkommnete sie ihn. „Schade, daß die gnädige Frau nicht da ist,“ meinte sie in ihrer treuherzigen Manier. „Wie würde sie sich gefreut haben!“

„Ich suche die Frau Baronin und muß sie dringend sprechen,“ erwiderte Gisbert. „Sie scheint verreist — wissen Sie, wohin?“

„Verreist ist sie nicht — sie ist noch in Berlin.“

„Wo denn?“

„Bei dem Baron ist sie.“

„Bei ihrem — ihrem Gatten?“

„Richtiger bei ihrem Kinde, Herr Doktor. Vor acht Tagen erfuhren wir, daß der kleine Rudi schwer erkrankt sei. Da ist sie hin und hat ihren Mann angefleht, sie das Kind pflegen zu lassen, da es sonst sterben müsse.“

„Er hat sich dazu verstanden?“

„Es hat einen harten Kampf gekostet. Endlich gab er aber doch nach. Seitdem ist sie dort und weicht Tag und Nacht nicht von Rudis Lager.“

Zunächst fühlte sich der Arzt erleichtert, als er vernahm, daß der Sohn und nicht der Vater der Gegenstand des Interesses der jungen Frau war. Sofort jedoch verursachte ihm der Gedanke, der Baron werde vielleicht unter dem Einfluß der Krankheit des über alles geliebten Kindes sein Ziel bei ihr erreichen, neues Unbehagen. Doch auch dieser Gedanke trat zurück vor der plötzlichen Idee: sie ist bei dem Kinde, sie weilt mit dem Gift an seinem Krankenbett!

Voll Schrecken erkundigte er sich, ob der kleine Rudi auf dem Wege der Genesung sei.

Die alte Frau wußte es nicht. „Vor drei Tagen war ich zuletzt dort, da stand es etwas besser mit ihm, aber die Gefahr war noch nicht vorüber.“

„Wollen Sie mir die Adresse nennen? Ich muß unbedingt mit der Frau Baronin reden, wenn auch nur eine Minute.“

Er erhielt die Adresse und eilte sofort nach der bezeichneten Straße. Für die prachtvolle Villa, in welcher Baron Alfred v. Wolfern die Einkünfte des Vermögens seines Sohnes verzehrte, hatte er keinen Blick — er stieg atemlos die Treppe zum Portal empor.

„Bedaure — die Frau Baronin ist nicht mehr hier,“ erklärte der Diener.

„So ist sie wohl eben erst fort?“

„Seit einer Stunde.“

„Sie ist nach ihrer Wohnung zurückgekehrt?“

Der Diener zuckte die Achseln.

Das Seltsame, Halbverstörte in den Zügen des Mannes fiel dem Arzte unangenehm auf.

„Ist das Kind wieder gesund?“ forschte Burger.

Der Diener maß ihn mit einem Blicke, der zu fragen schien, was ihn denn die Sache eigentlich angehe. Vielleicht wußte er auch nicht, wie weit er, ohne die Interessen seiner Herrschaft zu verletzen, in seiner Auskunft gehen dürfe.

Gisbert erkannte das wohl, er zog eine Karte aus seiner Tasche und reichte sie dem Diener. „Ich bin Arzt und ein Bekannter der gnädigen Frau,“ fügte er hinzu.

Der Mann verbeugte sich mit der Höflichkeit und Zurückhaltung eines geschulten Bedienten. „Das Kind ist tot.“

„Wann ist es gestorben?“

„Vergangene Nacht.“

Es lag noch mehr in dem eigentümlichen Blicke des Lakaien als diese Auskunft.

„Ist etwas passiert?“ drängte Gisbert voll Besorgnis. „Ist die Frau Baronin erkrankt?“

Irgend etwas mußte geschehen sein, etwas Ungewöhnliches, das bewies das Benehmen des Livreeträgers, der offenbar weder sich noch seine Herrschaft bloßstellen wollte. Unentschlossen stand er da, bis er endlich fragte, ob der Herr nicht lieber mit dem Herrn Baron selbst sprechen wolle.

„Ich weiß freilich nicht, ob der Herr Baron gegenwärtig Besuche empfängt,“ meinte er im Anschluß an die Frage.

Gisbert, überzeugt von der Vergeblichkeit seines Bemühens und nicht geneigt, mit dem Baron zu verhandeln, wollte sich eben zurückziehen, als ein älterer Herr die Treppe herabkam, in dem er zu seiner Freude den Professor Stern, einen ihm wohlbekannten Arzt und Universitätslehrer, erkannte. Ohne Zögern trat er auf ihn zu und begrüßte ihn. Von diesem konnte er gewiß etwas erfahren, seine Anwesenheit mußte in irgend einer Weise zu dem Tode des Kindes in Beziehung stehen, denn er war eine anerkannte Autorität und medizinischer Sachverständiger bei Gerichtsverhandlungen.

„Darf ich mir die Bitte um eine Auskunft erlauben, Herr Professor?“ begann er nach den üblichen Redensarten.

„Ich würde gern zu Ihrer Verfügung sein, Herr Kollege, habe es aber ungeheuer eilig. Ich muß auf der Stelle zum Untersuchungsrichter — es handelt sich um die Abgabe eines Gutachtens.“

„Darf ich Sie einige Schritte begleiten?“

Dagegen hatte der Professor nichts einzuwenden.

„Ich bin befreundet mit der Frau Baronin Wolfern," erklärte Gisbert, neben dem alten Herrn herschreitend. „Eben höre ich, daß der kleine Sohn der Frau Baronin gestorben ist. Was fehlte ihm denn, Herr Professor?"

Professor Stern räusperte sich, bevor er antwortete: „Das Kind litt an Scharlach, Herr Kollege."

„Also daran ist es gestorben?" rief Gisbert aufatmend.

„Nein, nicht daran. Es war schon so gut wie hergestellt. Nun, Herr Kollege, ich weiß ja, wen ich vor mir habe, und die Sache wird ja heute abend ohnedies in allen Zeitungen zu lesen sein. Es liegt eine Vergiftung vor."

„Wohl ein unglücklicher Zufall?" gab Burger seiner letzten Hoffnung Ausdruck.

„Allem Anschein nach nicht. Wenigstens besteht dringender Verdacht, daß eine andere Hand dem Kinde das Gift einflößte."

„Was für ein Gift?"

„Morphium. — Wenn Sie ein Freund der Baronin sind," sprach der Professor mit leiser Stimme weiter, „so wird die Mitteilung, die ich Ihnen zu machen habe, Sie gewiß schmerzlich berühren. Die Frau Baronin ist vor einer Stunde als die Mörderin ihres eigenen Kindes verhaftet worden."

10.

Professor Stern nahm mit Bestürzung den Eindruck seiner Mitteilung wahr.

„Sie nehmen ein besonderes Interesse an dem Fall, Herr Kollege?" fragte er.

„Wie ich Ihnen sagte," erklärte der Doktor, alle seine Kraft zusammenraffend, „ich bin befreundet mit

der unglücklichen Mutter. Ich kenne ihr ganzes Schicksal — ich schätze und bemitleide sie!"

„Ich ahnte, daß es sich um eine Familientragödie handle," versetzte Stern. „Übrigens weiß ich nicht, ob die Schuld der Dame bereits vollständig erwiesen ist. Ich habe nur die Tatsache der Vergiftung festgestellt."

„Ich danke Ihnen, Herr Professor."

Gisbert wollte sich entfernen, aber Stern hielt ihn zurück.

„Es würde mir lieb sein, Näheres über die Verhältnisse der Familie von Ihnen zu erfahren, Herr Kollege. Vielleicht ist mir manches bei Erstattung meines Gutachtens von Wert."

So wenig aufgelegt Burger war, er sah sich doch gezwungen, dem alten Herrn Bericht zu erstatten. Er faßte sich so kurz, als es nur immer anging.

„Dann ist die arme Dame allerdings zu bedauern," meinte der Professor. „Das Kind ist im Grunde nur glücklich zu preisen, es hätte ja nur ein erbärmliches Leben vor sich gehabt."

„Wie ist der Verdacht gegen die unglückliche Mutter entstanden?"

„Darüber vermag ich nicht viel zu sagen. Der Baron war nicht zu sprechen — von der Hausvorsteherin und der Dienerschaft war nichts zu erfahren. Ich hörte nur, man habe ein Fläschchen mit Morphium bei ihr gefunden."

Die Herren schieden, Gisbert rief die nächste Droschke an und nannte dem Kutscher die Wohnung Amarells. Mit ihm, dem Rechtskundigen, mußte er über den Vorfall reden. Der Anwalt schuldete der bemitleidenswerten Frau Dank, er mußte sich ihrer Sache annehmen. War sie wirklich eine Mörderin, so handelte sie doch aus den edelsten Motiven — es kam die Verzweiflungs-

tat einer bis zum äußersten gereizten Mutter in Betracht.

Gisbert hatte seine auf der Fahrt nach Liverpool mit dem Rechtsanwalt angeknüpfte Bekanntschaft fortgesetzt, die Herren hatten sich besucht, waren auch hin und wieder zusammen ausgegangen. Im näheren Verkehr befestigte sich die Überzeugung des Arztes, daß Wolfgang Amarell einer der Ausgezeichneten seines Berufes sei, denn er war von hervorragender Beredsamkeit, scharfsinnig und ehrenwert. Außerdem hoffte er durch diesen, der doch sicher seine Quellen auch im Gerichtsgebäude besaß, über den Sachverhalt Ausführlicheres zu erfahren.

„Soeben ausgegangen," bedauerte der Bureauvorsteher. „Der Herr Doktor wurde telephonisch zu einer Konsultation berufen."

„Ich denke, es ist üblich, daß die Ratsuchenden die Berater aufsuchen und nicht umgekehrt."

Der Bureauvorsteher lächelte. „In diesem Falle hat die Umkehrung einen gewichtigen Grund, Herr Doktor, denn der Ratsuchende — oder vielmehr die Ratsuchende kann nicht gut hierher kommen. Sie sitzt nämlich im Gefängnis."

„Doch nicht die Baronin —"

Gisbert brachte den Namen nicht über die Zunge.

„Wenn Sie die Frau Baronin v. Wolfern meinen, so ist sie es allerdings."

„Sie hat nach ihm verlangt?"

„Jawohl, Herr Doktor."

„Also von selber," murmelte Burger mit Befriedigung. „Erwarten Sie Ihren Chef bald zurück?"

„Um drei Uhr ist er bestimmt wieder da."

Gisbert verstand den Wink. Es war ein Uhr vorüber, der Bureauvorsteher und die Schreiber wünschten

ebenfalls den Anforderungen ihres Hungers Rechnung zu tragen. So entschied sich der Arzt, da er nicht erst wieder nach Hause fahren wollte, in einem nahen Restaurant zu speisen und um drei Uhr wieder nachzufragen.

Er aß wenig und ohne Appetit, kaum konnte er die Zeit des Aufbruchs erwarten.

Natürlich kam er zu früh, er mußte wohl eine Viertelstunde vor dem Bureau warten, ehe der erste der Schreiber in Sicht kam. Der Rechtsanwalt war noch nicht zurück, da aber seine Sprechstunde um vier Uhr begann und keine telephonische Benachrichtigung von einer etwaigen Behinderung Meldung machte, so glaubte man jede Minute auf seine Ankunft rechnen zu dürfen.

Endlich kam er, in Schweiß gebadet und außergewöhnlich erregt.

Beim Anblick des Freundes leuchteten seine Augen auf. „Sie sind hier, Doktor! — Und ich war eben draußen bei Ihnen."

„Sie waren bei mir? Wahrscheinlich in derselben Angelegenheit —"

„Also wissen Sie schon alles?"

„Nur die Tatsache, das Nähere hoffe ich von Ihnen zu erfahren. Ist es denn wirklich wahr? Hat die Unglückliche —"

Doktor Amarell nickte trübe.

„Es ist kein Zweifel an ihrer Schuld?"

„Keiner."

„Sie haben mit ihr gesprochen? Wie rechtfertigt sie die unselige Tat?"

„Sie rechtfertigt sie gar nicht, denn sie stellt jede Schuld in Abrede."

Gisbert hob betroffen die Brauen. „Tut sie das?" rief er frohlockend. „Dann ist sie auch nicht schuldig!"

Der Rechtsanwalt schüttelte den Kopf. „Schon jetzt liegt genug gegen sie vor, um eine Verurteilung zu rechtfertigen. Jedes Geschworenengericht würde die Schuldfrage bejahen. Nein — nein, da hege ich keine Hoffnung, Doktor. Sie hat mir ihre Verteidigung übertragen. Da habe ich ihr denn in erster Linie den guten Rat gegeben, lieber offen alles zu bekennen. Es ist die erste Voraussetzung für eine milde Beurteilung des Falles, und auf mehr vermag die Verteidigung in diesem Falle nicht hinzuwirken."

„Wie fanden Sie die Arme?"

„Gefaßter, als ich erwartete. Mehr bestürzt von den unerwartet auf sie hereingestürmten Ereignissen, als in Wirklichkeit gebeugt. Sie schien sogar entrüstet, als ich nicht an die Versicherung ihrer Unschuld glaubte."

„Ist das nicht ein gutes Zeichen?"

„Hm — weshalb trägt sie das Gift bei sich, und wo hat sie es her?"

Gisbert unterdrückte die Bemerkung, die Flasche stamme von ihm, die ihm bereits auf den Lippen schwebte. War es nicht besser, die Tatsache zu verschweigen?

„Übrigens," fuhr Amarell fort, „woher wissen Sie denn schon von der Sache? Soviel ich weiß, ist doch bei dem ganzen Verfahren mit peinlicher Zurückhaltung vorgegangen worden."

Jetzt geriet der Arzt in Verlegenheit. Schließlich kam er zu dem Entschlusse, doch lieber offen zu sein, und erzählte dem Freunde von der beunruhigenden Entdeckung.

Amarell stampfte ärgerlich mit dem Fuße auf. „Da haben wir's ja," sagte er. „Der Zusammenhang ist jetzt mit unerbittlicher Logik gegeben: sie entwendete Ihnen das Morphiumfläschchen, ihr Kind wurde mit

Morphium vergiftet, das Fläschchen wurde gefunden und war nach ihrem eigenen Zugeständnis ihr Eigentum."

„Wo fand man das Fläschchen? In ihrer Tasche?"

„Nein, in einem Gebüsch des Gartens, nach welchem das Kinderzimmer hinausgeht. Hätte sie nicht die Torheit begangen, das Fundstück als von sich herstammend anzuerkennen, so wäre sie zwar auch in Verdacht gekommen, aber man hätte ihr wohl kaum etwas beweisen können."

„Wie reimt sich das aber mit ihrem Leugnen zusammen? Eine Schuldige, die nicht gestehen will, hätte doch das nicht zugegeben?"

„Allerdings nicht. Indessen — ihre Tat entspringt durchaus edlen Motiven, ist ein Ausfluß schrecklichster Verzweiflung. Sie hat nicht gemordet, um hinterher zu leugnen, frei vor aller Welt wollte sie bekennen, was sie getan, und allen Menschen wollte sie zurufen: ‚Richtet mich, wenn ihr eine Mutter in meiner Lage verdammen könnt!' So stelle ich mir wenigstens ihre Gedanken vor, und — offen gestanden — so hätte ich es von ihr erwartet. Dann würde ich als ihr Vertreter leichtes Spiel vor den Geschworenen haben. Nun scheint es aber, als habe sie hinterher die Kraft verlassen, als fürchte sie plötzlich die Folgen ihrer Handlungsweise. Sie sucht — ein echtes Weib — ihre Zuflucht im Leugnen."

„Ich weiß nicht, ob Sie die Frau richtig beurteilen," nahm Burger nach längerer Überlegung das Wort. „Dieses feige Zurückweichen liegt meines Erachtens nicht in ihrem Charakter. Erzählen Sie mir doch den ganzen Hergang."

Bereitwillig berichtete Amarell, Marga habe, seit sie nach Berlin zurückgekehrt sei, den größten Teil ihrer Zeit dazu verwendet, ihr Kind zu sehen. Alle

möglichen Listen und Bestechungen habe sie versucht, und wenn sie das kleine Wesen nur vorüberfahren sah, so gewährte ihr das schon eine innere Befriedigung, obwohl sie sich hütete, das Kind unnötig zu beunruhigen. Sie rief es nicht an, sie lächelte ihm nicht zu — aus Angst, das Kind werde sich nach ihr sehnen und ihre Abwesenheit qualvoll empfinden, Besorgnisse, die meiner Ansicht nach mit Rücksicht auf die geistige Verfassung des Knaben völlig unbegründet waren. Eines Tages kam das Kind nicht zur gewohnten Stunde an ihr vorüber, auch am nächsten Tage und am dritten blieb es aus. Voller Angst setzte sie alle Scheu beiseite, eilte nach der Wohnung des Barons, um hier zu erfahren, daß der kleine Rudi am Scharlach erkrankt sei. Seit letzter Nacht habe die Krankheit eine gefährliche Wendung genommen, das Kind deliriere stark und jeder Augenblick könne der letzte sein. Da mußte jede Rücksicht weichen. Sie ließ sich bei ihrem früheren Gatten melden. Sie bat um Erlaubnis, ihr Kind pflegen zu dürfen. Der grausame Egoist stellte die Bedingung, sie solle wieder zu ihm ziehen, sonst müsse sie dem Krankenbett ihres Kindes fernbleiben. Sie weigerte sich. Eine erschütternde Szene folgte. Marga weinte und flehte, sie fiel schließlich auf die Kniee vor dem Baron, der endlich ihren Tränen nicht länger zu widerstehen vermochte. In tödlicher Sorge stürzte sie in das Krankenzimmer; von diesem Augenblicke ab wich sie keine Sekunde von dem Lager ihres Lieblings. Sie —"

„Erlauben Sie," fiel Burger dem Erzähler ins Wort. „Man pflegt doch nicht ein Kind gesund, um es hinterher umzubringen. Haben Sie diesen rätselhaften Umstand schon bedacht?"

(Fortsetzung folgt.)

⊠ ⊠ ⊠

Wie ſie ſo ſanft ruhn.

Erzählung nach Tatſachen von Wilhelm Hille.

Mit Bildern von Th. Volz.

(Nachdruck verboten.)

Die alte Gräfin Cederſtröm war auf dem an der Küſte der Inſel Möen liegenden Stammſchloß der Familie geſtorben.

Sie hatte ihr jahrelanges Gebrechen, ein ſchmerzhaftes Leberleiden, mit großer Geduld ertragen. Als ihr endlich die Ärzte erklärten, daß ihr Leben nur noch durch eine Operation von ungewiſſem Ausgange verlängert werden könne, fügte ſie ſich in ihr Schickſal mit der Ruhe einer Märtyrerin. Sie teilte das Los ſo vieler Patienten: die Operation wurde glücklich vollzogen, aber ſie ſtarb acht Tage ſpäter an Entkräftung.

Die ganze Dienerſchaft war zum Sterbezimmer zugelaſſen worden, als ihr letztes Stündchen geſchlagen hatte. Ihr einziger Sohn, Graf Bodo v. Cederſtröm, einer der erſten Würdenträger am Hofe des Königs von Dänemark, war auf eine telegraphiſche Mitteilung herbeigeeilt, um ſeiner Mutter die Augen zuzudrücken. Er durchmaß unaufhörlich mit großen, haſtigen Schritten den Raum und warf ab und zu einen fragenden Blick auf den Arzt, der die ſchmale ariſtokratiſche Hand der Verſcheidenden gefaßt hielt und den immer matter werdenden Puls verfolgte.

Zu Füßen des Bettes kauerte, in Tränen gebadet,

der zehnjährige Enkel, ein schöner, dunkeläugiger Knabe. Bisweilen brach er in ein lautes Schluchzen aus und rief: „O Großmutter! Liebe Großmutter!“

Dann wollte er sich auf die Kranke stürzen und sie umarmen, wurde aber jedesmal von den Umstehenden daran verhindert und auf seinen Platz zu Füßen des Bettes zurückverwiesen.

Bei einem besonders lebhaften Ausruf des Knaben erwachte die alte Gräfin aus ihrer Betäubung.

Sie flüsterte: „Ich fürchte mich nicht vor dem Sterben; ich fürchte mich nur vor dem Lebendigbegrabenwerden. Daß ich nur ja nicht leb—“

Noch bewegten sich ihre Lippen, aber man verstand nichts mehr.

Eine Minute später erhob sich der Arzt und erklärte, daß die Frau Gräfin v. Cederström nicht mehr unter den Lebenden weile.

— — — — — — — — — — — — —

Der neue Schloßherr war am nächsten Tage früh aufgestanden, um den Nachlaß der Verstorbenen zu ordnen und die nötigen Anordnungen betreffs der Bestattung und der Eröffnung des Testamentes zu geben. Was den letzten Punkt anbetraf, so war es weniger er selbst als die Dienerschaft, die ein großes Interesse daran hatte, den letzten Willen der Gräfin zu erfahren. Graf Bodo war Universalerbe, daran bestand kein Zweifel. Die testamentarischen Verfügungen konnten sich also nur auf die zu verteilenden Legate und Geschenke beziehen, die gewiß nicht allzu knapp bemessen waren. Die Gräfin hatte ja allezeit eine offene Hand gehabt und Gaben der Wohltätigkeit öffentlich und im geheimen ausgestreut. Sie würde in ihrem Testamente ihren das ganze Leben hindurch bewiesenen Charakter sicher nicht verleugnen.

Der Graf verhandelte eben mit zwei Handwerkern über die Instandsetzung des Mausoleums, als ein junger, ernst ausschauender Mann ins Zimmer trat und mit einer tiefen Verbeugung auf den Grafen zuschritt.

„Was gibt's, Herr Doktor?" fragte der Graf.

„Verzeihung, Herr Graf," sagte Doktor Augustin, der im Schlosse die Stelle eines Erziehers des Enkels der Verstorbenen bekleidete, „Verzeihung, ich habe zu melden, daß Ihr Sohn —"

„Albrecht ist doch nicht krank?"

„Ich fürchte, Herr Graf. Die heftige Gemütsbewegung gestern abend, dazu eine Erkältung, die er sich bei der törichten Geschichte diese Nacht zugezogen hat —"

„Was für eine törichte Geschichte?"

„Ich meine das im Leichenzimmer. Man wird wohl schon berichtet haben —"

„Im Leichenzimmer?" fragte der Graf und runzelte die Stirn. „Sprechen Sie deutlicher! Ich weiß von nichts."

„Es ist sehr zu bedauern, daß man Ihrer Anordnung, das Leichenzimmer zu verschließen, nicht nachgekommen ist. Als die Totenfrau heute früh um fünf Uhr in das Zimmer will, um ihre Vorbereitungen zu treffen, findet sie die Tür weit offen stehen, und über der Leiche, sie zärtlich umschlungen haltend, liegt Ihr Sohn, im Nachthemde, und ist fest eingeschlafen. Sie wissen ja, er hing sehr an seiner Großmutter. Augenscheinlich ist er in der Nacht aufgestanden, um sie noch einmal zu sehen, und ist dabei eingeschlafen. Nun, Kinder wissen ja nicht, was der Tod ist. Wir brachten ihn sofort wieder ins Bett. Aber er hat Fieber und phantasiert unaufhörlich, er will zu seiner

Großmutter, schreit, sie sei gar nicht tot, er habe es gefühlt in der Nacht, daß sie noch lebe. Ich habe selbstverständlich den Arzt holen lassen, denn es ist nicht ungefährlich, Leichen zu berühren, obgleich in diesem Falle eine Ansteckung wohl kaum in Frage kommen dürfte."

Der Graf hatte mit großer Unruhe zugehört. Als Augustin geendet hatte, verließ er, ohne ein Wort zu antworten, das Zimmer und eilte ins Erdgeschoß hinab, wo sich das Schlafgemach seines Sohnes befand.

Der Kleine hatte sich ein wenig beruhigt. Er lag still auf seinem Bett und starrte mit seinen großen, träumerischen Augen zur Decke hinauf. Der Hausarzt, Doktor Normann, flüsterte leise mit der Kammerzofe.

Der Graf betrachtete eine Weile still seinen einzigen Sohn und Erben; dann beugte er sich über ihn und küßte ihn auf die weiße Stirn. „Aber was machen wir für tolle Streiche, Albrecht!" sagte er in begütigendem Tone. „Die liebe Großmutter ist nun im Himmel bei deiner Mutter, und da müssen wir uns freuen, daß sie ihre Leiden überstanden hat. Wir wollen nun recht vernünftig sein und uns bestreben, ebenso gut zu werden wie sie. Dann sehen wir sie später als Engel im Himmel wieder."

„Aber sie ist ja gar nicht tot!" rief der Knabe leidenschaftlich. „Ich habe es gesehen, wie sich ihre Lippen bewegten. Ich habe es gehört, wie sie flüsterte: ‚Lieber Albrecht!' — Ihr dürft sie nicht in den Sarg legen wie die Mutter! Ich will es nicht!"

Der Graf warf einen Blick auf den Arzt. Dieser schüttelte den Kopf. „Unmöglich! Die Kennzeichen des eingetretenen Todes sind so klar, daß es keinen

Zweifel gibt. Wäre die Frau Gräfin an einer Infektion der Operationswunde gestorben, so könnte man vielleicht an Scheintod infolge von Starrkrampf

denken. Das ist aber nach dem ganzen Verlauf der Krankheit ausgeschlossen. Die Todesursache war Herzlähmung infolge von Altersschwäche. Wenn Herr Graf indes wünschen, so kann ich der Leiche noch eine

Pulsader öffnen, obgleich es, wie gesagt, gänzlich überflüssig ist."

„Also sie hegen keinen Zweifel?"

„Leider nicht den geringsten!"

„Dann soll das Öffnen der Pulsader unterbleiben. Der Körper meiner Mutter ist mir zu heilig, um überflüssige Experimente daran vornehmen zu lassen. Geben Sie dem Jungen ein kleines Beruhigungsmittel, daß er seinen Kummer ausschläft. Er hat eine zu lebhafte Phantasie. Die gute Großmutter hat ihn offenbar zu sehr verhätschelt. Kein Wunder, daß er sich die Sache so sehr zu Herzen nimmt!"

Der Arzt nickte einverstanden.

Der Graf drückte noch einen Kuß auf die Stirn des Knaben und sagte zu ihm: „Du wirst nun ein wenig schlafen, mein Junge. Und dann, wenn du wieder aufgewacht bist, wollen wir nicht mehr trauern, sondern an unsere Arbeiten denken. Herr Doktor Augustin wird morgen den Unterricht wieder aufnehmen."

„Und sie ist doch nicht tot!" sagte der Knabe trotzig. „Ich weiß, daß sie nicht tot ist!"

Die Beisetzung der Verblichenen sollte im Mausoleum, das im hintersten Teile des Schloßparkes, von dunkeln Kiefern umgeben, lag, unter großen Feierlichkeiten stattfinden.

Während draußen die Arbeiter damit beschäftigt waren, den Weg, welchen der Trauerzug zu passieren hatte, mit grünen Tannenzweigen zu bestreuen, nahm im Sterbezimmer die Dienerschaft von der Leiche Abschied. In langem Zuge ging alles an dem offenen Sarge vorüber, in dem die tote Gräfin unter den auf-

gehäuften Kränzen und Palmenwedeln fast verschwand. Rechts und links am Kopfende des Sarges standen zwei Lakaien in Trauerlivree, die mit strenger, ernster Miene die Zeremonie überwachten.

Als die Dienerschaft entlassen war, begann die Trauerfeier für die Mitglieder der gräflichen Familie und die Gäste, welche von nah und fern herbeigeeilt waren, um der Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. In weitem Halbkreise stellten sie sich um die Bahre herum auf; zu Häupten Graf Bodo selbst, neben ihm Doktor Augustin mit seinem Zögling. Im Hintergrunde, an der Wand entlang, sah man eine Schar schwarzgekleideter Knaben und weißgekleideter Mädchen, die auf ein Zeichen des Lehrers das Lied: „Wie sie so sanft ruhn" anstimmten.

Die mit schwarzem Krepp ausgeschlagenen Fenster ließen nur schwache Spuren des Tages in das Gemach dringen; vier riesige Kandelaber, die seit zwei Tagen unaufhörlich brannten, ersetzten das Sonnenlicht durch ein geheimnisvolles, unstetes Zwielicht und warfen ihre gelben Strahlen auf das wachsbleiche stille Gesicht im Sarge, auf die schmalen, über der Brust gekreuzten Hände, die ein silbernes Kruzifix hielten, auf die Blumen und pompösen Kränze, die das übrige bedeckten.

Als der Gesang der Schulkinder verstummt war, trat der Geistliche an den Sarg und legte segnend die Hände auf das Haupt der Leiche.

„Selig sind, die im Herrn entschlafen sind," begann er.

„Aber sie ist ja gar nicht tot!" rief plötzlich eine jugendliche Stimme dazwischen*).

*) Siehe das Titelbild.

Alles sah erstaunt auf den Sprecher; mehrere der anwesenden Damen brachen in lautes Schluchzen aus.

Graf Bodo wendete sich zu dem Hauslehrer. „Führen Sie ihn hinaus, Herr Doktor," flüsterte er mit verhaltenem Zorn. „Bringen Sie ihn in sein Zimmer und schließen Sie ihn ein. Er stört die heilige Handlung."

Der Doktor faßte den über seine Kühnheit selbst erschrockenen Zögling bei der Hand und verließ mit ihm das Zimmer. Dann nahm die Feier ihren Fortgang.

Eine halbe Stunde später schloßen sich die Pforten des Mausoleums hinter dem Sarge der alten Gräfin. Als die wenigen Personen, denen der Zutritt in das Allerheiligste der Familie vergönnt gewesen war, ins Schloß zurückkehrten, bemerkten sie nicht das blasse Kindergesicht an einem Fenster des Erdgeschosses, das regungslos mit starren Augen nach der Richtung des Mausoleums hinschaute, sie hörten nicht, wie der kleine Albrecht unaufhörlich vor sich hinflüsterte: „Sie war ja gar nicht tot!"

Am Nachmittag desselbigen Tages reiste Graf Bodo nach Kopenhagen zurück. Sein Sohn, so hatte er bestimmt, sollte zunächst unter der Obhut seines Erziehers im Schlosse zurückbleiben.

Nur vier Personen bewohnten jetzt das Schloß, Doktor Augustin mit seinem Zögling, das frühere Kammermädchen der Gräfin, das zugleich nun die Pflichten der Köchin versah, und ein alter Diener. Diese Personen hatten im Erdgeschoß Platz genug. Das beste Zimmer war als Bibliothek und Unterrichtszimmer eingerichtet worden; es stand auf der

einen Seite mit dem Privatgemache des Lehrers, auf der anderen mit dem Schlafzimmer des künftigen Erben in Verbindung.

Die Lebensordnung war eine äußerst geregelte, man möchte sagen eintönige. Punkt sieben Uhr brachte Jakob den Kaffee in die Bibliothek. Sogleich nach beendetem Frühstück begann der Unterricht in den verschiedenen Fächern, die für einen Knaben aus vornehmer Familie, der zum Eintritt ins Heer bestimmt war, für nötig gehalten wurden. An den Unterricht schloß sich ein Spaziergang im Park, bis Jakob meldete, daß das Mittagsmahl angerichtet sei. Am Nachmittage wurde gewöhnlich ein gemeinschaftlicher Ritt durchs Dorf und nach den benachbarten Höhenzügen unternommen. Der kleine Albrecht auf seinem niedlichen Grauschimmel neben dem beständig sehr ernst dreinschauenden Erzieher auf kräftigem Rappen, gefolgt von dem Lakaien, war den Bauern der Umgebung eine vertraute Erscheinung, und gern drängten sie sich herzu, um den künftigen Erben zu begrüßen. Bei schlechtem Wetter veranstaltete Doktor Augustin öfters kleine Gesellschaften von Kindern der benachbarten Gutsherren, die dann etwas Leben in das stille Schloß brachten und die Einförmigkeit der Tagesordnung auf angenehme Weise milderten.

Trotz dieser auf Gesunderhaltung und gedeihliche Entwicklung des jungen Grafen so sorgfältig berechneten Lebensweise mußte der Erzieher jedoch bald bemerken, daß mit dem Knaben etwas nicht in Ordnung war. Er klagte häufig über Kopfschmerzen, sah auffallend blaß aus und magerte ab. Beim Unterrichte legte er eine früher nie beobachtete Zerstreutheit an den Tag, so daß fast keine Stunde mehr ohne Verdruß und Scheltworte vorüberging. Besonders wunderte sich

Doktor Augustin über die Scheu, mit welcher der Knabe bei Spaziergängen im Parke die Gegend vermied, in der das Mausoleum lag.

Er beschloß, der Sache auf den Grund zu kommen, und richtete es eines Tages so ein, daß er seinen Zögling in eine diesen sehr interessierende Unterhaltung verwickelte und dabei unvermerkt bis dicht an das Mausoleum führte.

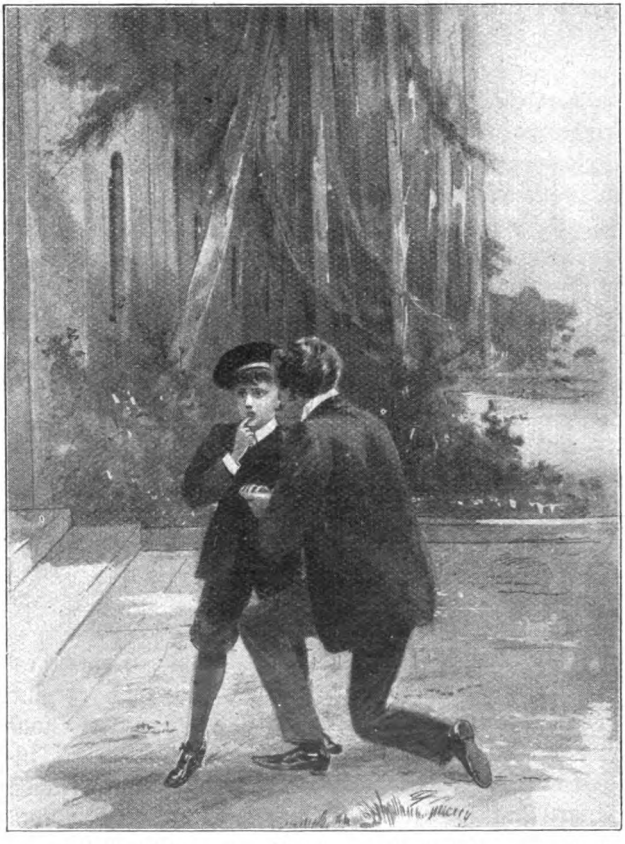
„Da ist ja das Mausoleum, wo deine liebe Großmutter ruht," sagte er plötzlich unbefangen. „Findest du nicht, daß man einige von den Tannen, die den Weg fast versperren, weghauen könnte?"

Ein tiefer Seufzer war die Antwort. Die zarte Gestalt an seiner Seite zitterte. Dann mit einem Male schlossen sich die Augen des Knaben und, von heftigen Krämpfen geschüttelt, stürzte er zur Erde.

Erschrocken über diesen Ausgang seines Experiments kniete Doktor Augustin neben seinem Zögling nieder, öffnete ihm die Kleider, bettete seinen Kopf auf seinen Knieen und rieb ihm die Schläfengegend, bis das Bewußtsein nach und nach zurückkehrte.

Der Knabe schlug die Augen auf. Da erschrak Augustin noch mehr. Ein seltsamer, fast an Wahnsinn erinnernder Ausdruck lag in diesen Augen, etwas Leeres, in die Ferne Starrendes, unnatürlich Angespanntes. Angst und Entsetzen auf dem bleichen jungen Antlitz, schien er zu lauschen, indem er den Kopf bald nach der einen, bald nach der anderen Seite drehte, wie man es macht, wenn man keinen Ton verlieren will.

„Wir wollen hier fortgehen, Albrecht," sagte der Lehrer und rieb die eiskalten Hände des Jungen mit den seinen. „Nicht wahr, du kannst jetzt wieder gehen?"



„Pſt!“ flüſterte der Kleine, erhob ſich und legte den Finger auf den Mund. „Horch, da wieder! Hören Sie es nicht?“

Ob es nun die Wirkung der unheimlichen Aufmerkſamkeit ſeines Gefährten oder eine Täuſchung ſeiner eigenen Phantaſie war, es kam plötzlich dem Doktor vor, als ob auch er etwas Seltſames höre.

Es klang wie ein fernes Stöhnen, das aus der Richtung des Mausoleums kam.

„Sie lebt immer noch!“ flüsterte der Knabe. Sein Kopf war ihm auf die Brust hinabgesunken; seine Lippen murmelten Unvernehmbares vor sich hin.

„Da wieder!“ rief er plötzlich laut, so daß es den Doktor eiskalt überlief. „Hören Sie es denn nicht? O, Großmutter, liebe Großmutter!“ Er brach in lautes Schluchzen aus und breitete die Arme aus, als wenn er die Tote umfangen wollte.

Doktor Auguſtin hatte ſich wieder gefaßt. Was er einen Augenblick ſelbſt zu hören geglaubt hatte, mußte ja Einbildung ſein, ein Spiel der Phantaſie, durch das ein vernünftiger Mann ſich nicht beſtimmen laſſen konnte. Er ergriff den weinenden Knaben am Arme und ſagte: „Komm, Albrecht! Das Mittageſſen wird ſchon aufgetragen ſein. Was du da ſagſt, iſt Unſinn. Die Großmutter werden wir dereinſt erſt im Himmel wiederſehen.“

Einige Tage ſpäter, als Auguſtin noch beim Morgenkaffee ſaß, während Albrecht im Parke ſpielte, trat der Diener Jakob mit etwas verlegener Miene ein und bat um ſeine Entlaſſung.

„Gefällt es Ihnen denn bei uns nicht mehr, Jakob?“ ſagte Auguſtin verdrießlich. Jakob hatte ſeit faſt zwanzig Jahren im Dienſte der Herrſchaft geſtanden, war ehrlich und gewiſſenhaft, und nur ſchwer zu entbehren.

„O, ich möcht' nur meine Ruhe haben!“ antwortete der Alte.

Während Auguſtin ſich bemühte, ihm ſeinen Entſchluß auszureden, klopfte es an die Tür, und das Kammermädchen erſchien, völlig reiſefertig und mit

rotgeweinten Augen. Sie wischte sich mit ihrem Taschentuche die noch immer rinnenden Tränen ab und bat ebenfalls, das Haus verlassen zu dürfen.

Jetzt glaubte Doktor Augustin eine Verabredung annehmen zu müssen. „Sprecht! Was gibt's?“ rief er in strengem Tone.

Beide schwiegen.

Nach langem Zureden erst gelang es endlich dem Doktor, die lächerliche Geschichte zu erfahren. Es war nichts anderes, als daß beide behaupteten, im Schlosse spuke es. Die alte Gräfin ginge bei Nacht um, man habe sie dreimal um Mitternacht in ihrem weißen Totengewande nach dem Schlosse kommen und dann im Mausoleum wieder verschwinden sehen. Das ganze Dorf wisse es bereits. Gestern am Sonntage habe sogar der Pfarrer in der Kirche gesagt, man möchte auch beten für die, die im Grabe keine Ruhe fänden, damit ihre Seelen erlöst würden.

Augustin wußte, wie viel Aberglaube noch in den Leuten steckte, was für unangenehme Folgen es haben konnte, wenn solch törichte Gerüchte sich in den Köpfen festsetzten. Er selbst war ja über dergleichen Torheiten erhaben, und doch wußte er sich selbst nicht recht zu erklären, wie es gekommen war, daß sein erster Gedanke jetzt der seltsame Ton war, der ihm vor einigen Tagen aus dem Mausoleum entgegengekommen war. Lag etwas Düsteres, Ahnungsvolles in der Luft, oder wirkte die Scheu und der Schrecken ansteckend auf seinen freien Geist?

Er konnte jedenfalls eines geheimen, innerlichen Schauders nicht Herr werden, und seine Stimme zitterte ein wenig, als er sagte: „Ich will der Sache bald auf den Grund kommen. Wenn ich sehe, daß ihr Recht habt mit dem Spuk, so erhaltet ihr morgen

früh euer Gehalt und könnt gehen. Inzwischen sprecht mit niemandem über die Sache, vor allen Dingen nicht mit Albrecht!"

Mit diesen Worten stand er vom Tische auf und rief den Knaben herbei, um den Unterricht aufzunehmen.

— — — — — — — — — — — — —

Als es dunkel geworden war, brachte Augustin seinen Zögling selber zu Bett. Das Kammermädchen hatte, in nicht mehr zu bewältigender Furcht, schon das Haus verlassen mit der Erklärung, sie wolle das nicht noch einmal sehen, was sie gestern nacht gesehen, und wenn man ihr dreifachen Lohn gebe. Er entkleidete also den jungen Grafen selbst.

„Weshalb kommt denn Marianne nicht, mir zu helfen?" fragte der Knabe.

„Marianne hat um Urlaub gebeten. Sie kommt erst morgen wieder."

„Erst morgen? O, ich weiß schon, was es ist. Sie hat eben auch Furcht."

Der Doktor sah seinen Zögling scharf an. „Furcht? Wovor denn Furcht?"

Der Knabe schlug die Augen nieder und schwieg.

„Hast du denn Furcht? Ein Graf Cederström hat Furcht? Und wovor? Vor dem Alleinschlafen?"

Albrecht errötete. Die Scham, feige zu erscheinen, kämpfte mit dem Verlangen, etwas Grausiges, das seine Seele belastete, von sich abzuwälzen. Er flüsterte endlich fast unhörbar, in dem er die Arme um den Nacken des Lehrers legte: „Ach, Herr Doktor, wenn Sie wüßten, was ich immer für Träume habe!"

Besorgt betrachtete Augustin das junge Gesicht, und wieder glaubte er jenen seltsamen, an Wahnsinn grenzenden Ausdruck in diesen brennenden Augen

wahrzunehmen, der ihn damals während der Szene am Mausoleum so erschreckt hatte.

„Erzähle mir etwas von deinen Träumen, Albrecht!“ sagte er und strich begütigend durch die Locken des Jungen. „Wovon träumst du denn?“

„Von der Großmutter,“ sagte der Knabe und sah sich scheu im Zimmer um. „Aber ich weiß nicht, ob es ein Traum ist oder Wirklichkeit. Gestern nacht kam es mir vor, als stände ich vor der großen eisernen Tür des Mausoleums und horchte durch das Schlüsselloch, und da hörte ich —“

„Was hörtest du?“ Augustin sprach es mit rauher Stimme. Er fühlte, wie sich ihm das Haar zu sträuben begann. „Da hörte ich, wie sie leise sagte: ‚Morgen sterbe ich erst.‘ — Ja, so sagte sie ganz deutlich.“

Wie ein scheuer Hauch bloß kam es über die Lippen des Knaben. Dann sprang er plötzlich in sein Bett und zog sich die Decke über den Kopf, um nichts mehr zu sehen und zu hören.

„Es ist die höchste Zeit, daß der Junge aus dem Schlosse kommt,“ murmelte Augustin vor sich hin, als er das Schlafzimmer verließ und sich in das Dienerzimmer begab, wo Jakob schon auf ihn wartete. Das Zimmer lag nach hinten hinaus; man konnte von seinem Fenster aus ein Stück der breiten Allee übersehen, die den großen Schloßpark in zwei gleiche Teile teilte, und die an dem Tannendickicht endete, hinter dem das Mausoleum lag.

Da es erst elf Uhr war, so beschloß der junge Mann, sofort an den Grafen Bodo zu schreiben und ihm die Notwendigkeit, wenigstens für einige Zeit seinen Sohn anderswo unterzubringen, klarzulegen. Er ließ sich also Schreibzeug bringen und befahl, ihn nicht zu stören.

Bald hörte man in dem Raume nichts mehr als das Geräusch der eifrig bewegten Feder und das gelegentliche Räuspern des Alten, der auf einem ledernen Lehnstuhle am Fenster Platz genommen hatte und schweigend aus einer kurzen Pfeife Rauchwolken gegen das geschlossene Fenster blies. Ab und zu schlugen schwere Regentropfen gegen das Glas und schienen sich mit dem Qualm zu einem undurchdringlichen Schleier vereinigen zu wollen. Zwischen den Spitzen der Tannen, am Ende der Allee, lugte die gelbe Scheibe des Mondes durch, häufig verdeckt von schnell vorüberziehenden schwarzen Wolken, und warf ein ungewisses Licht auf die Erde herab.

Gerade als Augustin mit seinem Briefe fertig war, hob die alte Wanduhr zum Schlagen aus, und gerade als der zwölfte Schlag verhallte, fühlte der Doktor, wie sich eine zitternde Hand auf seine Schulter legte.

Der Alte stand vor ihm, ganz blaß vor Schrecken, und wies mit der anderen Hand nach dem Fenster hin.

Der Doktor riß das Fenster auf und schaute hinaus. In der Dämmerung gewahrte er ganz deutlich eine weiße Gestalt, die sich langsam in der Allee auf das Mausoleum zu bewegte. Man sah, wie der Wind die weißen Leinentücher hin und her bewegte. Die Gestalt blieb bisweilen stehen, einmal schien es sogar, als wollte sie umkehren. Dann aber, ruckweise, wie von einer höheren Macht gezogen, glitt sie weiter, bis sie in dem Tannendickicht verschwand.

Welcher Art seine Gedankenverbindung war, wußte Augustin selber nicht — genug, es fiel ihm plötzlich ein, was sein Zögling beim Zubettegehen gesagt hatte.

„Jakob," rief er, „laufen Sie einmal schnell in das

Zimmer des jungen Herrn und sehen Sie nach, ob alles in Ordnung ist."

Der Diener sah seinen Vorgesetzten erstaunt an, aber dann eilte er gehorsam hinaus.

„Ich will nicht hoffen, ich will nicht hoffen —" murmelte der Doktor und stellte sich wieder ans Fenster, um die Gegend des Mausoleums im Auge zu behalten.

Es dauerte nicht lange, so kam der Diener wieder, keuchend vor Aufregung. „Der Junker ist weg, und das Fenster steht offen!" berichtete er.

Ohne eine Antwort zu geben, schwang sich Augustin auf die Brüstung des Fensters und sprang auf die vor dem Hause sich hinziehende Rabatte hinab. Dann lief er quer durch die Anlagen auf die Parkallee zu.

Er hatte sich nicht geirrt. Als er das Tannendickicht erreicht hatte, sah er die kleine weiße Gestalt vor der Tür des Mausoleums stehen und ängstlich horchen. Der Knabe war nur mit seinem Nachthemd bekleidet, das der Regen so durchweicht hatte, daß es fest am Körper klebte.

„Törichter Junge, was willst du hier?" schalt der Doktor und ergriff seinen Zögling an der Hand. „Bist du denn ganz von Sinnen? Anstatt im Bett zu liegen und zu schlafen, streichst du hier bei Nacht und Nebel im Parke herum! Ich werde es deinem Vater berichten, und er wird dich bestrafen."

Der Knabe, ganz ins Horchen vertieft, schien die Anwesenheit seines Lehrers gar nicht zu bemerken. Erst als dieser ihn umfaßte, um ihn fortzutragen, wandte er den Kopf nach ihm.

Augustin sah ihm ins Gesicht und erschrak fast noch mehr, als er sich vorhin über das vermeintliche Gespenst entsetzt hatte. Der Blick des Knaben hatte etwas so eigentümlich Leeres, Irres, daß er nicht mehr im

Zweifel darüber sein konnte, was das bedeutete. Hier war eine schwere Gehirnerkrankung im Anzuge, wenn nicht schon ausgebrochen.

„Wir müssen jetzt wieder ins Bett, Albrecht," sagte er zärtlich.

Der Knabe ließ sich ruhig davontragen. Als ein heftiger kalter Windstoß ihn durchschauern machte,

drückte er sich unwillkürlich enger an die Brust des Erziehers.

An der Haustür kam ihnen Jakob mit brennender Kerze entgegen.

Als der helle Lichtschein das Gesicht des Knaben traf, flüsterte er: „Ich hab' nichts mehr gehört. Jetzt ist sie tot."

„Jakob," wandte sich Augustin an den Diener, „eilen Sie, so schnell Sie können, zu Doktor Normann und bitten Sie ihn, sofort zu kommen."

Die Botschaft von der schweren Erkrankung seines einzigen Sohnes versetzte den Grafen Cederström in die größte Bestürzung. Aber fast ebenso groß wie seine Bestürzung war seine Verlegenheit, was er tun solle. Jetzt, in diesem Augenblicke, abreisen zu sollen nach seinem Schlosse auf der Insel Möen war äußerst unangenehm. Er war vom Könige zur Jagd befohlen worden. Seine Majestät rechnete sicher auf ihn. Sollte er ihn enttäuschen wegen einer Depesche, die vielleicht nur der Ausfluß allzugroßer Besorglichkeit des jungen Hauslehrers war?

Er beschloß nach langem Überlegen, erst nähere Nachrichten abzuwarten, und telegraphierte zurück, er könne vor drei Tagen nicht abkommen, man solle sofort Genaueres über den Stand der Krankheit berichten.

Eine Stunde später kam die Antwort. Sie war von Doktor Augustin und Doktor Normann gemeinschaftlich unterzeichnet und lautete: „Albrecht seit heute morgen ohne Besinnung. Katastrophe kann jeden Augenblick eintreten. Wenn Sie Ihren Sohn noch lebend antreffen wollen, sofort abreisen."

Wieder war das Zimmer, in welchem die alte Gräfin ihre Augen geschlossen hatte, mit schwarzem Flor behangen; wieder brannten die riesigen Kandelaber und beleuchteten die weißen, stillen Züge eines Schläfers, der da auf dem Paradebette den Schlaf schlief, den man Tod nennt. Wen die Götter lieben, den lassen sie in der Jugend sterben, heißt ein alter Spruch. Ein solcher Liebling mußte er wohl gewesen sein, der kleine Albrecht, daß er so schnell der Welt wieder entrissen worden war. Aber die Menschen hatten ihn auch geliebt. Unter den vielen, die sich herzudrängten, um einen letzten Blick auf den toten Knaben zu werfen oder einen Kuß auf die erkaltete Hand zu drücken, war wohl keiner, der nicht mit Tränen in den Augen das Sterbezimmer verließ.

Graf Bodo, ganz von seinem Schmerz überwältigt, irrte in den Wandelgängen des Parkes umher. Ihm war zu Mute wie einem Spieler, der alles, was er hat, auf eine Karte gesetzt und verloren hat. Seit Jahren hatte sich sein ganzes Hoffen und Streben auf diesen Knaben gerichtet, den Stammhalter seines Geschlechts, das er durch ihn zu noch höheren Ehren und Würden zu führen hoffte. Das alles war nun zwecklos geworden. Sein Geschlecht starb mit ihm aus. Er hatte überhaupt nichts mehr auf der Welt zu suchen und täte am besten, sich in irgend einen Winkel zu verkriechen.

Aus seinen Gedanken rief Doktor Augustin ihn zurück, der ihn darauf aufmerksam machte, daß es Zeit sei, die Vorkehrungen für das Begräbnis zu treffen.

„Sie haben recht, Herr Doktor," sagte der Graf mit einem schweren Seufzer. „Es ist Zeit, das Mausoleum zu öffnen. Wer hätte das gedacht! Die Blumen auf dem Sarge meiner Mutter werden kaum trocken sein."

Er eilte in sein Arbeitszimmer, öffnete ein Geheimfach in dem großen eichenen Schreibtisch, der die ganze Hinterwand des Zimmers einnahm, und ergriff den schweren Schlüssel, der die Tür der Familiengruft öffnete. Noch niemals seit vielen hundert Jahren war dieser Schlüssel in eine andere Hand als die des jeweiligen Oberhauptes des Geschlechtes derer von Cederström gekommen. Von Vater auf Sohn hatte er sich wie ein Heiligtum vererbt, das kein Fremder berühren durfte, und immer war es ein feierlicher Augenblick gewesen, wenn der Chef der Familie ihn hervorholte.

Graf Bodo betrachtete ihn mit traurigem Blick und sagte sich, daß er nun niemanden mehr habe, an den er dies ehrwürdige Erbstück weitergeben könne. Eine fremde Hand würde die Gruft öffnen, wenn er gestorben wäre, irgend ein trinkgeldlustiger Kastellan würde künftig die Besucher, die sich am Anblick verfallener Herrlichkeit ergötzen wollten, an den Reihen der Särge seiner Ahnen vorbeiführen.

„O Albrecht, mein Albrecht!“ murmelte er vor sich hin, als er das Schloß verließ und auf das Mausoleum zuschritt.

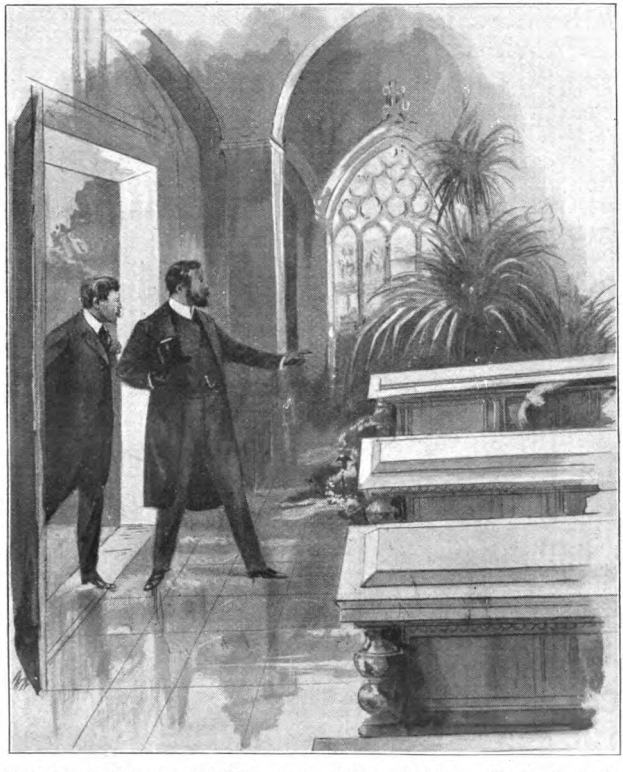
In der Allee sah er Augustin, der einigen Arbeitern Befehle erteilte, und winkte ihn zu sich.

„Begleiten Sie mich,“ sagte er zu dem jungen Manne. „Sie gehören ja sozusagen mit zur Familie. Was Sie an dem Kleinen getan haben, werde ich Ihnen nie vergessen. Sie sollen mit mir am Sarge meiner Mutter beten.“

Augustin verneigte sich schweigend.

Fünf Minuten später öffnete sich die schwere eiserne Tür, und die beiden Männer betraten das Innere des Mausoleums.

Als ihr an die Tageshelle gewöhntes Auge anfing in der Dämmerung der Gruft Gegenstände zu unterscheiden, bemerkte Auguſtin, wie ſein Begleiter plötz-



lich in heftigem Erſchrecken ſtehen blieb. Er ſah auf. Graf Bodo zeigte mit vor Grauen entſtellter Miene auf einen Sarg, der als letzter in der Reihe ſtand.

Die Marmorplatte, die ihn bedeckte, war verſchoben, und an der einen Seite ragte bis zum Ellbogen ein weißer Arm heraus.

Ein eisiger Schauer kroch dem jungen Manne ans Herz, während er sich zitternd an dem Griffe der eisernen Tür festhielt. Seine Zähne klapperten wie im heftigsten Fieber. Ihm war mit einem Schlage alles klar. Die alte Gräfin war wirklich lebendig begraben worden. Sie war ohne Zweifel bald, nachdem das Mausoleum geschlossen, aus ihrer totenähnlichen Erstarrung erwacht. Die Verzweiflung mußte ihrem Körper Kräfte verliehen haben, so daß es ihr gelang, die schwere Platte zu heben und einen Arm dazwischen zu klemmen. Da auf diese Weise Luft in ihre enge Behausung drang, so mochte sie noch tagelang gelebt haben. Ja, gewiß, sie war schließlich nur vor Hunger und Erschöpfung gestorben.

Und sein Zögling hatte das alles gewußt! Er hatte in jener Nacht, als er über der vermeintlich Toten eingeschlafen war, das Leben in diesem erstarrten Körper gespürt. Der kindliche Instinkt war zuverlässiger gewesen als die Überzeugung des Arztes. Und dies schreckliche Bewußtsein, daß man eine Lebendige einmauerte, hatte den Knaben selber ins Grab gezogen.

Länger als eine Minute schauten sich die beiden Männer schweigend an. Jeder las auf dem Angesichte des anderen sein eigenes Entsetzen.

Endlich sagte Doktor Augustin: „Was gedenken Sie zu tun, Herr Graf?“

„Vor allen Dingen Aufsehen vermeiden. Ich will nicht, daß von morgen an die Gruft meiner Ahnen in allen Zeitungen abgebildet erscheint. Helfen Sie mir, dies in Ordnung zu bringen.“

Sie machten sich ans Werk. Es gelang ihnen bald, die Marmorplatte etwas zu heben und den schrecklichen Arm wieder im Dunkel des Sarges verschwinden

zu lassen. Dann legten sie die Platte wieder zurecht, verrichteten ein Gebet und entfernten sich.

Am Tage darauf wurde der junge Schloßherr neben seiner Großmutter zur ewigen Ruhe gebettet.

Auf Anordnung des Grafen war die Leiche vorher seziert worden.

Der Kabinettskurier.

Von Al. Cormans.

Mit 8 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Der diplomatische Verkehr zwischen den Regierungen der modernen Kulturvölker vollzieht sich bekanntlich in der Hauptsache durch die Vermittlung der Botschafter, Gesandten, Ministerresidenten und Konsuln, die jede größere Nation in allen wichtigeren Hauptstädten des Auslandes unterhält. Die unerläßliche Voraussetzung für eine ersprießliche Tätigkeit dieser bevollmächtigten Vertreter ist — von ihren persönlichen Fähigkeiten natürlich abgesehen — eine enge und stete Verbindung mit der Regierung, deren Anschauungen sie vertreten und deren Plänen sie zur Verwirklichung verhelfen sollen. Namentlich zwischen den bei den Großmächten beglaubigten Botschaftern und Gesandten und den ihnen vorgesetzten Ministerien der Auswärtigen Angelegenheiten findet darum unausgesetzt ein sehr lebhafter und umfangreicher Depeschenwechsel statt, der aus triftigen Gründen nur zum kleinsten Teil auf dem bequemsten und kürzesten Wege, das heißt durch die Post und den Telegraphen, bewirkt werden kann.

Sowohl die von den Gesandtschaften ausgehenden Berichte und Informationen, wie die ihnen von ihren Regierungen zukommenden Anweisungen müssen in ihrer überwiegenden Mehrheit mit peinlichster Sorgfalt als Staatsgeheimnis behandelt und unter Aufwendung

Das Gepäck des Kuriers wird im Ministerium des Auswärtigen fertig gemacht und versiegelt.

aller erdenklichen Vorsichtsmaßregeln der Kenntnisnahme durch Unberufene entzogen werden.

Bei den mancherlei Schleichwegen, die die politische Spionage einzuschlagen weiß, und bei den unberechenbaren Folgen, die der Verrat eines politischen Geheimnisses nach sich ziehen kann, wird die in allen Kulturstaaten gesetzlich gewährleistete unbedingte Verschwiegenheit des gesamten Post- und Telegraphenpersonals von der Diplomatie im allgemeinen nicht als ausreichende Bürgschaft für die Unmöglichkeit verhängnisvoller Indiskretionen angesehen. Auf den bezeichneten Wegen werden darum in der Regel nur solche Mitteilungen ausgetauscht, von deren Bekanntwerden eine ernstliche Schädigung des Staatsinteresses nicht zu befürchten ist. Der wichtigere Teil des schriftlichen Verkehrs zwischen der Zentralstelle und den auswärtigen Vertretern vollzieht sich noch heute ebenso wie in vergangenen Jahrhunderten durch die Vermittlung von besonderen Kabinettskurieren, die gehalten sind, mit Einsetzung aller geistigen und körperlichen Kräfte — wenn es not tut, selbst mit Einsetzung des Lebens — die ihnen zur Beförderung anvertrauten Depeschen als wohlbehütete Geheimnisse ihrem Bestimmungsort zuzuführen.

Das Berliner Auswärtige Amt verwendet in pietätvoller Bewahrung eines alten Brauches die im Leutnants- oder Oberleutnantsrange stehenden Angehörigen des Reitenden Feldjägerkorps für diese Kurierdienste. In anderen Ländern werden sie von Ministerialbeamten versehen, die natürlich mit großer Gewissenhaftigkeit ausgewählt und der strengsten Prüfung auf ihre Zuverlässigkeit, Umsicht, Energie und körperliche Leistungsfähigkeit hin unterworfen worden sind.

Abfahrt des Kuriers zum Bahnhof.

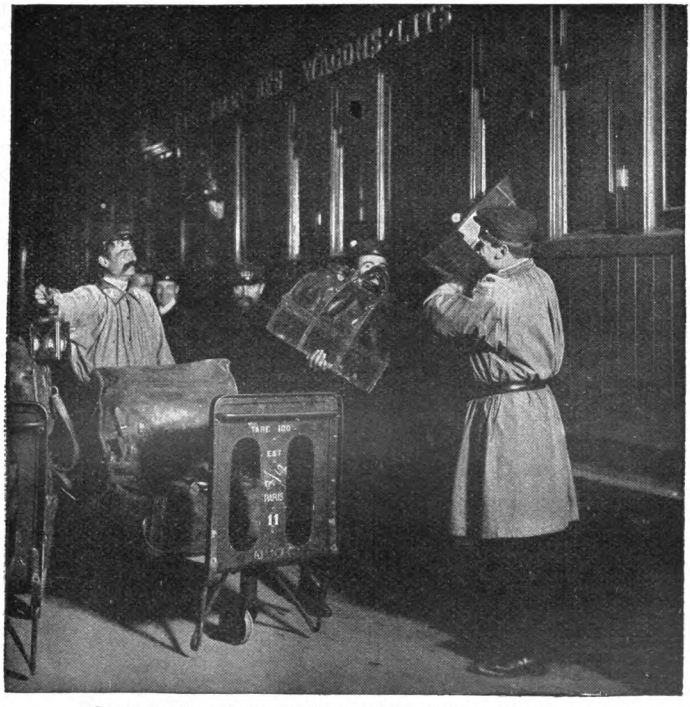
Denn wenn auch die Zeiten vorüber sind, da der beständig von tausend Gefahren umdrohte Überbringer wichtiger Staatsgeheimnisse sich der raffiniertesten Verkleidungen bedienen und den schwersten Anstrengungen aussetzen mußte, um nach langer, mühseliger Reise endlich sein Ziel zu erreichen, so hat doch die heute gegebene Möglichkeit, Tausende von Kilometern im bequemen Schlafwagen eines Luxuszuges zurückzulegen, dem Dienst des Kabinettskuriers noch keineswegs alle Beschwerlichkeiten genommen, und als eine Sinekure oder auch nur als eine sonderlich angenehme Berufsart, wie es manchem auf den ersten Blick erscheinen mag, ist dies Amt keineswegs zu betrachten.

Einen hübschen Einblick in die Eigenart des Kurierdienstes gewähren die unserer Schilderung beigegebenen Abbildungen, die zum Teil von einem dieser berufsmäßigen Kabinettsreisenden selbst aufgenommen worden sind.

Unter normalen politischen Verhältnissen kommen für die Kabinettskuriere nur Reisen in Betracht, deren Endpunkte London, Rom, Konstantinopel und St. Petersburg sind. Der Umstand, daß fast alle anderen, für den diplomatischen Verkehr wichtigen Hauptstädte auf diesen Linien berührt werden, setzt den Kurier in den Stand, die für die dortigen Vertreter bestimmten Depeschen mitzunehmen und sie, ohne seine Reise zu unterbrechen, in die Hände der zur Empfangnahme an den Bahnhof entsandten Gesandtschaftsbeamten zu legen.

Für den Verkehr mit den Gesandtschaften in unmittelbar benachbarten oder durch Postdampfer des eigenen Landes erreichbaren Staaten, namentlich solchen, die in der internationalen Politik eine minder bedeutende Rolle spielen, bedient man sich heutzutage im all-

gemeinen lieber des poſtaliſchen Weges. Doch wird immer Bedacht darauf genommen, daß die Sendungen nicht auf einen einzigen Augenblick in die Hände

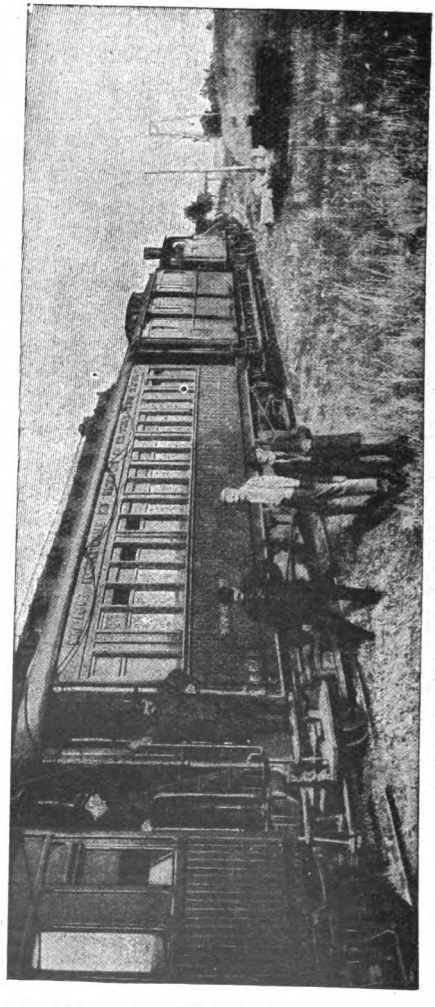


Das Handgepäck des Kabinettskuriers wird in den Schlafwagen verladen.

fremdſtaatlicher Beamten gelangen. So werden zum Beiſpiel von Paris aus die nach Madrid, Bern und Luxemburg beſtimmten Depeſchen mit der franzöſiſchen Poſt bis an die Grenzſtation befördert und dort von den Kurieren der betreffenden Geſandtſchaften in

Empfang genommen. Der Verkehr mit dem französischen Vertreter bei den Vereinigten Staaten aber vollzieht sich in der Weise, daß die Sendungen auf einem französischen Dampfer als Postgut nach New York gehen, um dort von einem aus Washington entsandten Boten in Empfang genommen und ihrem Bestimmungsorte zugeführt zu werden.

Natürlich sind die Reisen der Kabinettskuriere nach einem bestimmten Plane geregelt, der alle an dem Verkehr mit den auswärtigen Vertretern beteiligten Ministerien und Behörden in den Stand setzt,



Der Zug wird wegen der Choleraquarantäne angehalten.

die zur Absendung bestimmten Schriftstücke rechtzeitig an die im Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten eingerichtete Sammelstelle gelangen zu lassen.

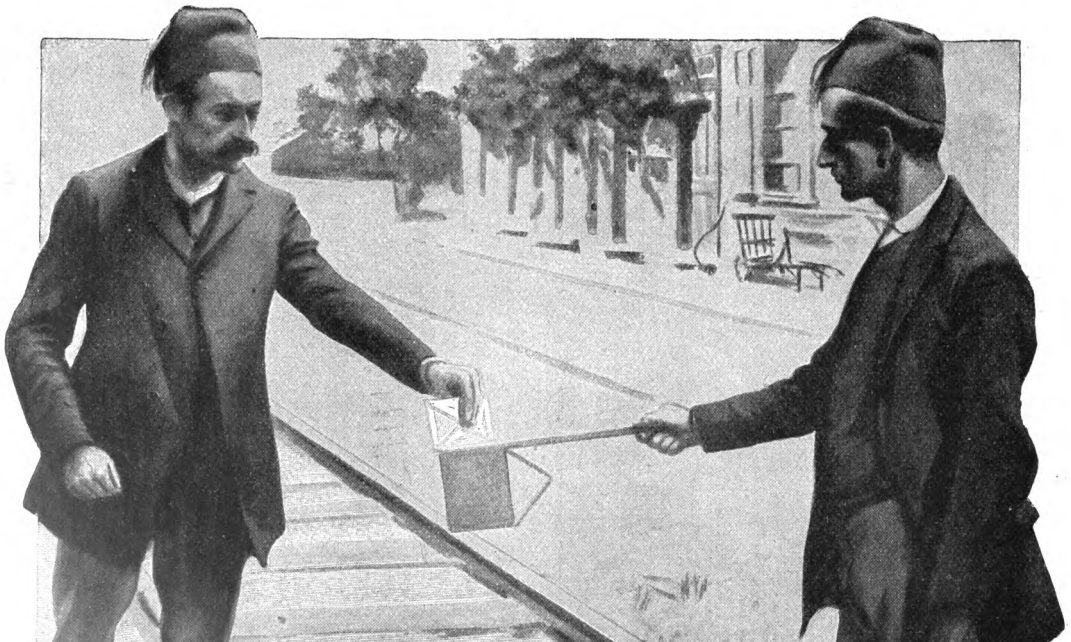
Wie es unmittelbar vor Abgang eines Kuriers an dieser Sammelstelle aussieht, macht unser Bild auf Seite 87 offenbar. Der uneingeweihte Beschauer wird sicherlich nicht wenig erstaunt sein über die große Zahl von Koffern, Handtaschen, Kästen und Paketen, die das Gepäck des nach Konstantinopel abzufertigenden Kabinettskuriers ausmachen sollen, und schon die Art der Verpackung wird angesichts einiger dieser Gepäckstücke einen gelinden Zweifel in ihm aufsteigen lassen, ob es sich da in der Tat ausschließlich um diplomatische Aktenstücke handelt.

Solche Zweifel sind denn auch wohlberechtigt. Es hat nämlich jeder im auswärtigen diplomatischen Dienst beschäftigte Staatsbeamte die Erlaubnis, den Kabinettskurier für seine persönlichen Zwecke mit „Mitbringseln" bis zum Gewichte von dreißig Kilo zu belasten, und da es überdies mit dieser Maximalgrenze nicht sehr genau genommen wird, so geschieht es nicht selten, daß das Gepäck eines Kuriers einen ganzen Gepäckomnibus füllt, und daß er außer Depeschen, deren Inhalt vielleicht über das Wohl und Wehe ganzer Völker entscheiden soll, auch ganze Stöße der neuesten Romane, so und so viele Dutzend Halskragen der allerletzten Fasson, Damenhüte, Konfitüren, Zigaretten und hundert andere Dinge zu behüten hat, die mit der auswärtigen Politik seines Vaterlandes nur in recht losem Zusammenhang stehen.

Die Anforderungen, die an die Arbeitskraft der mit der Abfertigung der Kuriere betrauten Beamten gestellt werden, sind nicht gering. Jedes durch ihre

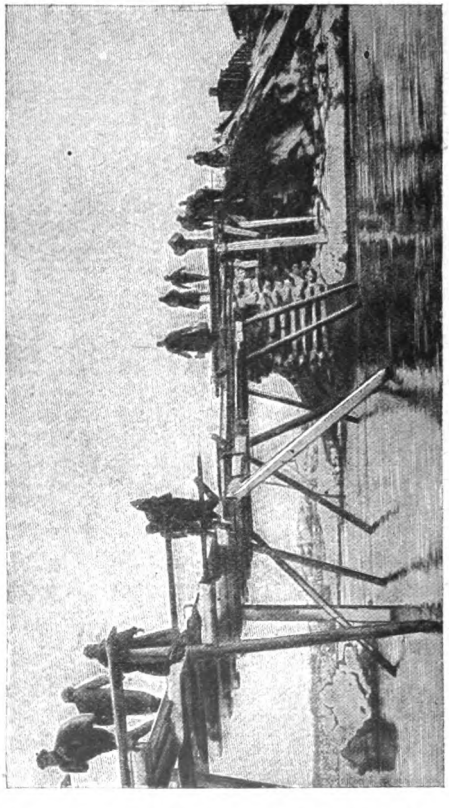
Hände gehende Schriftstück, deren Zahl zumeist eine sehr große ist, und die in ihrer überwiegenden Mehrheit erst im allerletzten Augenblick einlaufen, muß sorgfältig gebucht werden, und die Sorge für die richtige Verteilung belastet diese sorgsam ausgewählten und auf strengste Verschwiegenheit besonders vereideten Beamten mit einer schwerwiegenden Verantwortlichkeit. Ihre Tätigkeit während der letzten Stunden vor Abgang des Kuriers pflegt eine geradezu fieberhafte zu sein; denn der Sendbote darf seinen Zug unter keinen Umständen versäumen, und wenn er die Fahrt zum Bahnhof auch immer erst in der allerletzten Minute antritt, so müssen doch bis zu dieser Minute unbedingt alle Taschen und Koffer gepackt, amtlich versiegelt und mit den ebenfalls durch amtliche Siegel befestigten Aufschriften versehen sein, die ihren Empfänger bezeichnen. Zu der Zeit, da die Verhandlungen zwischen Berlin und Paris eine kritische Wendung zu nehmen drohten, und die Entscheidung über Krieg und Frieden sozusagen auf des Messers Schneide stand, gelangten die letzten für den Botschafter in Berlin bestimmten Depeschen meist erst so spät an die Sammelstelle, daß der Kurier, um seinen Zug noch zu erreichen, in dem Automobil des Ministers zum Bahnhof befördert werden mußte und zwar mit einer Fahrgeschwindigkeit, die alle Straßenpolizisten in die gewaltigste Aufregung versetzte.

Die Bahnhofs- und Zugbeamten sind natürlich stets vorher darüber unterrichtet, daß sich der Kabinettskurier unter den Passagieren des Luxuswagens befinden wird, und ein auf Reisen befindliches gekröntes Haupt hat sich kaum einer größeren Aufmerksamkeit und eines liebenswürdigeren Entgegenkommens von seiten des Bahnpersonals zu erfreuen als er. Er be-



Hygienische Vorsichtsmaßregeln an einer Quarantänestation.

tritt den Bahnhof durch eine für das gewöhnliche Reisepublikum streng verschlossene Pforte, und er wird vor derselben schon von mehreren Gepäckträgern erwartet, die sein Gepäck ebenso schnell wie sorgsam an das für ihn reservierte, besonders geräumige Schlafwagenabteil befördern. Nach seiner Anweisung werden die einzelnen Stücke derart um ihn her verstaut, daß er sich in jedem Moment mit einem einzigen Blick von ihrer Vollzähligkeit überzeugen kann. Die letzten müssen ihm allerdings der Zeitknappheit wegen meist schon durch das Fenster zugereicht werden, und das Abfahrtssignal des ungeduldig wartenden Zugführers ertönt gewöhnlich in demselben Moment, wo der wichtige Passagier tat-



Transport der wichtigen Gepäckstücke über eine Nothbrücke.

sächlich „reisefertig" geworden ist. Von zollamtlichen Untersuchungen und ähnlichen Reiseplackereien gewöhnlicher Sterblicher bleibt der Kabinettskurier verschont. Die ihm von der Regierung seines Landes ausgestellte Legitimation muß nach völkerrechtlichem Brauch von jedem Grenzzollamt unbedingt respektiert werden, und er genießt auf seinem Wege auch sonst alle erdenklichen Vergünstigungen, die selbstverständlich stets unter der Voraussetzung der Gegenseitigkeit gewährt werden.

Wie schon oben erwähnt, sind die Abfahrts- und Ankunftszeiten der Kabinettskuriere ein für allemal genau geregelt. An jedem zweiten Donnerstag zum Beispiel verläßt der Petersburger Kurier die französische Hauptstadt, und am Sonntagmorgen hat er die besonders wichtigen Geheimdepeschen, die er in einer mehrfach verschlossenen Umhängetasche verwahrt und während der ganzen Reise nicht auf einen einzigen Augenblick von sich gelassen hat, in die Hände des am Zarenhofe beglaubigten französischen Botschafters zu legen. Am darauffolgenden Sonnabend erst tritt er die Rückreise an, um unterwegs die Antworten auf die Depeschen in Empfang zu nehmen, die er acht Tage vorher an die auf seiner Route liegenden Gesandtschaften verteilt hat.

Der ebenfalls in zweiwöchentlichen Zwischenräumen wiederkehrende Tag der Abreise nach Konstantinopel ist der Montag. Auf dieser Reise verursachen die verschiedenen Balkanstaaten einigen längeren Aufenthalt, denn erst am Donnerstagvormittag elf Uhr fährt der Kurier in der von Kawassen begleiteten Equipage des Botschafters vom Bahnhof in Konstantinopel zu dem in der Grande Rue de Pera gelegenen Gebäude der französischen Botschaft. Am

nächsten Mittwoch reist er wieder ab, und am Sonnabend wird er mit seinen Depeschen aus dem Orient in Paris erwartet.

Die Konstantinopler Strecke ist es, auf der sich häufiger als auf den anderen unvorhergesehene und unwillkommene Zwischenfälle ereignen. Der romantischste trug sich vor ungefähr fünfzehn Jahren unweit der türkischen Station Tscherkeßkeni zu, wo eine Bande von Briganten sich sämtlicher Luxuszug-Passagiere, einschließlich des französischen Kabinettskuriers, bemächtigte, ohne sich im mindesten um seine energischen Verwahrungen und seine Berufungen auf das Völkerrecht zu kümmern. Einzig der Lokomotivführer blieb im Besitz seiner Freiheit. Man gestattete ihm sogar, auf seiner Maschine desselben Weges zurückzufahren, auf dem er gekommen war, aber man gab ihm die etwas bedenkliche Versicherung mit, daß sämtliche Gefangenen des Todes sein würden, wenn er nicht vor Ablauf des dritten Tages mutterseelenallein und ohne Waffen, aber in Begleitung eines genau bestimmten und keineswegs

Die Tasche
für die wichtigsten Geheimdepeschen.

unerheblichen Löſegeldes wieder zur Stelle ſei. Vielleicht war es ein großes Glück für die übrigen Paſſagiere, daß der Kurier ihr Schickſal zu teilen hatte;

Eröffnung der vom Kurier überbrachten Gepäckſtücke.

denn der von der franzöſiſchen Regierung auf die Hohe Pforte ausgeübte Druck mag nicht wenig dazu beigetragen haben, daß der Lokomotivführer mit dem

verlangten Lösegeld wirklich noch rechtzeitig wieder am Platze war.

Von anderen Ursachen eines unfreiwilligen Aufenthalts auf der Orientbahn geben die von dem französischen Kabinettskurier Pierron angefertigten Photographien auf Seite 92 und 96 Kunde.

Im August 1894, einem schlimmen Cholerajahr, wurde der Zug, in welchem sich Herr Pierron und sein englischer Kollege Kapitän Taylor befanden, bei Tschataldja, etwa siebzig Kilometer von Konstantinopel entfernt, mitten auf freiem Felde angehalten, weil man die Reisenden einer längeren Quarantäne zu unterwerfen gedachte. Die beiden Kuriere aber legten gegen ihre Zurückhaltung unter Hinweis auf die Folgen, die daraus für die internationale Politik entstehen könnten, so nachdrücklich Verwahrung ein, daß man sich schließlich begnügte, sie und ihr Gepäck mit desinfizierenden Flüssigkeiten auf das gründlichste zu durchtränken, um dann großmütig die Weiterfahrt des Zuges zu gestatten.

Bei weitem unangenehmer war nach seiner Versicherung ein Reiseabenteuer, das demselben Kurier ein anderes Mal auf der nämlichen Strecke zustieß. Der Orientexpreßzug gelangte nämlich an einen breiten und reißenden Strom fast unmittelbar, nachdem die hochgehenden Fluten die Eisenbahnbrücke fortgerissen hatten. Da auch Transportfahrzeuge nicht aufzutreiben waren, schien an ein Weiterkommen zunächst nicht zu denken. Aber Pierron fand für gutes Geld Leute, die mit Hilfe der stehengebliebenen Brückenreste einen Notsteg herrichteten und dann die einzelnen Gepäckstücke auf ihrem Rücken über die schwanke und etwas halsbrecherische Passage, die natürlich auch der Kurier selbst benützen mußte, glück-

lich an das andere Ufer schafften. Mit einer verhältnismäßig geringfügigen Verspätung langte der findige und tüchtige Beamte dank seiner Entschlossenheit in Stambul an.

Geschäftig wie vor der Ausreise geht es an der Sammelstelle im Ministerium des Äußern auch nach der Heimkehr des Kuriers zu, denn wieder müssen alle Bestandteile des von ihm mitgebrachten amtlichen Gepäcks auf das genaueste mit den überreichten Verzeichnissen verglichen werden, und mit aller möglichen Beschleunigung muß die Verteilung an die verschiedenen zum Empfange berechtigten Stellen erfolgen.

Dem Kurier selbst aber sind nur wenige Tage der Ruhe am häuslichen Herde vergönnt. Er ist nun einmal dazu bestimmt, den größeren Teil seines Lebens auf der Eisenbahn zu verbringen. Reiselustige Leser werden ihn um seiner „Vergnügungsfahrten" willen vielleicht etwas weniger beneiden, wenn sie erfahren, daß einer dieser ruhelosen Wanderer, Herr Olivier Quique, nach einer kürzlich von ihm bekannt gegebenen Zusammenstellung in seiner Eigenschaft als französischer Kabinettskurier bisher gereist ist: dreihundertundfünfzigmal nach London, hundertundachtzehnmal nach Berlin und St. Petersburg, zweiundvierzigmal nach Wien, einundsechzigmal nach Brüssel, dem Haag und Amsterdam, und vierundsechzigmal nach Konstantinopel. Die von ihm alljährlich zurückgelegte Kilometerzahl beläuft sich nach seiner gewiß nicht zu hoch gegriffenen Berechnung auf fünfzigtausend, also rund zehntausend mehr, als bei einer Reise um die ganze Erde bewältigt werden müßten.

⊠ ⊠ ⊠

Das lebende Bild.

Ein Märchen von Hermann Roemer.

(Nachdruck verboten.)

1.

Vor dem Portal der „Ausstellung der Vergessenen“ stand am letzten Tage des Geöffnetseins der Ausstellung ein junger Herr von schlanker, hoher Gestalt, mit edlen Zügen und jenem zugleich schüchternen und feurigen Blick, der sowohl der Ausdruck eines tiefen Gemüts, als der Träger aufrichtiger innerer Begeisterung zu sein pflegt. Lord Artur Palmerston, der Sohn eines der ältesten und vornehmsten Geschlechter Britanniens, richtete die großen blauen Augen wie verwundert auf die seltsame Aufschrift über der Eingangstür, schüttelte befremdet den Kopf und trat endlich an die Kasse, sich eine Eintrittskarte zu lösen.

Der Kassierer, völlig in eine Zeitung versunken, sah überrascht auf. „Sie wünschen?“ fragte er.

„Natürlich eine Eintrittskarte,“ entgegnete in vorzüglichem Deutsch der Lord.

„Nun, so natürlich ist das gerade nicht,“ brummte der Kassierer. „Ich sitze nun seit sechs Wochen hier, ohne sonderlich in Anspruch genommen worden zu sein. Seit vorgestern ist überhaupt niemand mehr dagewesen. Es wird Zeit, daß man dem grausamen Spiel ein Ende macht.“

„So ist die Ausstellung nicht gut besucht worden?“

„Nicht gut? Sagen Sie ruhig schlecht," versetzte der andere, die gewünschte Karte herausgebend. „War eine völlig verfehlte Sache! Ließ sich eigentlich denken. Ausstellung der Vergessenen — wer fragt heutzutage nach dem, was hinter uns liegt? Wenn es die Ausstellung der Zukünftigen wäre! Er lachte grimmig und ließ das erhaltene Geld klirrend in seinen Kasten fallen. „Wird ein schönes Defizit werden!"

„Was soll denn eigentlich ‚Ausstellung der Vergessenen' bedeuten?" erkundigte sich der Lord.

„Sehr einfach. Die ‚Vergessenen' sind diejenigen unserer Künstler, welche an den alten ästhetischen Grundsätzen der Malerei festgehalten haben. Ihr Ideal ist die Schönheit — sie wollen in erster Linie das Schöne darstellen, ohne sich daran zu kehren, daß man sie der Süßlichkeit bezichtigt und verbohrte Ideologen schimpft. Sie behaupten, die höchste Schönheit sei auch die höchste Wahrheit, was ihnen heutzutage selbstverständlich niemand mehr glaubt. Sie haben es nun gewagt, weil ihre Bilder überall zurückgewiesen wurden, selbständig mit einer Ausstellung vor das Publikum zu treten. Der Versuch ist gründlich mißlungen. Niemand zeigte Interesse für ihre Bestrebungen, und die Ausstellung ist während der sechs Wochen ihrer Dauer kaum von einigen hundert Leuten besucht worden."

„Was vielleicht auch seinen Grund mit darin hat, daß man sie in den äußersten Norden Berlins in ein völlig abgelegenes, keineswegs zweckmäßiges Lokal versetzt hat," wandte der Lord ein.

„Das geschah, weil kein anderes zu haben war," entgegnete der Kassierer und wandte sich seiner Zeitung zu, indes Lord Palmerston die Räume der Ausstellung betrat.

Die ersten Gemälde betrachtete er mit mißtrauischen Blicken, bald aber steigerte sich seine Aufmerksamkeit, er harrte länger und länger vor den einzelnen, nicht allzu zahlreichen Nummern aus, zuletzt brachen die Strahlen heller Bewunderung aus seinen Augen, und seine Begeisterung erreichte den Gipfel, als er sich plötzlich der wirklich wunderbaren Gestalt eines jungen lieblichen Mädchens gegenübersah, das aus grünem Lianen- und Rankengeschlinge ihm so lebendig und naturwahr entgegentrat, daß er im ersten Augenblick förmlich zurückprallte und eine Erscheinung der Wirklichkeit vor sich zu haben glaubte. Zu dieser Täuschung trug der Platz, den man dem Gemälde gegeben, in hohem Maße bei: man erblickte das holde Wesen plötzlich, indem man um eine Ecke bog, und der Rahmen von Grün und Blüten schien den Eingang zu einem phantastischen Garten zu verschließen.

Als „Waldnymphe" hatte der Schöpfer dieses unvergleichliche Kunstwerk bezeichnet. Aber diese Nymphe ließ außer ihrer sinnbetörenden Schönheit alle Zeichen überirdischen Ursprungs vermissen: es war, als habe der Maler ein liebliches junges Menschenbild, so wie es war, in naturtreuen Farben auf die Leinwand photographiert, so frisch, so lebendig schauten die blauen Augen in die Welt, so glänzend seidenweich fielen die goldgelben Locken auf die weißen Schultern herab, so anmutig und natürlich sprach das reizvolle, heitere Lächeln zu dem Betrachter, dem es vorkam, als gelte dieses Lächeln ihm persönlich und bilde nicht einen für alle Beschauer ohne Unterschied vorhandenen Ausdruck.

Wie von der Hand eines griechischen Künstlers erzeugt, bot die zauberhafte Erscheinung in dem schlanken, wohlgefälligen Körper, den ein leichtes weites licht-

blaues Gewand halb verhüllte, eine Anmut und Grazie der Formen, wie sie in gleicher Vollkommenheit das Leben nur selten aufweist. Das sanft zur Seite geneigte Haupt, das ovale Gesichtchen mit den blühenden Wangen, der zierliche Mund, die feingeformte Nase, der blütenweiße Hals — alles gemahnte mehr oder weniger an die antiken Vorbilder, ohne doch ganz auf den uns Kindern des Nordens sympathischen germanischen Charakter zu verzichten.

Ohne Zweifel stand der Maler auf weit realistischerem Boden als die übrigen „Vergessenen", aber auch er hatte die Schönheit als Ideal erkoren, er hatte sich bemüht, in Form und Inhalt die erhabenste Harmonie, mit der süßesten Lieblichkeit vereint, zur Gestaltung zu bringen. Und doch hatte er es verstanden, dem Ganzen jenen rosig blühenden Schimmer gegenwärtigen Lebens aufzuprägen, der alle Formen nicht nur plastisch erscheinen läßt, sondern ihnen auch scheinbare Beweglichkeit und den Gesichtszügen Geist und Bewußtsein verleiht.

Lord Palmerston konnte sich nicht wieder von dem Gemälde trennen, keinen Schritt tat er mehr nach den anderen, umsonst versuchte der herzutretende Aufseher, dem diese Beharrlichkeit auffiel, seine Aufmerksamkeit auf andere Bilder abzulenken. Der Lord achtete gar nicht auf ihn, hörte ihn vielleicht auch gar nicht.

Erst nach langer Zeit fuhr er, wie aus einem Traum erwachend, plötzlich hastig herum und rief dem Mann mit beinahe rauher Stimme etwas zu.

Der Aufseher verstand ihn nicht. „Was wünschen Sie?" fragte er.

„Es fehlt etwas in dem Gesicht," wiederholte der Lord. „Aber ich kann nicht dahinter kommen, was es ist. Hat sich noch niemand darüber geäußert?"

„Habe nichts gehört.“

„Betrachten Sie einmal genau diese Züge. Erscheint es Ihnen nicht, als müßte darin noch ein Etwas zum Ausdruck gelangen, was nicht vorhanden ist?“

Der Aufseher, obgleich er im voraus von seiner Unfähigkeit, dieses nicht Vorhandene zu erkennen, überzeugt war, stellte sich vor das Bild und gab sich den Anschein, es sorgfältig in Augenschein zu nehmen. „Ich finde den Kopf sehr schön,“ meinte er endlich. „Alle Besucher haben ihn so gefunden. Es war das einzige Stück, das Beifall fand. Nur meinte man, das Bild würde nur als Porträt Wert haben, als Idealgestalt sei es ein bloßes müßiges Produkt der Phantasie. Wer malt auch heutigen Tages Waldnymphen!“

„Als ob die Phantasie, welche die höchsten Gesetze der Schönheit zu ergründen, ihre höchsten Höhen zu ersteigen sucht, nicht die gewaltigsten Aufgaben der Kunst löste,“ murmelte bitter der Lord. „Wenn wir vollkommen werden wollen, müssen wir Muster der Vollkommenheit schaffen, denen wir nachzueifern vermögen. Wer die Vollkommenheit vorausahnt, ist gleich einem Forscher, der uns die Rätsel der Schöpfung löst.“ Er schwieg eine Weile, dann fuhr er, wieder zu dem Aufseher redend, fort: „Ist das ein Porträt oder eine Idealgestalt?“

„Man weiß es nicht. Es ist aber wohl anzunehmen, daß der Künstler nach einem Modell gearbeitet hat.“

„Wer ist der Maler?“

„Das Bild ist von einem bisher unbekannten Künstler einem Herrn v. Preißert.“

„Wo wohnt er?“

„Er hat vor kurzem eine Studienreise nach Indien angetreten.“

„Schade. Ist das Bild verkäuflich?“

„Gewiß. Die Ausstellungsleitung ist mit Vollmacht versehen.“

„Ich kaufe es,“ rief der Lord entschlossen. „Zeigen Sie mir das Bureau, das Bild muß mein werden!“

In der Tat durfte sich Artur Palmerston kaum eine Stunde später als rechtmäßigen Eigentümer des herrlichen Frauenbildnisses betrachten. Das ganze Geschäft vollzog sich fast wortlos. Der Engländer kam, fragte und zahlte — er hätte mit derselben Selbstverständlichkeit die dreifache Summe entrichtet.

Den ganzen Abend stand er dann in seinem Hotelzimmer vor dem Gemälde, es bald von diesem, bald von jenem Standpunkte aus bei dem hellen Lichte der elektrischen Lampen bewundernd. Je mehr er schaute, je verliebter schien er in sein Besitztum zu werden.

— — — — — — — — — — — —

Nie trennte er sich seit dieser Stunde von ihm, überall auf seinen Reisen führte er es im kostbaren Goldrahmen mit sich, jedem, der sich dafür interessierte, zeigte er es, und jedem legte er die Frage vor: „Was fehlt nur in dem Gesicht? Ich habe das Gefühl, daß etwas mangelt, aber ich kann nicht ergründen, was es ist. Indessen stört es mich nicht im Genusse.“

Alle Beschauer prüften daraufhin das Gemälde, doch keiner vermochte herauszufinden, was der Lord meinte.

„Es ist nicht das Kunstwerk, das mich so anzieht, sondern das Wesen selbst, welches es darstellt,“ pflegte er intimeren Bekannten gegenüber hinzuzusetzen.

Er konnte bald nicht mehr leben ohne seine „Nymphe“, er sprach mit ihr wie mit einem wirklichen Wesen, trank seinen Kaffee mit ihr gemeinsam, das heißt, während sie neben ihm stand und ihn aus ihrem Rahmen

von Gold und Grün hervor mit ihrem bezaubernden Lächeln anblickte, er strich zärtlich über die wunderbaren glänzenden Locken, tippte auf das reizende Näschen, ja küßte sogar den schönen rosigen Mund, wenn er unbelauscht war.

Der Lord sei mit seinem Bilde verheiratet, spotteten seine Freunde. „Nymphe" erheitere, tröste, unterhalte ihn gleich einer wirklichen Person, es fehle weiter nichts, als daß er sich mit ihr vom Standesbeamten regelrecht zusammengeben lasse.

Artur lächelte, wenn solche Äußerungen zu seinen Ohren klangen, er nahm sie auch nicht übel, war er doch unvermählt, so daß keine Frau Ursache hatte, auf „Nymphe" eifersüchtig zu sein.

„Hätte ich aber eine," sagte er eines Tages zu einem Freunde, „so wäre ihr solcher Grund unleugbar gegeben. Aber ich habe keine und brauche keine, ‚Nymphe' genügt mir, der Künstler hat so unendlich viel in sie hineingelegt, daß ich ein Leben brauchen werde, all das vorhandene Schöne zu erschöpfen."

Der Freund verzog das Gesicht und erwiderte: „Bester Lord, selbst das gewöhnlichste weibliche Wesen hat etwas vor Ihrer ‚Nymphe' voraus, das ihm in den Augen aller Menschen, die nicht von der gleichen Denkart sind wie Sie, einen tausendfach höheren Wert verleiht."

„Und was wäre das?" fragte Artur gedehnt.

„Das Leben!"

„Ja, das Leben," murmelte der Lord verächtlich. „Wer lediglich mit der Seele liebt, was kümmert der sich um Fleisch und Blut? Meine ‚Nymphe' kostet mich fünfzigtausend Mark — für welche eurer Frauen von Fleisch und Blut würde ein Mann so viel zahlen?"

„Ich will ja nicht sagen, daß bei uns die Frauen

allzu hoch im Preise stehen," versetzte mit feiner Ironie der Freund. „Und was die Männer anlangt, so sind sie in der Tat leichter geneigt, von der Frau fünfzigtausend Mark Mitgift zu verlangen, als eine solche Summe für sie zu opfern. Ich bleibe aber dabei: das einfachste Bauernmädchen, wenn es nicht direkt ein Muster von Häßlichkeit ist, verdient vor der schönsten gemalten Venus den Vorzug. Ja, wenn man Ihre ‚Nymphe' zu beleben vermöchte wie weiland Pygmalion seine selbstverfertigte Statue —"

Palmerston fiel ihm hastig in die Rede: „Sie sprechen ein großes Wort gelassen aus. Oft schon habe ich mich auf ähnlichen Gedanken ertappt. Welch unendlichen Fortschritt bedeutete es für die Kunst im besonderen und die Menschheit im allgemeinen, wenn es gelänge, den unvergänglichen Schöpfungen unserer Genies Leben einzuhauchen! Sind es doch im Grunde nur die höchsten Formen unseres eigenen Wesens, die ihre schöpferische Einbildungskraft vorahnend zu gestalten versucht hat — schade, daß auch die höchsten Errungenschaften der Wissenschaft hinter denen der Phantasie zurückbleiben müssen! Wir können von solchen Möglichkeiten nur träumen, Wirklichkeit gibt es für sie nicht!"

„Sie sind im Irrtum, Mylord! Haben Sie denn nicht von der epochemachenden Entdeckung gelesen, die vor kurzem dem berühmten Pariser Physiologen und Chemiker Antoine de Mauriffieux gelungen ist?"

„Was für eine Entdeckung meinen Sie?"

„Die Nachricht davon lief vor einigen Tagen durch die Zeitungen. Er hat in der Akademie einen Vortrag darüber gehalten und durch ein erstaunliches Experiment den Beweis für die Wahrheit seiner Behauptung geliefert. Es ist ihm gelungen, gemalte Blätter oder Blüten, ja ganze Pflanzen von mäßiger

Größe, wenn sie völlig naturgetreu ausgeführt waren, in plastische Gebilde zu verwandeln, welche die organischen Lebensvorgänge natürlicher Blätter, Blüten oder Pflanzen vollkommen nachahmen. Man hat eine Anzahl Blüten, die er auf so seltsame Weise galvanisiert hat — doch das ist nicht das richtige Wort, denn er hat ihnen wirkliches natürliches Leben eingehaucht — wie natürliche Blüten ins Wasser gesteckt und ganz ebenso wie diese und ebenso lange frisch erhalten."

Der Lord betrachtete den Sprecher mit ungläubiger Miene. „Sie scherzen, mein Lieber, oder sind auf eine Zeitungsente hereingefallen!"

„Ich versichere, daß es sich um eine beglaubigte Tatsache handelt," rief der andere. „Ich wundere mich, daß Ihnen der Bericht entgangen ist."

„Auf welche Weise erzielt Professor Maurissieux denn diese fabelhafte Wirkung?"

„Er trägt zunächst eine von ihm hergestellte durchsichtige, farblose, lackartige Substanz auf die Zeichnung auf, welche die Farbe wieder auffrischt und ihr die Eigenschaft ungeheurer Dehnbarkeit verleiht, ohne die Verbindung der einzelnen Farbenmoleküle aufzuheben oder im mindesten zu beeinträchtigen. Allerdings ist die unerläßliche Voraussetzung, daß die betreffenden Darstellungen noch nicht so alt sind, daß die verwendete Farbe die Fähigkeit, in den Zustand der notwendigen Elastizität und Ausdehnbarkeit versetzt zu werden, eingebüßt hat."

„Wie alt dürfen sie sein?"

„Einige Jahre immerhin. Eines der lebendig gemachten Blätter stammte aus dem Nachlaß des vor acht Jahren verstorbenen Malers Fernier."

„Wie verfährt er weiter?"

„O, im Grunde äußerst einfach. Er hat das Geheimnis des Protoplasmas wenigstens bis zu einem gewissen Grade gelöst und hat genau untersucht, welche Stoffe das Original des Blattes oder der Blüten, die er zu beleben wünscht, zusammensetzen. Diese Stoffe stellt er zusammen und zwar wägt er sie mit minutiöser Peinlichkeit, der Größe und Stärke entsprechend, ab. Dann versetzt er sie in gasförmigen Zustand, wobei er etwaige Verluste während des Experimentierens in scharfe Berücksichtigung zieht. Sobald er nun die betreffende Blattzeichnung mittels seiner Lacksubstanz in ausdehnungsfähigen Zustand gebracht hat, führt er zwischen die Farbe an einer geeigneten Stelle die Spitze einer kleinen Metallspritze ein, die durch einen feinen Schlauch mit dem die gasförmigen Stoffe verwahrender Behälter in Verbindung steht. Dann —"

„Aber wie will er denn mit einer Spritze zwischen die Farbe gelangen? Diese bildet doch nur eine ganz dünne Schicht?"

„Doch nicht dünn genug, daß die einzelnen Teilchen nicht, durch ein Mikroskop betrachtet, sich durch Zwischenräume getrennt zeigten. Die Spitze der Spritze ist so fein und spitz wie die einer Nähnadel — auch genügt der kleinste Stich in die farbige Substanz, das erstrebte Resultat herbeizuführen. Um die Spritze sowohl als das Blatt in der Lage festzuhalten, welche das Experiment bedingt, hat der geniale Erfinder einen besonderen Apparat mit einem Schraubensystem hergestellt. Nicht um eines Atoms Breite kann die Spitze von ihrer Stelle rücken. Sobald beide, Blatt und Spitze, festgeschraubt sind, treibt der Professor vorsichtig die Gasstoffe durch den Schlauch in die Spritze und durch die Spitze derselben in das Innere des Blattes,

das heißt also der Farbe. Das Blatt beginnt sich darauf langsam anzufüllen; es fängt an zu schwellen, und schwillt so lange fort, bis es die Dicke eines natürlichen Blattes angenommen und alle dafür bestimmte Substanz aufgesogen hat. Nun gleicht es — vorausgesetzt, daß der Zeichner das Kolorit getroffen hat — auf ein Haar einem natürlichen Blatte, es verhält sich wie dieses, zeigt dieselben Bewegungs- und Tätigkeitserscheinungen, und der Erfinder hegt keinen Zweifel, daß eine seiner künstlichen Pflanzen, in die Erde gesteckt, die Lebensweise einer wirklichen Pflanze führen, Wasser und Nahrung aus Luft und Erdreich saugen und sich regelrecht durch Samen und Stecklinge fortpflanzen würde. Letzteres sind allerdings Hypothesen, deren Wahrscheinlichkeit ich bestreite. Von der Erzeugung eines Pseudoblattes oder einer Pseudoblüte bis zur Herstellung einer alle normalen Eigenschaften organischer Wesen besitzenden Pflanze ist noch ein unendlich weiter Schritt."

„Wer weiß," murmelte Palmerston, indem er in Träumerei versank. Plötzlich sprang er auf. „Wann geht der nächste Zug?" fuhr er seinen, ihn verblüfft anstarrenden Bekannten an.

„Der nächste Zug? Wohin denn?"

„Nach Paris."

„Nach Paris? Was wollen Sie denn in Paris?"

„Ich reise sofort hin, um mich mit Professor Mauriſſieux in Verbindung zu setzen."

Der Lord stürzte auf einen Schrank zu, in dem er seine Karten und Kursbücher verwahrte. Nachdem er eine Zeitlang geblättert, rief er hastig: „In einer Stunde muß ich fahren — Sie entschuldigen mich, ich habe noch einige Vorbereitungen zu treffen und muß mich daher beeilen."

Und in seiner energischen und doch liebenswürdigen Art begleitete er den Besucher zur Türe.

2.

Professor Antoine de Maurissieux, als Mitglied der Akademie der Wissenschaften einer der „vierzig Unsterblichen", las mit einem Gesicht, auf dem sich keineswegs die Voraussetzungen wissenschaftlicher Unsterblichkeit abspiegelten, eine ihm eben eingehändigte Depesche.

„Treffe heute abend dort ein — muß Sie sofort in Angelegenheiten Ihrer Erfindung sprechen. Lord Palmerston."

„Was hältst du davon?" wandte er sich nach einer Weile an seine Frau, die ihm über die Schulter gesehen hatte.

„Spleen," antwortete diese mit bezeichnender Gebärde.

„Scheint in der Tat so," meinte der kleine Professor mit komischer Verdrießlichkeit. „Empfängt man den närrischen Kerl zu der ungewöhnlichen Stunde, oder läßt man ihn abweisen und ersucht ihn, morgen zur gehörigen Zeit wiederzukommen? Verdient hätte es eigentlich diese echt englische Zumutung."

Frau Professor Maurissieux dachte einige Augenblicke nach. Dann deutete sie mit vielsagender Miene mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf den Titel des Engländers. „Mit einem Lord kann man schon einmal eine Ausnahme machen, kann wenigstens hören, was er will. Vielleicht ist es etwas Wichtiges. Läuft es aber doch auf eine Schrulle hinaus, so zeigt man ihm kalt lächelnd, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat."

Das war im Grunde auch die Ansicht des Pro-

feſſors, ſeine Neugier war viel zu groß, als daß nicht ſeine anfängliche Entrüſtung über die Zumutung vor ihr die Segel geſtrichen hätte. Er lehnte alſo eine Einladung für den Abend ab, um für ſeinen engliſchen Gaſt bereit zu ſein.

Schlag zehn Uhr hielt ein Wagen vor ſeiner Tür, welchem ein Herr in heller Sommerkleidung entſtieg, dem ein Diener auf der Schulter eine faſt zwei Meter lange und mehr als ein Meter breite, aber ziemlich flache Kiſte nachtrug.

Der Meldung folgte der Eintritt in den Salon des Profeſſors auf dem Fuße. Feierlich ſchritt der Diener hinter dem Sohne Albions drein und ſtellte den langen Kaſten mit einer Sorgfalt, die auf einen ganz beſonders koſtbaren Inhalt ſchließen ließ, an die Wand.

Lord Palmerſton trat auf den Hausherrn zu, und ohne ſich weiter vorzuſtellen oder wegen der ſpäten Störung zu entſchuldigen, platzte er ohne jede Einleitung mit der Frage heraus: „Iſt es wirklich wahr, Herr Profeſſor?“

Der Phyſiologe ſtarrte ihn verdutzt an. „Wahr? Was ſoll denn wahr ſein?“

„Verhält es ſich mit Ihrer Erfindung ſo, wie die Zeitungen berichten?“

Mauriſſieux lachte. „Kommt ganz darauf an, was ſie berichten,“ verſetzte er. „Ich kann nicht von allem Kenntnis haben, was ſie über mich und meine Entdeckung zuſammenſchreiben.“

„Sie haben alſo wirklich die Erfindung gemacht, von welcher die Rede iſt? Sie können gemalte Pflanzen in lebende, natürliche umwandeln?“

„Gewiß kann ich das. Es iſt ein ganz einfacher chemiſcher Vorgang, welcher gelingen mußte, ſobald ich erſt die Natur des Protoplasmas erkundet hatte.“

„Wollen Sie die Güte haben, mir das Experiment vorzuführen?“

Der Professor fühlte jetzt in der Tat etwas wie Ärger in sich aufsteigen und erwiderte ziemlich schroff: „Denken Sie denn, daß ich Zeit oder Lust habe, jedem beliebigen Neugierigen ohne weiteres meine Erfindung vorzuführen?“

„Ich zahle, was Sie wollen —“

„Bitte, ich lasse mich nicht für Geld sehen. Außerdem ist das Experiment nicht nur kostspielig, sondern erfordert auch lange und zeitraubende Vorbereitungen. Das geht nicht wie Brotbacken, Mylord. Was für Absichten verfolgen Sie eigentlich mit Ihrer Forderung?“

„Vorläufig keine. Ich muß erst wissen, ob Sie der Mann sind, den ich suche. Zeigen Sie mir wenigstens einige gelungene Ergebnisse Ihres Verfahrens.“

Der Professor sah wohl ein, er mußte den originellen Menschen nehmen, wie er war. Warum sollte er ihm auch den ausgesprochenen Wunsch nicht erfüllen? War er doch stolz genug auf seine Erfolge und gar nicht abgeneigt, das Licht seiner Erfindung leuchten zu lassen. So forderte er den Besucher auf, ihm in sein Studierzimmer zu folgen, wo er ihm mehrere Blätter und Blütenstengel in einem Glase Wasser als Proben seines Könnens zeigte.

„Das waren wirklich gemalte Blüten?“ rief Lord Palmerston betroffen. „Unmöglich — diese Lilie ist ja wie frisch aus dem Garten gepflückt — ebenso diese Nelke!“

„Nur der Geruch ist kaum merkbar,“ erklärte Maurissieux lächelnd. „Die Eigenschaft des Duftes beruht auf so unvergleichlich feinen chemischen Reaktionen, daß es noch langer Versuche bedürfen wird,

bis ich die Natur vollkommen erreiche. Möglich auch, daß der von mir benützte Lack und die Farben sich als Hindernisse für die Duftzerstreuung erweisen."

„Gleichviel," rief der Engländer, „Ihr Triumph ist vollkommen! Sie sind mein Mann!"

„Wofür?"

„Haben Sie noch nicht versucht, ein gemaltes Tier, ein Kaninchen zum Beispiel, kraft Ihrer Methode in ein lebendes zu verwandeln?"

Der Professor sah den Frager befremdet und mißtrauisch an. „Mylord, sind Sie etwa ein Konkurrent? Mein Verfahren ist patentiert."

Der Lord verneinte lächelnd. „Kein Konkurrent, sondern ein Kunde. Ich schlage Ihnen einfach ein Geschäft vor. Sprechen Sie sich deshalb ganz offen gegen mich aus."

Nach einigem Zögern bestätigte der Akademiker, daß er allerdings Versuche auch mit Tieren angestellt habe. Ein befreundeter Künstler habe ihm eine Maus in natürlicher Größe gezeichnet, und es sei ihm gelungen, nachdem er mehrere Wochen auf die Substanzbereitung verwendet, das Tier plastisch in Erscheinung treten zu lassen. Die Maus habe auch einige Bewegungen gemacht, sei dann aber in ihren leblosen Zustand zurückversunken.

„Hier ist sie," fuhr der Gelehrte fort und deutete auf ein mit klugen Äuglein in die Welt blickendes niedliches Mäuslein, das auf einem Postament auf seinem Schreibtisch prangte.

„Unübertrefflich!" bewunderte der Lord. „Woran kann es liegen, daß das Tier nicht lebensfähig war?"

„Vielleicht irgend ein kleiner Mangel in der Substanzzusammensetzung, ein geringfügiger Fehler bei der Abwägung der einzelnen Stoffe. Für den nächsten

Versuch muß ich meine Berechnungen eben noch genauer gestalten und die Arbeiten im Laboratorium noch peinlicher überwachen. Auch bin ich vielleicht bei der Anfüllung der Zeichnung oder vielmehr des Farbkörpers derselben — denn einen Körper stellt in Wahrheit jedes Gemälde dar, so dünn die Farbe auch aufgetragen ist — mit zu großer Hast verfahren. Die Stoffe müssen Zeit haben, sich zu ordnen, Verbindungen einzugehen und Wirkungen auszulösen. Ich bin überzeugt, daß mein nächstes Experiment gelingen wird."

„Ich auch!" rief der Lord entzückt. „Und damit wird eine neue Ära für die Menschheit anbrechen! Zu denken, daß wir Menschen dann im stande sind, uns Zuchttiere von höchster Vollkommenheit selber zu konstruieren und die belebten Kunstwerke zu Trägern ganz neuer veredelter Gattungen zu erheben! In wenigen Wochen, Tagen oder Stunden vermögen wir zu leisten, was die Natur nur in jahrtausendelanger mühevoller Tätigkeit hervorbringt! Ja, wir vermögen vielleicht sogar auf eigene Faust schöpferisch zu wirken und unsere Planeten mit neuen Arten lebender Wesen zu bevölkern oder alte, längst ausgestorbene wieder zu erwecken! Wie prächtig, wenn Sie, verehrter Herr Professor, unsere Tropenlandschaften mit je einigen Pärchen Mammuts oder Mastodons bevölkerten oder die Meere um einige ausgewachsene Exemplare des Ichthyosaurus oder des Plesiosaurus bereicherten, oder gar die riesigen Flugdrachen, die Pterodaktylen, neu erzeugten! Haben Sie keine Lust, dies zu tun?"

„Bester Herr," antwortete der vorsichtige Gelehrte, „Ihre Phantasie ist selber ein riesiger Pterodaktylus, der mit Ihnen durchgeht. So weit sind wir noch lange nicht. Produkte eigener Erfindung beleben? Oder

gar die, Gott sei Dank, verschwundenen Ungetüme der Vorwelt wieder auf die von Bakterien ohnehin genugsam gepeinigte Menschheit hetzen? Geht schon aus dem Grunde nicht, weil ich ja die Stoffe jedes Organs genau kennen muß, das ich hervorbringen will. Ich kann nur die Arbeit der Natur nachahmen, keine eigene machen. Wenn ich aber zum Beispiel die verdreifachten Substanzsummen eines Elefanten benützte, um ein gemaltes Mammut zu beleben, so würde das immer nur ein Elefant, wenn überhaupt eine Vergrößerung möglich ist. Und dann bedenken Sie die Kosten! Wissen Sie, was mich diese kleine Maus herzustellen kostet?"

Der Engländer zuckte die Achseln.

„Fünfundzwanzigtausend Franken, Mylord! — Doch genug davon. Lassen Sie mich nun noch einmal die Frage an Sie richten: Wozu das alles? Ihre Neugier habe ich nach Möglichkeit befriedigt — verfolgen Sie mit Ihrer Wißbegier einen ernsten Zweck?"

Statt aller Antwort eilte Artur Palmerston hinaus, kehrte nach wenigen Minuten mit der Kiste zurück, hob den Deckel ab und enthüllte nach Entfernung der Verpackung den überraschten Augen des Professors das wundervolle Frauenbildnis, das Entzücken seines Lebens.

„Getrauen Sie sich, Herr Professor," fragte er dann, „so gut wie eine Maus auch das Bild eines Menschen nach Ihrer Methode zu beleben?"

„Vor dem Versuch würde ich nicht zurückschrecken, denn das Verfahren ist dasselbe, nur die Mengen von Stoff, mit denen ich zu rechnen habe, sind sowohl größer als mannigfaltiger. Ich habe schon selbst daran gedacht. Das Experiment müßte jedoch an den ungeheuren Kosten scheitern."

„Sie sind also der Meinung, daß es geht?“

„Warum soll es nicht gehen? Tausendmal schwieriger ist es freilich als bei einer Maus.“

„Wollen Sie den Auftrag übernehmen, mir dieses wundervolle Porträt zum Leben zu erwecken?“

Professor Maurissieux betrachtete aufmerksam das Bild. „Das Kolorit ist außerordentlich natürlich, die Farben von geeigneter Beschaffenheit,“ murmelte er. „Auch die Darstellung an sich natürlich genug. In dieser Hinsicht würden keine Hindernisse erwachsen. Indessen — die Kosten, die ungeheuren Kosten!“

„Ich zahle jeden Preis!“ rief der Lord entschlossen.

„Die Vorbereitungen würden mindestens zwei Jahre in Anspruch nehmen — und zwar bei angestrengter Arbeit, Mylord. Und dann die Beschaffung all der kostbaren, teilweise schwer zu erlangenden, außerordentlich im Preis stehenden Stoffe — eine halbe Million Franken würde wohl erforderlich sein!“

„Der Preis schreckt mich nicht zurück.“

„Selbstverständlich müssen Sie mir einen Vorschuß und eine Sicherheit im Betrag von mindestens der Hälfte jener Summe leisten. Ich bin nicht vermögend genug, den großen Aufwand aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Auch kann ich für das Gelingen des Unternehmens keine Gewähr leisten. Mißglückt das Experiment, so habe ich gleichwohl zwei Jahre meines Lebens — eines für die Wissenschaft wertvollen Lebens — an die Aufgabe gewagt. Selbst im Falle des Mißlingens würde ich daher auf die vorzuschießende Hälfte der festgesetzten Summe Anspruch erheben müssen. Die Entschädigung ist bei den großen Auslagen nicht einmal allzu erheblich, aber ich gebe mein eigenes Interesse und den Wert des Experiments für die Wissenschaft in den Kauf.“

„Einverstanden!“ sagte der Engländer.

„Ich stelle ferner die Bedingung, daß unsere Vereinbarung streng unter uns bleibt.“

„Diese Bedingung finde ich nur in Ordnung, denn ich würde sie sogar selbst gestellt haben. Ich erweitere sie noch dahin, daß im Falle des Gelingens niemand von der Sache erfahren darf. ‚Nymphe‘ soll mein sein, mein allein — ich will nicht, daß man mit Fingern als auf ein Wunderwerk auf sie zeigt.“

„Ich soll meinen Triumph nicht genießen dürfen?“

„Sie können ja das Experiment beliebig wiederholen. Ich sehe aber wohl ein, was Sie opfern, dafür verdopple ich im glücklichen Falle die Entschädigung.“

„Also eine Million?“

„Eine Million Franken!“

Die beiden Hände schlugen kräftig ineinander. Darauf zog Lord Palmerston sein großes Taschenbuch heraus und zählte die Summe von fünfhunderttausend Franken auf den Tisch.

„Übrigens,“ bemerkte er, sich plötzlich unterbrechend, „eben fällt mir noch ein Umstand ein. Sie bedürfen zu Ihren Arbeiten des Gemäldes. Ich kann es aber nicht einen Tag meines Lebens entbehren. Sie müssen mir gestatten, während der Vorbereitungszeit bei Ihnen zu wohnen.“

„Das wird kaum möglich sein. Doch Sie können hier in Paris bleiben und mich täglich besuchen.“

„Genügt mir nicht.“

„So nehmen Sie Ihr Gemälde immerhin mit sich. Lassen Sie es mir nur einen Tag, damit ich die notwendigen Messungen veranstalte und eine Photographie davon nehmen kann, deren Verhältnis zum Original ich genau feststellen werde.“

„Ist das hinreichend?“

„Vollständig.“

„Dann nur noch eine Bitte: Legen Sie bei der Zusammenstellung der Stoffe nicht allein Wert auf die Wiedergabe der äußerlichen Form, sondern vor allem auch auf den Charakter. Suchen Sie ein innerlich vollkommenes Geschöpf zu gestalten, tugendhaft, voll Liebenswürdigkeit, Herzensgüte, Geist —“

„Mylord, das liegt nicht in meiner Hand. Ich kann dem zu gestaltenden Wesen nur geben, was es selber besitzt, in diesem Falle also, was der Maler hineingelegt hat. Seine Empfindung hat das Bild geschaffen — durch sie allein ist es belebt. Von ihm empfing es seine Eigenschaften. Mir ward nur die Möglichkeit verliehen, die mir von dem Maler gebotene Hülle mit dem erforderlichen Protoplasma, der Lebensmaterie, auszustatten, welche im stande ist, ihm Leben unter den Bedingungen zu gewähren, die der schaffende Künstler ihm eingegeben hat. Diese Beschränkung geht so weit, daß nicht einmal das Wollen des betreffenden Malers einen Einfluß ausübt, sondern nur das wirklich Erreichte. Stellt das Bild ein bloßes, ohne Gefühl und Begeisterung erzeugtes Porträt dar, so würde meine Kunst nicht viel mehr als einen Automaten zu Tage fördern.“

„Das wäre fürchterlich!“

„Gewiß. Aber ich glaube, Sie können über den Ausgang beruhigt sein. Ihr Gemälde hat ein wahrhafter Künstler erschaffen — ein Künstler, der die volle Glut seiner Empfindung, die ganze Macht seines Wesens, seiner Persönlichkeit in seinen Pinsel strömen ließ.“

„Und doch kann ich das Gefühl nicht los werden, daß etwas in diesen Zügen mangelt — nur weiß ich nicht, was.“

Der Professor maß das liebliche Nymphenantlitz

mit einem kritischen Blicke. „Ich kann Ihre Bedenken nicht teilen, obwohl man mir ein scharfes Auge für dergleichen nachrühmt.“

„So gehen Sie sogleich an die Arbeit, Herr Professor! Meine besten Wünsche begleiten Ihre Tätigkeit. Darf ich von Zeit zu Zeit von Ihren Fortschritten Kenntnis nehmen?“

„Sie werden davon nicht viel anderes sehen können als Flaschen, Pulver, Metalle, Säuren und so weiter. Erst wenn alles zum Experiment fertig ist, werde ich Sie benachrichtigen. Dem Akt des Lebengebens sollen Sie beiwohnen. Sie müssen aber auch mit dem Gemälde sofort zur Stelle sein, wenn der Ruf an Sie ergeht, damit meine Substanzen durch unnötige Verzögerung in ihrer Wirkung nicht geschwächt werden.“

„Sie sollen jederzeit im Besitz meiner Adresse sein. Ein Telegramm wird mich in der denkbar kürzesten Frist zurückbringen.“

Mitternacht war vorüber, als Lord Palmerston sich von dem Gelehrten verabschiedete.

Am nächsten Abend empfing er sein geliebtes Bild zurück, und am Morgen des zweiten Tages befand er sich bereits wieder auf der Fahrt nach dem Norden, um der Fuchsjagd in Schottland obzuliegen. Dann begab er sich nach London, von da nach New York, hierauf durchkreuzte er die Vereinigten Staaten bis zum Goldenen Tor, schiffte sich nach Japan ein, um die gerade in Tokio eröffnete ostasiatische Ausstellung zu besichtigen, und begab sich von dort nach Indien, um seinem Jugendfreund, dem Vizekönig, einen Besuch abzustatten.

Überallhin begleitete ihn natürlich seine „Waldnymphe“, und jeden Morgen und jeden Abend ver-

dankte er eine erhebende Stunde ihrer für jeden anderen toten und schweigsamen Gesellschaft.

Nach Ablauf des ersten Jahres hielt er sich mehr in der Nähe von Paris, lebte abwechselnd in Berlin, München, Wien, Rom und an der Riviera, jeden Augenblick der Depesche des Professors gewärtig. Seine Ungeduld stieg mit jedem neuen Monat — aber er hatte die Freude, sie nicht, wie es meist in Fällen der Erwartung der Fall ist, auf eine zu harte Probe gestellt zu sehen, denn noch war der neunte Monat des zweiten Jahres nicht vergangen, als ihn in einer Mainacht fünf Minuten vor dreiviertel zwei Uhr ein Depeschenbote durch stürmisches Klingeln an der Tür seines Privatlogis weckte und ihm die sehnlichst erharrte Aufforderung des französischen Gelehrten überreichte.

Oder meldete ihm der Professor das völlige Scheitern seines Versuchs?

Zitternd öffnete Palmerston das Telegramm. „Alles fertig — sofort kommen!“

Spät in der Nacht des nächsten Tages traf er in Paris ein. Am darauffolgenden Morgen Punkt neun Uhr erschien er mit seinem Bilde in der Wohnung des Gelehrten.

„Gut, daß Sie kommen. Ich fürchte bei der herrschenden warmen Temperatur die Gefahr einer Substanzverflüchtigung und chemischen Veränderung,“ empfing ihn Professor Maurissieux. „Wozu aber haben Sie das Gemälde gebracht?“

„Ich denke, das ist die Hauptsache?“

„Gewiß — aber ich darf das Experiment nicht hier vornehmen. Falls die Belebung gelingt, so muß das neugeschaffene Wesen wie ein neugeborenes Kind behandelt werden. Es bedarf der Pflege und Unter-

weisung, muß also sorglich auf einem Lager untergebracht werden, auf dem es einige Tage liegen bleiben kann. Mieten Sie auf der Stelle geeignete Räumlichkeiten. Ich lasse dann unverzüglich meine Apparate und sonstigen Utensilien dahin bringen. Vergessen Sie aber nicht, bei der Auswahl auf die Bedürfnisse einer Dame Rücksicht zu nehmen."

Wie ein Pfeil schoß Palmerston von dannen. Da er grundsätzlich jeden ihm abgeforderten Preis zu bezahlen pflegte, so sah er sich bereits nach zwei Stunden im Besitz einer mit Eleganz eingerichteten, allen berechtigten und selbst unberechtigten Ansprüchen genügenden Wohnung. Die befand sich zum Glück nicht weit von der des Professors, der auf der Stelle alle Gegenstände hinschaffen ließ, deren er benötigte. Auf einem Tische im Boudoir der künftigen Herrin des Hauses ward alles aufgestellt, der Professor schickte die Träger fort und schloß sich mit seinem Auftraggeber in das Gemach ein.

„Fünf bis sechs Stunden wird die Anfüllung in Anspruch nehmen," bemerkte er, „wenn nicht sogar noch länger, da ich mit großer Vorsicht zu Werke gehen muß. Das kleinste Versehen könnte uns teuer zu stehen kommen. Wir tun daher gut, vorher etwas zu essen und zu trinken, denn, einmal begonnen, dürfen wir keinen Augenblick die Aufmerksamkeit außer acht lassen."

„Ich werde sogleich —"

Der Professor zog den bereits ausgestreckten Arm des Engländers zurück. „Keine Voreiligkeit, Mylord! Wir dürfen nur Wasser trinken und Gebäck ohne Butter verzehren."

„Warum das?"

„Weil bei der ungeheuren Empfindlichkeit meiner

Stoffe von stärker riechenden oder irgendwie mit besonderen chemischen Eigenschaften ausgestatteten Speisen und Getränken, worunter ich nach Lage des Falles schon einfache Säuerlinge rechnen muß, gefährliche Reaktionen veranlaßt werden können. Ich bitte Sie deshalb auch, nochmals die Fenster zu öffnen, um reine Luft einzulassen, und Ihr parfümiertes Taschentuch mit einem anderen zu vertauschen. Trotzdem werde ich vorher mit einer Luftreinigungsmaschine noch besonders etwa vorhandene Schädlichkeiten aus der Zimmerluft entfernen."

Nachdem beide sich mit trockenem Weißbrot und Wasser gesättigt, stellten sie das Gemälde an der Wand auf, wobei sie die Vorsicht gebrauchten, es an allen vier Ecken festzuschrauben.

„Damit es völlig unverrückbar ist," belehrte Maurissieur. „Ein auch nur leises Erzittern kann die Spitze meines Instrumentes aus ihrer Lage reißen. — Sie haben doch nicht etwa Zigarren in der Tasche?"

„Nein."

„Das ist gut — Tabak besitzt eine zu scharfe Ausdünstung." Er schloß die von dem Lord geöffneten Fenster wieder und setzte darauf die Luftreinigungsmaschine in Tätigkeit.

„In einer Viertelstunde wird alles, was nicht naturnotwendig zu einer reinen Atmosphäre gehört, verzehrt sein," äußerte er. „Kommen Sie, Mylord, drehen Sie die Kurbel der Maschine, ich bereite indessen unser Experiment vor."

Er behandelte darauf das Bild mit seiner Lacksubstanz, die er sorgfältig und gleichmäßig innerhalb der Umrisse der menschlichen Gestalt auftrug. So vorsichtig zeigte er sich bei dieser Verrichtung, daß er die Konturen auch nicht um eines Haares Breite überschritt.

„Das Ebenmaß und die Linien unserer Dame würden sonst darunter leiden," bemerkte er.

„Müssen Sie nicht überhaupt, wenn Sie lediglich die Gestalt der ‚Nymphe' entwickeln wollen, diese ganz von der übrigen Umgebung trennen? Der Maler hat sie doch nicht so scharf von dem sie umfangenden Blätterwerk geschieden, daß sich dasselbe nicht an manchen Stellen direkt an ihren Körper schmiegte. Wenn sich dadurch nun ein Teil des Rankenwerks mit belebt oder wir doch die Umrisse des Körpers nicht rein herausbekommen?"

„Keine Angst! Die Stoffe, welche zur Herausbildung eines menschlichen Organismus dienen, wirken nicht auf Pflanzenkörper. Diese bleiben also von unserem Verfahren total unberührt."

Damit begab sich der Gelehrte zu seinen Flaschen, Retorten, Phiolen und Instrumenten. Ein großer gläserner Behälter mit zahlreichen Röhren, Verzweigungen und Kugeln ward durch mehrere Schläuche mit Chemikalien gespeist.

„Den Ergebnissen einundzwanzigmonatlicher Tätigkeit," erklärte der Professor. „Ich hoffe, in dem Produkt, das der heutige Tag uns liefert, einen unvergleichlichen Triumph meiner Wissenschaft und meines Studiums zu erleben. Ich brauche freilich alle Schärfe meiner Sinne, die Überleitung so zu führen, daß wir ein vollkommenes Ergebnis erzielen. Kein Versehen darf in der Reihenfolge der Stoffe, in der Verteilung der Mengen stattfinden, oder die arme ‚Nymphe' würde vielleicht mit drei Armen oder nur einem Beine in das Freudental der Welt gesetzt."

„Um Gottes willen!" rief bestürzt der Lord.

„Pst — sprechen Sie gedämpft wie ich — Sie erschüttern die Luft zu sehr."

Der Professor stellte einen kleinen Tisch vor das Bild, auf welchem sein Schraubenapparat Platz fand, bestimmt, die Metallspritze genau in der ihr gegebenen Lage zu erhalten. Mit unendlicher Vorsicht führte er nun die Spitze derselben in die Farbe des Gemäldes, dann schraubte er das Instrument fest, befestigte den Schlauch daran und verband sie durch diesen mit seinem Apparat.

„Nun bleiben Sie vor dem Bilde stehen und beobachten Sie es! — Ich beginne die Füllung.“

Dies geschah, indem der Gelehrte mit der rechten Hand einen aus mehreren Abteilungen zusammengefügten Blasebalg in Bewegung setzte, während die linke Hand emsig beschäftigt war, bald ein Ventil zu öffnen, bald eines zu schließen, eine neue Phiole einzusetzen oder eine geleerte zu entfernen.

„Welche Unmasse von Einzelstoffen!“ flüsterte der Lord.

Der Professor lächelte. „Dabei sind in mancher dieser kleinen Flaschen schon unzählige andere vereinigt. Die Anzahl der im ganzen nötig gewesenen Einzelsubstanzen beträgt etwa sechzigtausend. Danach mögen Sie die Mühseligkeit meines Unterfangens beurteilen.“

Er setzte den Blasebalg in Tätigkeit, und bald nahm Palmerston zu seinem grenzenlosen Erstaunen eine Art merkwürdiger Bewegung auf dem Bilde wahr. Die einzelnen Farbenschüppchen schienen ihm zu flimmern, aber so leise und unmerkbar, daß er alle Kraft seiner Augen aufbieten mußte, sich von der Tatsächlichkeit der Beobachtung zu überzeugen. Bald hob sich dieses, bald jenes Farbenatom — doch über eine Stunde war bereits vergangen, und noch war keine Veränderung in dem Charakter des Bildnisses wahrzunehmen.

„Ich fürchte, die Wirkung bleibt aus. — Sollte irgend eine schadhafte Stelle da sein, durch welche die Stoffe, statt die Konturen des Bildes anzufüllen, wieder entweichen? Eine Stelle, wo die Farbe abgestoßen ist?“

„O nein, ich habe genau geprüft. Die Wirkung des Verfahrens wird anfangs nur langsam sichtbar, später fallen die Fortschritte immer deutlicher in die Augen. Das liegt daran, daß erst jedes einzelne Teilchen der Farbe aus seinem Ruhezustand erweckt und für Bewegung empfänglich gemacht werden muß. Sobald nur erst Raum geschafft ist, vollzieht sich die Bildung der inneren Organe ziemlich rasch. Ich bringe ja alle Stoffe fertig mit — sie haben nur nötig, ihre Verbindung einzugehen.“

Wieder sah der Lord längere Zeit zu. „Wahrhaftig — die Farbenschicht hat sich gehoben,“ flüsterte er halblaut. „Deutlich bemerke ich jetzt die fortwährende Bewegung, das Flimmern der Farbenschuppen. Wenn ich indessen auch begreife, wie man einen Körper auf diese Weise bilden kann — wie bringen Sie aber den Geist, die Seele hinein?“

„Wenn nichts von den Stoffen mangelt, wird beides sich von selbst erzeugen.“

Mit steigender Bewunderung folgte der Lord dem wundersamen Vorgang. Höher und höher hoben sich im Laufe der nächsten Stunden die Formen der herrlichen Gestalt — immer plastischer traten die Figur, die Hände, die Füße hervor, die Brust wölbte sich, der Hals spannte sich, die Wangen dehnten sich aus, die goldgelben Locken buschten sich auf.

„Fast ist die Figur vollkommen, aber noch fehlt das Leben,“ murmelte Palmerston.

„Haben Sie je wahrgenommen, daß ein neu-

geborenes Kind sogleich spazieren geht?" spöttelte der Professor.

Der Lord schwieg. Er konnte auch vor Erregung kaum mehr reden.

Wahrhaftig — die blauen Augen schwollen sanft in ihren Höhlen, und plötzlich spiegelte sich darin ein Etwas wie der Schimmer erwachenden Bewußtseins! Fast wie eine Geistererscheinung mutete ihn das alles an — eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich seiner Seele.

„Sie schlägt die Augen nieder!" rief er entzückt.

„Ein Beweis für die entstehende Lichtempfindlichkeit," erklärte Maurissieux. „Die Sonne fällt gerade auf sie — ziehen Sie den Vorhang des Fensters herab."

Palmerston tat, wie ihm geheißen.

„Glauben Sie nun, daß sie lebt?" fragte der Gelehrte.

„Beim Himmel, ich glaube es nicht nur, ich sehe es ja! Sie atmet — der rechte Arm zuckt leise —"

„Der Prozeß wird sofort beendet sein," rief der Professor eifrig. „Jetzt passen Sie auf — breiten Sie Ihre Arme aus und fangen Sie sie auf — sonst stürzt sie aus dem Rahmen zu Boden und trägt vielleicht einen Schaden davon. Sie müssen bedenken, daß sie noch nicht gehen kann."

„Nicht gehen?"

„Weder gehen noch sprechen. Die Fähigkeit zu beiden ist ja vorhanden, aber Laufen und Sprechen müssen durch Übung erst gelernt werden. Unsere ‚Nymphe', das merken Sie wohl, gleicht in jeder Hinsicht einem neugeborenen Kinde, nur daß die Organe in ihr nicht erst durch Wachstum und Pflege entwickelt werden müssen, sondern voll ausgebildet sind und nur einer kurzen Übung bedürfen, sich zu betätigen. Auch

der Geist muß erst erzogen werden — sie muß ihre Bildung erst empfangen. Alles das muß Ihre Sorge sein. Ob sie die nötige Intelligenz besitzt, weiß ich freilich nicht. Es ist möglich," meinte der Professor lächelnd, „daß sie geistig beschränkt ist. Auch für ihren Charakter kann ich nicht stehen — ich kann sie Ihnen nur so geben, wie der Maler, dem wir sie verdanken, sie ausgestattet hat. Und da jeder Mensch in allen anderen Menschen nur Abbilder seiner selbst zu sehen pflegt, so wird sie wahrscheinlich ganz das Wesen des Künstlers tragen, dessen Pinsel sie entstammt."

„O, mir ist nicht bange für sie," entgegnete Artur. „Wer ein so erhabenes Kunstwerk schaffen kann, muß ein edler Mensch, muß voll geistiger und sittlicher Werte sein! O wie schön, wie liebreizend, wie göttlich sie ist!"

„Es ist die erste Nymphe, die je gelebt hat," rief der Professor lächelnd. „Und der Versuch ist tatsächlich bis jetzt glänzend gelungen. — Legen Sie aber Ihrer Begeisterung Zügel an, verehrter Freund, daß wir nicht noch im Hafen scheitern. Die größte Vorsicht — fangen Sie sie auf!" unterbrach er sich hastig. „Sie fällt sonst um!"

Eilfertig breitete Palmerston seine Arme weit aus, um die eben aus der Leinwand, an der sie bisher immer noch festgebannt schien, sinkende Gestalt des anmutigen Weibes aufzufangen. Er unterzog sich dieser Verrichtung mit dem ganzen Entzücken eines Verliebten und preßte unverzüglich einen glühenden Kuß auf den Mund der holden Erscheinung, dem er sicherlich noch mehrere hätte folgen lassen, wenn nicht der Professor unwillig hinzugestürzt wäre.

„Unsinniger!" rief der Franzose zornig. „Sie verderben ja alles! Die Arme ist doch noch ganz weich!

Außerdem färbt sie noch ab, denn die Farbe wird erst im Laufe einiger Tage vollständig assimiliert. Helfen Sie mir lieber, sie vorsichtig auf das Ruhebett zu tragen."

Mit äußerster Behutsamkeit legten sie das neuerstandene Menschenwesen auf dem im Zimmer befindlichen Ruhebett nieder.

3.

Während der Professor sinnend vor der anscheinend Schlafenden stand und sein Kunstwerk mit den prüfenden Blicken eines Künstlers maß, lief der Lord wie ein Toller im Zimmer herum, ein förmlicher Taumel des Entzückens schien sich seiner bemächtigt zu haben, und erst der mahnende Ruf des Professors brachte ihn wieder zur Besinnung.

„Vergessen wir über dem Geschöpf nicht den Bildner, Mylord," sagte der Gelehrte gemächlich. „Ich habe meinen Auftrag erfüllt. Sind Sie befriedigt, und wollen Sie die Lieferung übernehmen?"

„Ob ich sie übernehmen will!" rief der Lord. „Mein ist sie, mein für immer! Niemand soll mir meine ‚Nymphe' je wieder entreißen!"

„Dann wollen wir die Formalitäten zu Ende bringen. Ich bin hungrig wie ein Wolf und muß nach Hause. Meine Sachen lasse ich morgen abholen."

Der Lord brachte seine unerschöpfliche Brieftasche zum Vorschein, übergab dem Professor mehrere Schecks, zusammen auf eine halbe Million Franken lautend, und legte ihm das gegebene Schweigeversprechen nochmals ans Herz.

„Keine Sorge!" erklärte der Gelehrte. „Beherzigen Sie nun meine Vorschriften! Am Anfang nur flüssige Nahrung und wenig, auch wenn sich der Appetit regt, und die Dame ihren Hunger kundgibt. Milch, Zucker-

waſſer, Haferſchleim! Erſt allmählich zu feſten Stoffen übergehen! Ich beneide Sie um den hohen Genuß, den Sie haben werden, denn Sie werden in wenigen Wochen einen Menſchengeiſt ſich entwickeln ſehen, Sie werden alle Freuden eines Vaters genießen und doch der Unannehmlichkeiten der Kindererziehung überhoben ſein. Verwöhnen Sie mir nur die junge Dame nicht zu ſehr!“

Palmerſton zeigte auf das Gemälde. „Sehen Sie — von der Leinwand wie mit einem Schwamme fortgewiſcht!“ ſagte er. „Alles andere aber befindet ſich noch darauf. Ich werde das merkwürdige Bild ſorgfältig aufheben.“

Nachdem Mauriſſieux ſich entfernt hatte, nahm der Lord, der Eſſen und Trinken vergaß, auf einem Lehnſeſſel am Lager der Neuerſtandenen Platz, gänzlich verſinkend in die Anſchauung des Wunderwerks.

Nymphe — ſo ſollte ſie heißen für alle Zeiten — bot noch den Anblick einer ſüß Schlafenden, Unſchuld und Frieden lagen auf dem lieblichen Geſicht, die blauen Augen waren geſchloſſen, und die ſeidenweichen Wimpern glitzerten über ihnen in der untergehenden Sonne wie flüſſige Goldſtreifen. In regelmäßigen Wellen hob und ſenkte ſich die Bruſt, und um die Muskeln des Alabaſterarmes ſpielte manchmal eine leiſe Bewegung. Der Lord konnte ſich nicht enthalten, mit ſeinem Finger ihre Wange zu berühren: o wie ihn die Betaſtung durchrieſelte! Warmes, weiches Leben war es, das er fühlte. Hatte er ſchon für das Gemälde eine faſt abgöttiſche Verehrung empfunden, ſo riß ihn nun das blonde Geſchöpf wie ein mächtiger Zauber hin.

Und doch vermißte er auch jetzt noch irgend ein Etwas in dem Spiegel ihres Angeſichts. Was war es nur?

Er grübelte noch darüber nach, als er bemerkte, wie die Holde plötzlich die Augen öffnete und verwundert um sich sah. Auf ihn fielen ihre Blicke zuerst, dann auf ihre Umgebung — und auf einmal begann sie, einem kleinen Kinde gleich, leise zu weinen.

Palmerston streichelte sanft ihre Stirn, dann, sich der Weisungen des Professors erinnernd, stand er schnell auf, zog die Klingel und ließ von seinem Diener ein Glas warme Milch bringen, das er ihr behutsam einzuflößen suchte. Anfangs schien sie nicht zu begreifen, was sie damit solle, sie stellte sich sehr ungeschickt und sogar scheinbar unwillig an, sobald aber die ersten Tropfen ihre Zunge netzten, saugte sie dieselben gierig ein und vertilgte mit gutem Appetit die ganze Portion.

Dann sank sie befriedigt zurück und schlief weiter.

Dieselbe Labung empfing sie am Abend nochmals und wieder am nächsten Morgen, worauf der Lord sich entfernte, um eine Wärterin für sie zu mieten. Er fand auch, da er fürstlich zahlte, auf der Stelle eine geeignete Person. Ihr gegenüber gab er die schöne Schlafende für seine Schwester aus, die eben von einer schweren Krankheit erstanden sei, während welcher sie Essen, Gehen und Sprechen verlernt habe. Sein Diener kannte dagegen den wahren Sachverhalt, doch konnte er sich auf dessen Verschwiegenheit verlassen.

Dank seiner eigenen und der Fürsorge der Pflegerin machte Nymphe sichtliche Fortschritte. Nach drei Tagen begann sie mit den ersten Gehversuchen, nach einer Woche vermochte sie zu essen, zu trinken und zu gehen wie jeder normale Mensch, auch brachte sie den Versuchen Palmerstons, sie sprechen zu lehren, große Bereitwilligkeit entgegen.

„Artur" war das erste Wort, das sie deutlich von

ſich gab, dann folgte „Nymphe“ und dann „Thereſe“, letzteres der Name ihrer Wärterin und Dienerin. Darauf ging es mit den Fortſchritten im Geſchwindſchritt vorwärts. Während mehrerer Wochen erlernte ſie die engliſche Sprache vollkommen, ſo daß der Lord mit ihrem geiſtigen Unterricht beginnen konnte. Er fand in ihr die intelligenteſte Schülerin, im Fluge eignete ſie ſich die Kunſt des Leſens und Schreibens an, zeigte aber für alle anderen Fächer wenig Intereſſe mit alleiniger Ausnahme der Naturgeſchichte. Vor allem Botanik ſchien ſie geradezu zu begeiſtern. Auch dem Klavierſpiel des Lords lauſchte ſie mit unverhohlenem Vergnügen. Blumen liebte ſie leidenſchaftlich, gegenüber anderen Mädchen zeigte ſie ſich, ſo heiter und ausgelaſſen ſie ſonſt auch ſein mochte, im Anfang ſcheu wie ein Reh, doch gewöhnte ſie ſich an ihren Anblick und legte im Verkehr bald nicht nur eine außerordentliche Neugier, ſondern auch eine erſtaunliche Unbefangenheit an den Tag — beides in ihrer Lage wohl natürlich, aber den Menſchen gegenüber immerhin fatal, da dieſe von dem Urſprung des jungen Mädchens keine Kenntnis hatten und ſie, wenn ſie ſcheinbar gar zu törichte Fragen ſtellte, für nicht richtig im Kopfe hielten.

Übrigens vermied der Lord die Berührung mit anderen Perſonen nach Möglichkeit. Er war eiferſüchtig auf jedes Wort, das ſeine Nymphe zu jemand ſprach. In der Regel ging er mit ihr allein aus, führte ſie an die Schaufenſter, deren Herrlichkeiten ſie nicht genug bewundern konnte, in Konzerte, ins Theater, in den Zoologiſchen und Botaniſchen Garten.

Obgleich Nymphe gänzlich weltfremd war, zeigte ſie doch in mancher Hinſicht einen ausgeprägten oder vielmehr eigenſinnigen Geſchmack.

Als es sich darum handelte, Kleider für sie anfertigen zu lassen, beharrte sie zunächst darauf, sie wolle nur luftige, weite, fliegende Gewänder tragen, und die Farbe anlangend, entschied sie sich augenblicklich für Grün. Aber mannigfache Verzierungen in Rot, Gelb, Blau, Weiß sollte man anbringen. Aber Grün mußte die Grundfarbe sein — es kostete viele Mühe, ihr andere Farben aufzureden und sie zu den herrschenden Moden zu bekehren.

Der Lord begriff den psychologischen Zusammenhang dieser Erscheinung zunächst nicht. Er sollte ihm erst klar werden, als er zum ersten Male mit seinem reizenden Schützling hinaus aufs Land fuhr. Beim Anblick der grünen Fluren, der Blumen und laubgeschmückten Bäume, der murmelnden Quellen und rieselnden Bäche geriet das junge Mädchen schier außer sich. Ihre Augen erstrahlten in höherem Glanze als je bisher, sie jauchzte laut auf, klatschte in die Hände und wollte aus dem Wagen springen.

„So schön ist also die Welt!“ rief sie freudig. „Und es wollte mir schon gar nicht mehr gefallen! Die großen Häuser, die engen Zimmer, die vielen Menschen, der Lärm und das Gedränge — ich erstickte fast! Aber hier ist alles frei und weit, über mir hab' ich den blauen Himmel, und die Luft ist erquickend und rein! O, laß den Wagen halten, Artur, ich will mir all die Pracht in der Nähe ansehen!“

„Wir sind gleich zur Stelle, Nymphe,“ entgegnete Palmerston lächelnd, denn er fühlte sich in ihrer Glückseligkeit beglückt. „Du wirst noch weit größere Wunder anstaunen: wir fahren in einen Wald!“

„Ein Wald — was ist das?“

„Du wirst schon sehen. — Sieh, da taucht er schon auf — der Platz mit den vielen, vielen Bäumen!“

Sie ſchaute hin und jubelte. „Das alſo iſt ein Wald! — O wie ſchön muß es darin ſein! Du guter Artur, wie dankbar bin ich dir, daß du mich hierher führſt!“ Sie umarmte und küßte ihn und ſpielte mit ſeinem blonden Bart; im Übermut zog ſie ein paarmal ſo heftig daran, daß der Lord vor Schmerz aufſchrie.

„Aber Nymphe — das tut weh!“

„Weh — was iſt das nur? Ich höre ſo oft: das tut weh!“

„Das iſt, wenn jemand Schmerzen empfindet. Neulich, als du dich in den Finger ſtachſt, haſt du da nicht laut geweint?“

„Freilich.“

„Nun — was dich da zum Weinen veranlaßte, war Schmerz. Wenn du nun jemand anderem den gleichen Schmerz verurſachteſt, ſo würde dir doch das gewiß leid tun?“

„Wie kann es denn das? Ich ſpüre doch den Schmerz nicht.“

„Zum Beiſpiel, wenn du mich ſo raufſt, und ich ſage dir, es macht mir Schmerz, was tuſt du dann?“

„Dann lache ich dich aus.“

„Da haſt du mich alſo nicht lieb?“

„Ich weiß nicht, was das iſt.“

„Bei wem biſt du lieber, bei Thereſe oder bei mir?“

„Bei dir.“

„Da ſiehſt du — warum wohl?“

„Du ſchenkſt mir alles, was ich mir wünſche. Du haſt Geld, um alles zu kaufen. Thereſe hat kein Geld. Sie iſt arm. Arme Leute gefallen mir nicht. Sie iſt auch nicht ſo nett angezogen wie du und ich.“

Der Lord lachte, alles klang ſo allerliebſt naiv und treuherzig, daß er ſie hätte küſſen mögen ob des ſüßen

Geplauders, und doch kränkte es ihn zugleich, daß sie seine Gefühle nicht mit gleicher Stärke erwiderte. Aber wie hätte das auch sein können? Sie war ja ein unbeschriebenes Blatt, völlig unentwickelt, ohne Begriffe von der Welt.

„O könnte sie immer so bleiben!“ seufzte er still. Am liebsten hätte er sie so ihr ganzes Leben hindurch erhalten und sich mit ihr in die Einsamkeit irgend eines Waldschlosses zurückgezogen.

Anhänglich zeigte sie sich ja an ihn, sie fürchtete sich sogar, wenn er ohne sie ausging oder sie allein ließ. Aber das war doch nur die Furcht des Kindes, das zur Selbständigkeit noch nicht fähig ist und sich naturgemäß an den einzigen Menschen hält, den es kennt und von dessen Fürsorge es sich abhängig fühlt. Ob sie ihn aber lieb hatte um seiner selbst willen? Wer konnte ihr ins Herz sehen? Und selbst wenn es jemand gekonnt hätte, so war noch die Frage, ob er in diesem Herzen Aufschluß fand. Es war vielleicht noch ganz leer. Mindestens kannte Nymphe selbst ihr eigenes Herz noch nicht.

„Hast du mich gern, Nymphe?“ fragte er mit einem neuen Versuche, etwas aus ihr herauszubringen.

„Natürlich.“

„Hast du mich auch lieber als andere Männer?“

„Ich kenne ja gar keine. Nur noch John und den Briefträger — und den Professor Maurissieux, der dich einmal besucht hat. Auch deinen Freund Robert —“

„Nun, gefällt dir der nicht?“

„Gar nicht, denn er hat ja eine schiefe Nase.“

„Wenn du aber andere Männer findest, die dir besser gefallen als ich, hast du sie dann auch lieber als mich?“

„Wenn sie mir besser gefallen? Dann selbstverständlich.“

Sie lachte. Er seufzte.

Der Wagen hielt. Sie stiegen aus am Rande eines lauschigen Wäldchens, bunt aus Birken, Buchen und Fichten zusammengesetzt. Den Boden bedeckte weiches Moos, mit Blüten durchwirkt. In den Zweigen sangen Amseln, Rotkehlchen und Finken. Mitten durch eine Waldwiese plätscherte ein Bächlein, das über einige Steine hin eine kleine Kaskade bildete.

Der Anblick war reizvoll, aber reizvoller noch war es, Nymphe zu beobachten, wie sie ihren zierlichen Fuß auf das Moos setzte und den überraschten Blick zwischen den mächtigen Stämmen zu den breiten, lauschigen, grünen Kronen erhob, durch welche das Blau des Himmels leuchtete.

Ein lauter Schrei des Entzückens entrang sich ihrer Brust, wie ihn jemand ausstoßen mag, der nach langer Trennung seine Heimat wieder erblickt. Ungestüm lief sie vorwärts, einer flüchtigen Gazelle gleich — der Lord konnte sie kaum einholen. Bald neigte sie sich zu Blumen nieder, ihren Duft zu erproben, bald pflückte sie solche ab, bald kletterte sie mit einer Geschicklichkeit, die er ihr nie zugetraut hatte, an den Stämmen der Bäume empor, oder horchte aufmerksam dem Gesang der Vögel, sich bemühend, das Zwitschern und Pfeifen der munteren Sänger nachzuahmen.

„Nicht wahr, hier gefällt's dir?“ fragte Palmerston.

„Hier fühle ich mich wohl!“ entgegnete sie beseligt.

Nachdem sie sich müde gesprungen, geklettert und gesungen, warf sie sich am Rande des Bachs auf das Moos, legte die Arme unter ihren Kopf und starrte mit träumerischen Augen zum Himmel auf, während

ihre Ohren dem Vogelsang und dem Geplauder der Wellen lauschten.

Ihr Begleiter streckte sich neben ihr auf dem Boden aus und faßte liebkosend ihre Hand.

„Hörst du auch, was die Bäume einander erzählen?“ flüsterte sie.

„Das ist der Wind, der durch die Zweige rauscht.“

„Nein, das sind sie selber. Sie plaudern zusammen — ich verstehe alles, was sie sagen,“ setzte sie nach einer Weile weit ernster hinzu, als sie sonst zu sein pflegte.

Doch nicht lange währte ihr Grübeln, ihre natürliche Lebhaftigkeit trug den Sieg davon. Plötzlich wieder hell auflachend, sprang sie auf und setzte ihr munteres Spiel im Walde fort. Ein Eichkätzchen, das vor ihr von Ast zu Ast hüpfte, erregte ihre Bewunderung, sie lief neugierig hinter ihm drein, bis es ihren Blicken im Blättermeer entschwand.

„Nymphe,“ erinnerte endlich der Lord, „die Sonne neigt sich — wir müssen aufbrechen.“

„Wozu?“ fragte sie. „Können wir nicht hier bleiben?“

„Hier — im Walde? Wo wollen wir denn schlafen?“

„O — irgendwo. Auf dem Moos — am Bache — unter dem Baum dort!“

„Und wenn es regnet?“

„Ich fürchte nichts als die öden Mauern der Stadt,“ antwortete sie. „Laß mich hier, Artur, hier fühle ich mich wohl! Mir ist, ich hätte von alledem, was mich hier umgibt, schon geträumt, oder ich hätte es schon einmal gesehen.“

Liebevoll sprach er ihr zu, bis sie sich endlich in ihr Schicksal ergab. Folgsam schritt sie neben ihm her der Stelle zu, wo der Wagen ihrer wartete.

Auf dem Wege kamen sie an einer Bank vorbei,

darauf saß ein junger Forstbeamter in grüner Uniform mit blitzenden Knöpfen. Er saß weit nach hinten zurückgelehnt, die Müdigkeit hatte ihn überwältigt, seine Lider schloßen die Außenwelt von ihm ab. Offenbar schlief er.

Nymphe erblickte ihn kaum, als ihre Augen von neuem strahlten. Sie deutete lächelnd mit dem Finger nach ihm hin. „Wer ist das?“

„Ein Jäger, Kind — einer, der zum Wald gehört und ihn zu bewachen hat.“

„Dachte mir's gleich, daß er zum Walde gehört,“ versetzte sie lustig. Und bevor ihr Beschützer auch nur ahnen konnte, was sie beabsichtigte, trippelte sie auf den Zehen zu ihm hin und preßte einen Kuß auf seine Stirn.

Bestürzt rief der Lord: „Nymphe, was machst du? Das darfst du nicht!“

Erschrocken eilte sie zu ihm zurück. Der junge Mann war erwacht und schaute erstaunt nach ihnen hin. Er wußte zum Glück nicht, was geschehen war.

„Warum darf ich das nicht? Er gefällt mir — ich liebe ihn!“

Hastig zog ihr Begleiter sie vorwärts. Er war froh, als er wieder mit ihr im Wagen saß. Auf der Rückfahrt war er sehr in sich gekehrt, und auch Nymphe blieb stumm und einsilbig, denn der Abschied vom Walde tat ihr weh. —

„Jetzt ist mir das Geheimnis klar,“ murmelte Palmerston, als er sich Abends allein in seinem Zimmer befand. „Sie ist ja eine Waldnymphe, der Maler hat sich in die Zeit und in den Charakter dieser Fabelwesen hineingeträumt, als er sein Bild schuf, folglich wurzelt ihr ganzes Denken und Fühlen in jener Zeit und in den Stätten, wohin sie ihrer Bestimmung nach

gehört. Der Wald ist ihre Heimat. Es war ein Irrtum von mir, vorauszusetzen, ich könnte ein Wesen aus dem Grunde, weil mein Auftrag es ins Leben gerufen hat, ganz nach meinem Willen und meinen Wünschen erziehen. Jedes Ding, sobald es geworden ist, besitzt seine Eigenart und macht sie geltend. Deshalb ist sie so sonderbar und so unfähig, sich in das Denken und Empfinden unserer Zeit und Gesellschaft zu fügen. Ihr fehlen die Einflüsse der Vererbung, die auf uns eingewirkt haben. Der Instinkt geht ihr ab, der sich im Laufe der Jahrtausende in den Menschen entwickelt hat. Sie ist eine Waldnymphe und muß es bleiben. Nun — vielleicht ist sie so nur um so reizender und lieblicher."

4.

Während der Nacht erkrankte Artur. Der Arzt mußte gerufen werden und stellte den erneuten Anfall eines alten Erbübels fest, der heftige Schmerzen verursachte, ohne gerade lebensgefährlich zu sein.

Als Nymphe am Morgen zu dem Lord ins Zimmer trat, rief sie schon von weitem: „Artur, nicht wahr, heute fahren wir wieder in den Wald?"

„Gern würd' ich das, mein Herz, aber ich kann nicht."

„Warum nicht?"

„Weil ich krank bin — sehr krank."

„Ach, du willst nur nicht!" schmollte sie. Dann trat sie nahe zu ihm hin, erfaßte seine Hand, sah ihm bittend ins Auge und flehte: „Führe mich hin, Artur, bitte, führe mich hin!"

Er erklärte ihr das Wesen der Krankheit und schilderte ihr, was er für Schmerzen auszustehen habe, und daß er sich außer stande fühle, aufzustehen und sich zu bewegen.

„Zu dumm!“ murrte sie ärgerlich. „Mußt du auch gerade heute krank werden! Schön ist das nicht von dir!“

„Ich kann doch nichts dafür, Nymphe!“

„Trotzdem ist es dumm!“

Sie stand eine Weile am Fenster, sehnsüchtig hinaus in den Sonnenschein blickend. Der Lord litt gerade recht empfindlich und stöhnte vor Schmerzen. Nymphe achtete gar nicht darauf, ja, nach einiger Zeit kehrte ihre gewöhnliche harmlose Heiterkeit zurück. Sie begann zu singen, tanzte durchs Zimmer und ahmte lachend seine Seufzer nach.

„Wie albern das klingt!“ rief sie. „Ich mag so etwas nicht hören!“

„Fühlst du denn kein Mitleid mit mir?“

„Ihr redet immer von Mitleid,“ plauderte sie, „und ich weiß doch gar nicht, was ihr wollt! Ist's nicht genug, wenn du selbst Schmerzen hast? Warum sollen auch noch andere mit dir leiden? Jeder soll sich freuen, solange er kann und mag.“

Dabei schaute sie ihn mit einem so drolligen und doch süßen Blicke an, daß er, völlig entwaffnet, ihre Hand küßte.

„Man kann dir nicht böse sein,“ flüsterte er. Er zog sie zu sich heran und blickte ihr lange in die schönen Augen.

„Das ist es,“ murmelte er, „das ist das Etwas, was ihr fehlt. Der Maler hat die S e e l e vergessen. Sei es nun, daß sie ihm selber abgeht, oder sein Ideal bei der Schöpfung des Gemäldes ein anderes war. Die Seele mangelt ihr — die Seele! Deshalb ist sie unfähig, Mitleid und Teilnahme zu fühlen, deshalb ist sie unfähig der Liebe, der Anhänglichkeit und der Treue!“

Ein Schatten stieg vor ihm auf wie die Ahnung einer gefahrdrohenden, unglücklichen Zukunft.

— — — — — — — — — — — — —

Nymphe langweilte sich so entsetzlich, während ihr Beschützer das Bett zu hüten gezwungen war, daß er ihr am dritten Tage, so schwer ihn die Trennung ankam und so sehr es ihn mit Sorge erfüllte, die Unerfahrene von sich zu lassen, von selbst den Vorschlag machte, sie solle einmal einen Spaziergang in den nahen Luxemburggarten unternehmen. Der Diener sollte sie hinbringen. Für ihren Aufenthalt und die Rückkehr gab ihr der Lord eine Menge Verhaltungsmaßregeln, die sie mit vergnügtem Lächeln über sich ergehen ließ.

Beseligt entfernte sich das holde Geschöpf. Am liebsten hätte Palmerston den Diener bei ihr gelassen, aber der Arzt wurde erwartet und bedurfte seiner zur Erneuerung des Verbandes. Therese aber hatte in der Küche zu tun.

Zwei Stunden vergingen, Nymphe kehrte nicht zurück. Besorgt sandte Artur den Diener nach ihr aus. Dieser kehrte nach einiger Zeit mit der aufregenden Meldung zurück, die junge Dame befinde sich nicht in dem Garten, auch habe er sie nirgends in der Nähe gefunden.

Außer sich vor Besorgnis versuchte der Kranke, sich in die Höhe zu richten. Er wollte selbst aufbrechen, sie zu suchen. Aber vergeblich bemühte er sich, seine Kleider anzulegen. Seufzend sank er in seine Kissen zurück.

Da klingelte es draußen. Nymphe erschien heftig weinend in Begleitung eines Polizeibeamten.

„Was gibt es denn?“ erkundigte sich betroffen der Lord.

„Diese junge Dame wurde ergriffen, als sie im Luxemburggarten eine Vase mit einer kostbaren ausländischen Blume an sich nahm und ihre Beute ganz ungeniert fortschleppte," berichtete der Beamte. „Wir brachten sie nach der Polizei, konnten aber nichts aus ihr herausbringen, als daß sie bei Artur wohne und die Blume ihm habe mitbringen wollen, weil sie so schön sei. Erst nach langem Fragen nannte sie den Namen Lord Palmerston. Ich bin mit ihr hierher geschickt worden, um die Wahrheit ihrer Aussage zu prüfen."

Der Lord beruhigte die Weinende und bestätigte dem Kriminalbeamten die Wahrheit der Angaben.

„So kann ich wohl von einer Verhaftung absehen," erklärte der Polizist. „Doch wird selbstverständlich Anklage wegen Diebstahls gegen die Dame erhoben werden."

„Wie kann man das? Sie weiß nicht, was Diebstahl ist — wird es auch nie begreifen."

Der Beamte zuckte die Achseln. „Ich dächte, die Dame wäre alt genug. Indessen, der Herr Inspektor hegte auch einige Zweifel an ihrer Zurechnungsfähigkeit. Sie sieht so phantastisch aus und spricht so seltsam. Für alle Fälle soll ich ihre Personalien feststellen. Sie behauptet, Nymphe zu heißen, einen anderen Namen habe sie nicht. Wie heißt sie in Wirklichkeit?"

Der Engländer starrte verlegen vor sich hin. Was sollte er sagen? Die Polizei belügen durfte er nicht. Anderseits hatte er es versäumt, seiner Pflegebefohlenen einen regelrechten Namen beizulegen oder beilegen zu lassen.

Endlich fiel ihm ein Ausweg ein. „Bitte, senden Sie Ihren Chef zu mir. Ihm will ich alles Erforderliche mitteilen. Es handelt sich hier um ein

merkwürdiges Geheimnis. Ich selber kann leider nicht zu ihm gehen.“ —

Dem bald darauf eintreffenden Polizeileutnant enthüllte der Lord dann unter dem Siegel der Verschwiegenheit das Geheimnis seiner schönen Begleiterin. Es versteht sich, daß der nüchtern denkende Kriminalbeamte skeptisch den Kopf schüttelte, und Professor Mauriſſieux, den er persönlich kannte, mußte erst herbeigerufen werden und ihm die Wahrheit der Mitteilung bestätigen, bevor sein Unglaube einem begreiflichen Staunen wich.

„Wer hat je so etwas vernommen?“ äußerte er befremdet. „Immerhin, Mylord — mag das Fräulein herstammen, wo sie will, sobald sie ein dem unseren entsprechendes Leben besitzt, Verstand, Willen, Geist ihr eigen nennt, also eine wirkliche Persönlichkeit ist, muß sie auch dem Gesetz gegenüber als Persönlichkeit dastehen. Sie müssen ihre Geburt — wenn man es so nennen darf — anmelden und ihr einen regelrechten bürgerlichen Namen beilegen. Von einer weiteren Verfolgung der Diebstahlsangelegenheit sehe ich natürlich unter diesen Umständen ab.“ —

Sogleich nach seiner Genesung begab sich Palmerston mit Nymphe nach dem Polizeibureau, wo er sie unter dem Namen Alice Palmerston in das Register eintragen ließ.

Mit dem Geheimnis war es nun freilich vorbei. Der Polizeileutnant würde unter keinen Umständen trotz seines Versprechens reinen Mund halten.

Still und ernst kehrte Artur an der Seite Alices nach seiner Wohnung zurück. Zum ersten Male empfand er etwas wie Reue über seine Handlungsweise. War es nicht eine Vermessenheit, ein Leben zu gestalten mit all seinen erschütternden Konsequenzen, mit seinen

Leiden und Schmerzen, seinen Zwischenfällen und Überraschungen, mit seiner Todesfurcht und Vergänglichkeit? Nur der Schöpfer besaß das Recht hierzu, das kein Sterblicher sich anmaßen durfte, weil seine eigene Schwäche ihn unfähig macht, die Verantwortlichkeit für das erzeugte Leben zu übernehmen. In seiner Macht stand es nicht, die Verhältnisse zu lenken — der schwache Schutz, welchen er der armen weltfremden Waldnymphe angedeihen zu lassen vermochte, fand seine Grenzen in seiner menschlichen Hilflosigkeit und dem Abschluß des eigenen Daseins. Starb er plötzlich, welchen unsäglichen Wirrnissen und verhängnisvollen Zufällen setzte er das liebe, harmlose Wesen aus? Mußte sie nicht ein Spielball in der Hand schlechter Menschen werden, sie, die nicht gelernt hatte, sich gegen List, Falschheit oder Niederträchtigkeit zur Wehr zu setzen?

Ja, wenn sie hätte ein Weib werden können wie jedes andere Menschenweib, wenn sie ihn hätte lieben können wie ein Weib, ihn beglücken und durch ihn beglückt werden! Aber das eben war der Fehler in seinen Berechnungen: er hatte sie bilden lassen, er hatte sie so selbstverständlich als sein Eigentum, sein Geschöpf, als einen Teil seines Ichs betrachtet, wie es das leblose Bild gewesen, daß er sich gar nicht vorzustellen vermochte, er müsse jemals auf seine Rechte auf sie Verzicht leisten. Nun ward ihm mit einem Male klar, daß er ja ein Eigenwesen geschaffen habe, eine Individualität mit all ihren Rechten und Pflichten, ihrer Freiheit und Verantwortlichkeit.

Mußte Nymphe denn gerade ihn lieben? Und wenn sie es tat, war sie von der Art, ihn glücklich zu machen?

Sie hatte ja keine Seele!

Konnte er je an der Seite eines seelenlosen Wesens sich glücklich fühlen?

„Nie — nie!“ sagte er zu sich. Und doch liebte er sie mit rasender Leidenschaft, wie er sie schon als Bild geliebt — er mußte sie lieben und doch unglücklich sein mit ihr, zeitlebens würde er um ihretwillen leiden!

O hätte er nie dem Professor jenen Auftrag erteilt, hätte dieser nie die verhängnisvolle Erfindung gemacht, die nur verderblich werden konnte für die Menschheit! —

Ihre melodische Stimme, sanft wie das Rauschen der Wipfel im Walde, klang lieblich herein in seine Trübnis.

„Artur!“

„Was willst du, Nymphe?“

„Fahren wir nun in den Wald?“

Von der Frage unangenehm berührt schwieg er, bis sie ihre Worte wiederholte.

Dann entgegnete er: „Ich halte es für besser, wenn wir dem Walde fern bleiben. Sein Atem ist Gift für dich, seine Stimme ist Sirenengesang für deine unerfahrenen Ohren. Versuche lieber, dich hier einzugewöhnen und dich dem Leben der Welt anzupassen.“

„Aber ich hasse dieses Leben!“ seufzte Nymphe. „Alle Fibern sehnen sich nur nach der süßen Einsamkeit zwischen den weißen und braunen Stämmen, meine Ohren hören den Vogelsang, das Rauschen der Quelle und das Säuseln der Blätter, meine Augen verlangen nach der bunten Schönheit der Blüten!“

„Wollte der Himmel, du hättest das nie gesehen!“ klagte er.

Reiflich erwog er ihre Neigung und seine Stellung dazu und kam zu dem Entschlusse, ihr nicht nach-

zugeben. Sie sollte den Wald vergessen, so lange wenigstens, bis sie vollständig zum Menschenwesen geworden war. Gewohnheit und Gesellschaft mußten doch endlich auf sie wirken, war sie doch intelligent, gelehrig und zur Fröhlichkeit gestimmt.

Nymphe schien auch seine guten Absichten zu begreifen, sie gab sich Mühe zu lernen und folgte ihm willig zu den Vergnügungen, zu denen er sie führte, um sie durch Reize, für die er sie empfänglich glaubte, an ihr jetziges Leben zu fesseln. Im stillen aber war sie traurig und mißgestimmt, ein dunkler Schatten lag oft auf den hellen Märchenzügen, aus den blauen Augen floh es oftmals davon wie ein Strahl tiefer Sehnsucht, der das Auge des Beobachters zu scheuen hatte.

Eines Morgens, als der Lord wie gewöhnlich in ihr Zimmer trat, um ihr „guten Morgen" zu sagen, war Nymphe verschwunden: ihr Lager war unberührt, das Fenster offen.

Er schaute entsetzt hinaus. Dicht neben dem Fenster lief eine Dachrinne hin, das verwegene Mädchen war offenbar an ihr hinab auf die Straße gelangt.

Palmerston seufzte wie ein Verzweifelter: Nymphe war geflohen — geflohen vor ihm!

Er, der Diener, Therese — alle suchten den ganzen Tag und die halbe Nacht nach ihr, die Hilfe der Polizei nahmen sie in Anspruch, eine Anzeige in den Zeitungen forderte die allgemeine Aufmerksamkeit heraus: Nymphe ward nicht gefunden!

Da — am Morgen des dritten Tages — kam dem Lord, als er eben in angstvoller Hast seine Nachforschungen wieder aufnehmen wollte, ein Gedanke.

„Besorge einen Wagen," befahl er seinem Diener.

Eine Viertelstunde später waren sie schon unter-

wegs nach dem Wäldchen, das er damals mit Nymphe besucht hatte. Am Rande des Hains ließ Artur das Gefährt halten, stieg aus und betrat leisen Schrittes die Stätte. Er fürchtete, sie könnte bei seiner Annäherung entfliehen, falls sie sich wirklich an diesem Orte befand, deshalb trat er so vorsichtig auf. Wie ein Jäger, der hinter einem Wilde her ist, drang er durch das Gebüsch nach dem Plätzchen am Bache vor, wo sich der anmutige Rasenplatz mit den mannigfachen Blumen am Ufer hinstreckte.

Der Morgen lag duftig und sonnenglänzend auf der Gegend, golden schimmerten die Stämme der Bäume, die vom leisen Wind geschaukelten Blätter zeichneten bewegliche Schatten auf den Boden. Mit forschenden, ängstlichen Blicken überflog Artur die Stätte, und wie erlöst atmete er auf, denn dort lag Nymphe in der Tat im hohen Grase auf dem Rücken, die Augen zum Himmel gerichtet, die Arme unter dem Kopf, ihr helles grünes weites Gewand zeichnete sich deutlich ab und bauschte sich zuweilen unter dem Einfluß des Windes auf gleich einem von der Luft geblähten Segel.

„Nymphe!“ schrie er jauchzend und stürzte auf sie zu.

Mit einem Schrei sprang sie auf, mit der Flüchtigkeit eines Rehes huschte sie davon und verschwand im Dickicht des Waldes.

Er lief hinter ihr drein, ihren Namen in allen Tönen der Liebe, Zärtlichkeit und Besorgnis ausrufend, sie beschwörend, auf ihn zu warten. Anfangs sah er noch ihr Gewand durch die Stämme und das Gesträuch hindurch, dann entschwand es ihm, er hörte nur noch das Brechen der Zweige und den leichten Tritt ihres Fußes, zuletzt verstummte auch das — so plötzlich,

daß er wohl merkte, sie müsse irgend ein Versteck gesucht und gefunden haben.

Um sich blickend gewahrte er eine niedere Hütte, wie sie den Forstbeamten zum Unterschlupf dienen. Er suchte die Tür zu öffnen, aber eine Hand hielt von innen zu, und er wußte wohl, wessen Hand.

„Nymphe — Liebling!“ rief er in innigem Tone. „Warum fliehst du vor mir?“

„Komm nicht herein!“ rief es erschreckt zurück. „Ich will nicht fort von hier!“

„Aber Nymphe, du mußt ja hier elend verkommen. Du hast ja nichts zu essen — und wenn erst der Winter kommt mit Schnee und Eis und Kälte —“

„O, ich fürchte nichts als die Stadt — und dich!“

„Mich — Nymphe?“ Sein Herz krampfte sich zusammen in unsagbarem Weh. „Mich fürchtest du? Ich hab' dich doch so lieb!“

„Nein, du bist böse, sehr böse — ich habe dich gar nicht lieb!“

„Wer soll dich denn hier beschützen?“

„Er beschützt mich schon. Er ist viel besser als du. Ihn liebe ich, bei ihm will ich bleiben!“

Bestürzt drängte der Lord die Tür mit Gewalt zurück. Nymphe war vor ihm in einen Winkel geflüchtet, er trat auf sie zu und preßte das sich heftig sträubende Geschöpf in seine Arme.

„Mein Liebling!“ sprach er ihr zu. „Fürchte dich nicht, ich werde nichts tun, was du nicht willst — ich will dich ja nur glücklich machen. Nymphe, und bräche mein Herz darüber! Erzähle mir nur, warum du mich verlassen hast und wer der ist, von dem du sprichst.“

„Der junge Jäger ist's, dem wir neulich begegneten,“ erwiderte sie, ihn mit ihren großen Augen jetzt wieder

ganz zutraulich ansehend. „Er ist sehr gut zu mir. Er zeigte mir diese Hütte, damit ich ein Obdach für die Nacht habe."

„Warum willst du denn nicht mehr bei mir bleiben?"

„Weil du nicht mit mir in den Wald gehst. Meine Sehnsucht nach ihm war zu groß."

„Du sehntest dich nach dem Jäger?"

Sie schüttelte lachend den Kopf. „Nur durch Zufall traf ich ihn, als ich am ersten Abend nach einem Lager suchte. Er erkannte mich wieder und fragte mich, wer ich sei, was ich hier tue, woher ich stamme. Dann zeigte er mir die Hütte. Gestern früh kam er wieder und teilte sein Frühstück mit mir, auch heute tat er dies. Er ist lieb und gut. Wenn du ein Veilchen wartest, wirst du ihn sehen, er muß bald kommen."

„Ich werde auf ihn warten."

Nymphe setzte sich auf die Bank in der Hütte, richtete ihre verwunderten Augen auf ihren Beschützer und maß ihn mit einem nachdenklichen Blicke, während er eifrig beschäftigt war, die mitgebrachten Lebensmittel auszupacken.

„Du mußt Hunger haben," meinte er freundlich.

„Hunger? Gar nicht — und auch keinen Durst," rief sie beim Anblicke der Flasche Tokaier, die er eben auf den ungefügen Tisch setzte.

„Trink wenigstens ein Glas zur Stärkung — er ist so süß und mild."

„O, das Wasser ist viel köstlicher," lehnte sie immer noch mit dem sinnenden Ausdrucke ab. „Ach, wie klar und kühl es ist — ich —"

Sie hielt inne.

„Wer bin ich eigentlich?" fragte sie plötzlich.

„Wer du bist? Meine Nymphe, mein Kleinod!"

„Nein, das ist dumm!" rief sie heftig. „Ich will

wiſſen, woher ich ſtamme, wer meine Eltern waren, wie ich zu dir komme? Ich beſinne mich auf nichts, auf gar nichts von dem Augenblick, da ich in deiner Wohnung zu mir ſelbſt kam. Bin ich jemals ein Kind geweſen wie andere Menſchen? Der junge Jäger ſagte, das müſſe unbedingt ſo ſein, denn alle Erwachſenen ſeien erſt Kinder, ehe ſie groß würden, ich hätte es bloß vergeſſen. Dabei ſah er mich ſo eigentümlich an, ich glaube, er hielt mich für eine der Unglücklichen, von denen du mir erzählt haſt, die ihrer Sinne nicht mächtig ſind. Gehöre ich wirklich zu dieſen oder habe ich früher zu ihnen gehört? Manchmal iſt mir, als ſei ich klein geweſen, als habe ich erſt reden, laufen und eſſen gelernt wie andere Kinder. Alſo ſage mir, war ich einmal ein Kind?“

Verlegen ſtarrte der Lord vor ſich hin. Sollte er ihr die Wahrheit ſagen? Vielleicht war es beſſer, es nicht zu tun. „Natürlich warſt du ein Kind,“ verſetzte er.

„Wer ſind meine Eltern? Wo bin ich geboren?“

„Deine Eltern ſind lange, lange tot — du biſt im fernen England geboren.“

„Wie kam ich zu dir?“

„Ich habe mich deiner angenommen, weil du eine Waiſe warſt. Du tateſt mir leid. Ich liebte dich, als ich dich erblickte, und —“

„So war ich wirklich des Verſtandes beraubt?“

„Du warſt vor einiger Zeit ſchwer krank, Nymphe, da haſt du wohl jede Erinnerung an dein früheres Leben verloren.“

Sie blickte mißtrauiſch zu ihm auf. „Warum bin ich aber ſo anders als alle übrigen Menſchen?“ meinte ſie ſinnend. „Du ſprachſt doch kürzlich mit dem Mann von der Polizei, ich hörte wohl einiges davon, wenn

ich mich auch nicht weiter darum bekümmerte. Du sagtest, ich sei aus einem Bilde entstanden — jetzt fällt es mir wieder ein. Ich hatte ja auch keinen Namen, deshalb waren wir auf der Polizei. Warum heiße ich auch Palmerston wie du?"

Der Lord besann sich lange, ehe er antwortete, dann fand er es für das geratenste, ihr das Rätsel ihres Daseins zu lösen.

Erstaunt lauschte sie seiner Erzählung. „So viel Geld koste ich!" rief sie. „So teuer war ich — und ich bin ein Gemälde, ich bin keines eurer Kinder! Weißt du, daß ich darüber eigentlich froh bin? Ich fühle mich anderen Frauen gegenüber so fremd, ich fürchte mich vor ihnen, selbst vor Therese. — Aber," fügte sie nach einiger Überlegung hinzu, „wenn du mich bezahlt hast, so bin ich ja auch nicht frei wie andere Menschen, ich —"

„Du bist es, wenn du willst, Nymphe. Aber es würde mir das Herz brechen."

„Dafür könnte ich doch nichts. Was kann ich dafür, wenn du mich liebst, und ich liebe dich nicht?"

„Nichts," erwiderte er betrübt. „Doch ich bin schuld, daß du bist, Nymphe, so muß ich auch für dich Sorge tragen. Niemand meint es so gut mit dir wie ich, ich möchte dich so gern glücklich sehen. Ich fürchte, wenn du weg von mir bist, so wird man dir nicht mit so viel Rücksicht und Zärtlichkeit begegnen, als du nötig hast. Geh mit mir zurück, ich verspreche dir, mit dir zusammen in ein Schloß im Walde zu ziehen, wo du den ganzen Tag im Grünen weilen und dem Lied der Vögel und dem Rauschen der Quellen lauschen kannst!"

„Ist das wahr?"

„Ich verspreche es dir!"

Sie sprang auf und rief: „So komm!“

In diesem Augenblicke erschien der junge Jäger in der Tür der Hütte.

„Da ist er ja,“ rief Nymphe, lief ihm entgegen und schlang ihre Arme um seinen Hals. „O, wie freue ich mich, daß du da bist! Mit dir möchte ich doch viel lieber im Walde wohnen als mit ihm!“

Der Lord wandte finster sein Antlitz ab. Zu vornehm gesinnt, um durch Autorität zu erzwingen, was freie Neigung ihm verweigerte, unterdrückte er seinen Gram. Er wandte sich dem jungen Forstbeamten zu und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Der Jäger schien eine offene, ehrliche Natur, er hatte sich gegen Nymphe sehr teilnahmvoll gezeigt und erklärte jetzt, er hätte sogleich ihre Angehörigen benachrichtigt, wenn er nur die Adresse hätte erfahren können.

„Vielleicht,“ so dachte Artur, als er sich mit Nymphe zum Gehen wandte, „kann die Arme auf ihre Weise doch noch glücklich werden.“

Er besuchte daher mit ihr fast täglich das Gehölz, wobei sie den jungen Forstbeamten oft trafen. Aufrichtig gab er zu, er habe das junge Mädchen für geistesschwach gehalten. Der Lord, wohl merkend, welchen Lauf die Angelegenheit nahm, erachtete es für seine Pflicht, ihm die ganze Wahrheit mitzuteilen. Seine wenn auch schwache Hoffnung, Henry Berrivil, wie der Forstbeamte hieß, würde sich durch die Absonderlichkeit der Abkunft Nymphes zurückgestoßen fühlen, vielleicht gar ein Grauen vor ihr empfinden, enttäuschte ihn. Die Phantasie Henrys wurde im Gegenteil durch das Vernommene mächtig gefesselt, er betrachtete Nymphe von da an als ein geheimnisvolles Wesen, das zu besitzen ihm ein außerordentliches Glück erschien. Selbst die schönsten und reichsten Frauen,

welche andere ihr eigen nannten, waren doch nur gewöhnliche Sterbliche — er würde aber ein Weib besitzen, das, wie Minerva in voller weiblicher Erhabenheit mit glänzenden Waffen aus Jupiters Haupt, als reife Schönheit aus einem Gemälde hervorgesprungen war. Das war ein Vorzug, um den jeder ihn beneiden mußte. Außerdem war der Lord ein steinreicher Mann, der ihm immer helfend zur Seite stehen würde, und das junge Mädchen selbst wirklich die Krone der Schönheit und Lieblichkeit.

Artur Palmerston verfolgte die Entwicklung der Angelegenheit dagegen mit schwerem, sorgenvollem Herzen. Besaß er überhaupt ein Recht, seine Verantwortlichkeit für Nymphe auf jemand anders zu übertragen? Aber er konnte sie doch nicht zurückhalten! Mit welchem Rechte nahm er sie als Eigentum in Anspruch? Sie war nun einmal, sie lebte, sie besaß ein Herz, das Recht auf Liebe, auf Glück, wie jeder Mensch auf Erden!

Seufzend willigte er also in das Verlöbnis der beiden ein. Der Tag der Hochzeit ward festgesetzt.

Da kehrte Nymphe eines Tages von einem Ausflug zu ihrem Verlobten schluchzend und außer sich zurück.

Besorgt erkundigte sich der Lord nach der Ursache ihrer Aufregung.

„Soll ich nicht aufgeregt sein," schluchzte sie, „wenn ich mich so beleidigen lassen muß? O Artur, es ist nicht recht von dir, daß du mich an einen solchen Menschen verkaufen willst!"

„Was gibt es denn, Kind? Habt ihr euch gezankt?"

„Ja, aber um nie wieder einig zu werden! Denke dir, was der Elende für Absichten hegt. Sehen will er mich lassen für Geld — ich soll öffentlich auftreten,

denn dadurch würden wir in kurzem reiche Leute werden, sagte er. Ich hätte ihn aber doch nur genommen, um im Walde mit ihm leben zu können, entgegnete ich. Er lachte aber und meinte, das verstände ich nicht. Ich hasse ihn jetzt, Artur — das habe ich ihm auch gesagt!"

Nymphe blieb fest, so viel Mühe sich auch Henry Berrivil um sie gab. Ihr Stolz war verletzt, ihr Mißtrauen erweckt.

„Ich bleibe bei dir, Artur," erklärte sie. „Mach dein Versprechen wahr, zieh mit mir in den Wald — ich will niemand als dich heiraten!"

„Wollen erst einmal sehen, ob du dabei beharrst," antwortete der Lord. „Ich darf dein Herz nicht überrumpeln."

Er kaufte also eine Villa im Schwarzwald, deren weißschimmernde Mauern sich in den klaren Fluten des Titisees widerspiegelten. Majestätisch und feierlich grüßten die ernsten grünen Tannen direkt in die Fenster hinein, wie das Schweigen der Urwelt lag es über dem Ganzen.

Wie leuchteten die Augen der glücklichen Nymphe, als Palmerston sie aus dem Wagen hob und ihr dies Paradies als ihre neue Heimat vorstellte! „Hier kannst du ganz deinen Wünschen leben, mein Kind," sprach er voll Innigkeit, und frohlockend warf sie sich an seine Brust und nannte ihn ihren lieben, guten Artur.

5.

Mit Befriedigung erkannte der Lord, daß sein Schützling in den nächsten Wochen sich wirklich glücklich fühlte. Aber war er es auch? Er liebte seine Nymphe noch immer zu heiß, als daß er nicht fern von ihr der Unglücklichste der Sterblichen geworden wäre, er emp-

fand auch ein hohes Gefühl eigenen Beglücktseins in ihrem Glücke — aber er gab ihr nur und empfing dafür nichts!

Nichts für sein Herz, sein einsames, sehnendes, klagendes Herz!

Nur eine Seele kann einer Seele genügen! Nymphe besaß keine. Sie war ihm zugetan, aber nur, wie ein Kind jemand zugetan ist, der es reich beschenkt. Einer tieferen, echten Liebe war sie nicht fähig. Wie schnell hatte sie ihren Jäger verlassen und vergessen! Ebenso jäh würde sie, falls ihre Neigung es verlangte, ihm den Rücken wenden, ohne Mitleid, ohne Bedauern, und doch auch ohne sich irgend eines Unrechtes bewußt zu sein. Ihr Charakter war eben der einer Nymphe — sie würde ihn immer nur wie ein farbiger, fremdartiger Schmetterling umgaukeln, ihr helles Lachen würde lieblich in seine Ohren klingen, aber eine Frau würde sie niemals sein!

Sollte er sie durch die Bande der Ehe an sich ketten? Seine Leidenschaft flüsterte ihm zu, er solle sein Recht über sie durch das Gesetz bestätigen lassen, seine Einsicht, seine Ehrenhaftigkeit rieten ihm, sie immer nur als eine geliebte Schwester zu betrachten. Sie würde die Bedeutung der Ehe ja nie verstehen, sich niemals durch etwas anderes gefesselt fühlen als durch ihre eigene augenblickliche Neigung. Nur unglücklich konnte er sie und sich selber machen durch einen so gefährlichen Schritt.

Hätte er aber vielleicht doch weniger um sie gelitten, wenn sie sein Weib gewesen wäre? Denn er litt in der Tat um sie, er fürchtete jeden Tag, irgend ein Zufall, eine Bekanntschaft, eine Laune könne ihn ihrer Gegenwart berauben.

Solange beide in der Einsamkeit ihrer Waldbe-

sitzung hausten, drohte wenig Gefahr. Doch dem prächtigen, sonnenhellen Herbst folgte der Winter. Dichter Schnee bedeckte den Waldboden, Eisnadeln hingen an den Bäumen. Palmerston glaubte, sein Schützling werde von der Veränderung entzückt sein. Wie irrte er sich! Nymphe war ein Kind des Lichts und der Sonne, in der Heimat der Waldnymphe gab es nicht Schnee noch Eis. Sie schauderte zurück vor dem ungewohnten Anblick, sie fror und zitterte und getraute sich nicht ins Freie. So unglücklich gebärdete sie sich, daß er sich eines Tages auf die Eisenbahn mit ihr setzte und nach der Riviera fuhr. In Nizza fand denn auch Nymphe ihre Heiterkeit und ihr anmutiges Lachen wieder.

„Du mußt nicht böse auf mich sein, Artur," sagte sie, sich schmeichelnd an ihn schmiegend. „Es ist möglich, daß ich undankbar bin, garstig, schlecht, oder wie ihr es sonst nennt — aber ich kann nichts dafür, ich will es nicht sein, ich bin einmal so ganz anders als du und andere Menschen. Ich verstehe überhaupt nicht, was ihr mit solchen Worten meint."

In Nizza unter den immergrünen Orangen, Lorbeeren und Myrten, am Strande des blauschimmernden Mittelmeers, unter dem tiefblauen Himmel schien die Tochter der sonnigen Haine Griechenlands erst zum rechten Leben zu erwachen. Nie hatte der Lord sie so selig, so fröhlich gesehen, nie hatte sie sich so zärtlich gezeigt, nie so traulich und süß geplaudert wie dort. Täglich gingen beide zusammen spazieren, Nymphe wie ein Kind vor ihm herspringend, singend, lachend, spielend — ja, als ein neuer Anfall seines Leidens ihn hier überraschte, setzte sie ihre Spaziergänge allein fort und kehrte, durch frühere Erfahrungen gewitzigt, jedesmal pünktlich zurück. —

Eines Morgens, als Nymphe wieder unterwegs war, betrat der langjährige Diener des Lords mit gefurchter Stirn und düsterer Miene das Zimmer des Kranken.

„Mylord, leider habe ich Ihnen eine recht unerfreuliche Kunde zu überbringen. Doch kann ich es nicht über mich gewinnen, zu schweigen. Ich würde es für eine Pflichtverletzung halten.“

„Was ist denn geschehen, John?“ erkundigte sich mit klopfendem Herzen der kranke Lord.

„Soeben sah ich das gnädige Fräulein am Arme eines fremden Offiziers am Strande spazieren gehen.“

Artur fuhr auf seinem Lager empor. „Hast du dich auch genau überzeugt?“

„Ich bin dreimal an ihr vorübergegangen.“

„Hat sie dich bemerkt?“

„Nein, ihr Blick war nur auf ihren Begleiter gerichtet.“

Im selben Augenblick trat Nymphe ein, lustig und unbefangen hüpfte sie ans Bett und reichte ihm die rosigen Lippen.

Zum ersten Male wies er ihre Liebkosung zurück.

„Hast du mich nicht mehr lieb?“ fragte sie verwundert.

„Doch — über alles. Aber du — du bist nicht ehrlich gegen mich, Kind.“

„Ehrlich? Ich — warum denn nicht?“

„Wer war der Offizier, mit dem du eben —“

Nymphe lachte hell auf. „Ich mit einem Offizier? Ich war doch gar nicht am Strande, sondern im Wintergarten.“

„Belüge mich nicht,“ mahnte er ernsthaft. „John hat dich gesehen.“

Jetzt fing Nymphe an zu weinen. „Dann lügt

John," schluchzte sie, und sie beharrte bei ihrer Behauptung.

Der Lord konnte nichts mit ihr anfangen. Kummervoll gab er es auf, ein Geständnis aus ihr herauszupressen. Auf einer Lüge hatte er sie bisher niemals ertappt. Hatte sie doch auch nichts zu verbergen, denn alles, was sie tat, was ihre harmlose Natur sie zu tun antrieb, erschien ihr recht und gut.

Vielleicht täuschte der Diener sich doch. Was man wünscht, redet man sich gern ein.

Johns Zeugnis fand jedoch eine unerwartete Bestätigung durch Therese, welche das Fräulein zwei Tage später ebenfalls in Begleitung eines Offiziers erblickte — diesmal in den Straßen der Stadt.

Nun konnte Artur nicht mehr zweifeln. Doch hielt er es für überflüssig, die Ungetreue nochmals zur Rede zu stellen. Hatte sie das erste Mal die Unwahrheit gesprochen, so würde sie sich auch jetzt nicht zu einem Bekenntnis herbeilassen. Das beste war, selbst zu beobachten.

Seine Genesung war inzwischen weit genug fortgeschritten, um ihm vom nächsten Tage ab das Ausgehen zu gestatten. Nymphe zeigte eine kindische Freude, als sie das vernahm, denn es sei so langweilig allein, versicherte sie.

War es denn nur möglich, daß sie in der Kunst der Heuchelei und Lüge so rasche Fortschritte gemacht hatte?

Armer Artur! Ihr Recht auf Glück war ihm heilig, so schwer auch sein Herz unter dem Gedanken litt, sie zu verlieren — und nicht einmal mehr das alte Vertrauen hegte sie zu ihm!

Sie nahm sich allerliebst aus in dem schneeweißen Kleide mit den blauen Schleifen, als sie nun herein-

trat, ihn abzuholen. Fast alle jungen Damen in Nizza trugen weiße Kleider, und zum ersten Male hatte Nymphe den Wunsch ausgesprochen, es anderen gleichzutun. Ihr goldblondes Haar glänzte in der Morgensonne, die Augen blitzten wie der Spiegel eines himmelblauen Sees, die rosigen Wangen leuchteten. Gleich um den Hals fallen hätte er ihr mögen. Doch er bezwang seine stürmischen Empfindungen, freundlich, aber ernst sagte er ihr „guten Morgen", dann verließen beide Arm in Arm das Haus, um sich nach der Strandpromenade zu begeben, welche Nymphe besonders liebte.

Während Palmerston auf einer Bank seine Zeitung las, schlenderte Nymphe zu den Bosketts der Umgebung; die kostbaren Gewächse zu bewundern, gewährte ihr den schönsten Genuß. Bald verlor sie der Lord aus den Augen — mißtrauisch steckte er seine Zeitung in die Tasche und ging ihr nach. Doch umsonst suchte er, er konnte sie nirgends entdecken, und kehrte daher verdrießlich nach seiner Bank zurück.

Wie erstaunte er: da saß sie schon wieder auf ihrem Platze, in stolzer Haltung, wie er sie bisher nie an ihr gekannt. In der Hand hielt sie eine wundervolle Teerose.

„Wo mag der Schelm die wieder gepflückt haben?" dachte der Lord. „Ob sie wohl je den Unterschied von Mein und Dein fassen wird?"

Unwillkürlich stimmten der schöne Morgen und ihr bestrickender Anblick, sowie die Tatsache, daß sie offenbar an keinen anderen gedacht, ihn fröhlicher. Er nahm neben ihr Platz, und mit den Worten: „Nymphe, bist du wieder hier?" legte er seinen Arm um ihre Schulter.

Erschrocken sprang seine Nachbarin auf. „Mein Herr —"

Er lachte. „Aber Kind, was fällt dir ein! Komm, Kind, und setz dich, ich möchte mit dir reden.“

Sie maß ihn mit einem erstaunten Blicke, dann entfernte sie sich eiligen Schritts, und obwohl er sie zurückrief, kehrte sie sich nicht einmal nach ihm um.

„Wie albern!“ brummte er verdrießlich. „Was ist das für eine neue Laune!“ Mürrisch nahm er seine Zeitung wieder zur Hand — da legten sich plötzlich zwei weiche Hände über seine Augen, und eine nur schlecht verstellte Stimme richtete die Frage an ihn: „Wer ist es?“

„Ich weiß nicht —“ entgegnete er.

„Ich bin es ja, du Dummkopf!“ lachte da die schelmische Nymphe. „Wie dumm mußt du sein, das nicht einmal zu wissen!“

Er lachte jetzt auch, denn sein Verdacht verschwand bei ihrem Anblick wie Reif im Sonnenschein. „Du hast dir einen Spaß mit mir gemacht!“ drohte er schalkhaft. „Neben mir zu sitzen und zu tun, als kennst du mich nicht!“

Nymphe verstand ihn offenbar nicht.

„Tu nur nicht so unschuldig! — Wo hast du die schöne Rose hingebracht? Doch nicht weggeworfen?“

„Ich habe keine Rose gehabt,“ erwiderte sie.

„Ach geh —“

„Wo sollte ich sie denn herhaben? Du glaubst mir ja gar nichts mehr, Artur! — Warum denn nicht?“

„Ja, warum denn nicht?“ sagte er. „Du bist ein loser kleiner Spaßvogel!“

Da lachte sie wieder und lief von neuem davon.

Am Abend fand ein Festkonzert im Kasino statt. Nymphe hatte, nachdem der Lord ihr von der Pracht und Herrlichkeit erzählt, die bei solchen Anlässen entfaltet werden, den Wunsch geäußert, einmal hinzu-

gehen. An der Seite ihres Beschützers betrat sie zaghaft die glänzenden, vom Licht unzähliger elektrischer Lampen durchfluteten Säle, und wie geblendet schloß sie die Augen vor dem gleißenden Bild. Langsam schritt der Lord mit ihr durch die Reihen, einen geeigneten Platz zu suchen.

Auf einmal stieß Nymphe einen unterdrückten Schrei aus, sie zuckte zusammen, das Rot ihrer Wangen wich einer Totenblässe.

„Was ist dir, Kind? Bist du nicht wohl?“

„O Gott, Artur — sieh doch!“ flüsterte sie.

„Was denn?“

„Ein Gespenst —“

„Du siehst ein Gespenst?“ drängte er beunruhigt. „Was meinst du?“

„Wenn ich mich selber erblicke, doppelt sehe, so kann es sich doch nur um ein Gespenst handeln — dort —“

Sie deutete auf eine junge Dame am unteren Ende einer langen Tafel. Der Lord fuhr selbst erschrocken zurück — dort saß Nymphe, seine Nymphe, die er doch an seinem Arme hielt — und nicht etwa bloß eine Person, die ihr ähnlich war, nein — sie war es selbst, wenn jemals ein Mensch sein eigenes Ich zu erkennen vermag. Die Übereinstimmung war vollkommen in allen Linien, in jeder Form, jedem Ausdruck. Wenn Nymphe vor einen großen Wandspiegel getreten wäre, der ihre Gestalt in voller Lebensgröße zurückgab, so hätte ihr Spiegelbild genau so ausgesehen wie die Erscheinung an der Tafel.

Nymphe zitterte noch immer, so war der Schreck ihr in die Glieder gefahren. Artur jedoch begriff schnell: der Maler seines Gemäldes hatte sicherlich nach einem Modell gearbeitet, und jetzt stand er dem

Original des Bildes gegenüber, der wahren Waldnymphe, und sie — er fühlte eine Last von seinem Herzen weichen — war es auch gewesen, die John und Thereſe an der Seite des Offiziers erblickt hatten, daran konnte kein Zweifel obwalten, denn der Offizier saß neben ihr und sah ihr sprechend ähnlich: sicherlich war es ihr Bruder. Nymphe war also keine Heuchlerin — und gewiß war jene Doppelgängerin auch die Heldin seines Abenteuers vom Morgen, niemand hätte ja die zwei voneinander zu unterscheiden vermocht, um so weniger, als beide so ziemlich gleich gekleidet waren. Weiße Kostüme gleichen sich ungemein, und kleine Unterschiede fallen bei flüchtiger Betrachtung nicht in die Augen.

Übrigens nahm die schöne Unbekannte das näherkommende Paar jetzt auch wahr. Bestürzt raunte sie ihrem Bruder etwas ins Ohr. Auch dieser sah herüber, stand hastig auf und trat an den Lord heran.

„Auf ein Wort, mein Herr," sagte er mit einer höflichen Verbeugung.

„Bitte," antwortete der Lord.

„Ich glaube, wir stehen vor einem Wunder, dessen Erklärung sowohl Ihnen als uns am Herzen liegt," fuhr der Offizier fort, „würden Sie so gut sein, uns in ein Nebenzimmer zu begleiten?"

Der Lord willigte ein, denn er war selbst auf die nähere Bekanntschaft des Originals seiner Nymphe begierig. Sie zogen sich also in eines der Seitengelasse zurück, wohin ihnen die Schwester des Offiziers folgte.

Erregt ergriff sie Nymphes Hand und rief: „Also das ist die Doppelgängerin, unter welcher ich gelitten habe!"

„Wieso gelitten?" forschte Palmerston.

„Man behauptete wiederholt, mich mit einem fremden Herrn gesehen zu haben. Ich konnte das Rätsel nicht lösen — nun ist mir alles klar."

„Eine so überraschende Ähnlichkeit ist mir in der Tat noch nicht vorgekommen," erklärte ihr Bruder bestürzt.

„Nein, das ist keine Ähnlichkeit mehr," rief die junge Dame, „das ist Identität — erklären Sie mir, mein Herr —"

Lord Palmerston fühlte die Verpflichtung zu sprechen. Er forderte alle Anwesenden auf, Platz zu nehmen, nahm beschwichtigend die Hand seines noch immer zitternden Pfleglings in die seine, warf noch einen Blick auf das Urbild Nymphes und hub dann, selber im Innersten aufgeregt, mit ernster Miene an: „Sie haben recht, gnädiges Fräulein — meine Begleiterin ist eine getreue Wiederholung Ihrer Person, ist Ihr Abbild, es kann durchaus nicht von einem bloßen Naturspiel die Rede sein. Bis auf einige unerhebliche, sehr natürliche Unterschiede in der Kleidung herrscht die wunderbarste Harmonie. Gestatten Sie die Frage: Haben Sie jemals Ihr Porträt von dem Maler Ernst v. Preißert malen lassen?"

Überrascht erwiderte die junge Dame: „Mein Porträt nicht — aber ich habe seine Bitte erfüllt, ihm als Modell zu einem Gemälde zu stehen —"

„Das Sie hier vor sich erblicken." Er zeigte auf Nymphe. „Und Sie sind das Original. — Nun wohl, zwischen Ihnen herrscht naturgemäß die Übereinstimmung eines vorzüglich gelungenen Bildes mit dem Original. Denn selbst Ihre melodische Stimme hat der Künstler, von ihrem Wohlklang erfüllt, in sein Meisterwerk hineingelegt — man könnte im Dunkeln nicht unterscheiden, wer spricht, Sie oder meine Begleiterin, so völlig gleichklingend sind Ihre Organe."

„Ich verstehe nicht —“ und die junge Dame tauschte einen Blick der Befremdung mit ihrem Bruder aus.

Der Lord lächelte. „Sie zweifeln an meiner geistigen Klarheit? Hören Sie den Zusammenhang.“

Ausführlich erzählte er nun die Entstehungsgeschichte des eigenartigen Lebewesens an seiner Seite, zum Schluß um Verzeihung bittend, daß er unwissentlich dem Fräulein Verlegenheiten bereitet und diese Verdopplung ihrer Person veranlaßt habe. „Ich hielt das Bild für ein Erzeugnis freier Künstlerphantasie,“ rechtfertigte er sich. „Nicht wahr, Sie zürnen mir nicht?“

„Von der wunderbaren Belebung eines Gemäldes durch Professor Maurissieux habe ich gelesen,“ versetzte das Fräulein. „Aber ich ahnte nicht, daß ich selber so nahe an der Sache beteiligt sei. Zürnen kann ich Ihnen nicht — Sie trifft ja keine eigentliche Schuld. Immerhin ist mir die Idee äußerst eigentümlich, zweimal in der Welt herumzulaufen — gestatten Sie, daß ich mich einmal näher betrachte?“

Sie zog Nymphes holde Gestalt zu sich heran, blickte in die blauen Augen und zog die Erbebende sanft an ihre Brust.

„Wie lieb sie ist!“ sagte sie zärtlich. „Aber das ist ja Selbstlob und Selbstliebe,“ setzte sie lächelnd hinzu. „Ich darf mich doch nicht selber schön finden. — Wie heißen Sie?“

„Nymphe — Alice Palmerston,“ entgegnete Nymphe schüchtern.

„Und ich Agnes v. Thal. — Sie — aber ich kann mich doch nicht selber Sie nennen —“

Allen Beteiligten mit Ausnahme Nymphes ging plötzlich die seltsame Komik der Situation auf, und alle brachen in lautes Gelächter aus.

„Sagen wir also ‚du‘ zueinander, Nymphe! Ich sage du zu dir oder eigentlich zu mir, und du sagst du zu mir oder vielmehr zu dir. Willst du?“

Nymphe nickte.

„So stelle ich dir hiermit deinen Bruder vor, Nymphe,“ sprach Agnes lächelnd weiter, „Hauptmann Viktor v. Thal.“

„Und ich — ich stelle dir deinen Artur vor,“ nahm Nymphe naiv das Wort. Sie wähnte damit nur eine Pflicht der Etikette erfüllt zu haben und begriff nicht, warum wiederum alle laut auflachten, da sie sich doch in der Form genau an das Beispiel ihres Ebenbildes gehalten hatte. Doch stimmte sie fröhlich in den Ausbruch der allgemeinen Heiterkeit ein, alle Furcht war von ihr gewichen, sie schmiegte sich eng an Agnes und legte ihren Arm um deren Schulter.

Ein neues Bündnis war in dieser Stunde geschlossen worden, nicht durch den Willen der Teilhaber, sondern es war der selbstverständliche Ausfluß natürlicher Ereignisse. Nymphe fühlte sich mächtig zu Agnes, diese zu ihr hingezogen.

Als Folge ergab sich ein immer herzlicher sich gestaltender Verkehr zwischen den beiden Parteien, dem ein gewisser unfreiwilliger Humor nicht fehlte. Oftmals kam es nämlich vor, daß der Lord mit Nymphe zu reden glaubte, wenn er Agnes, und mit Agnes, wenn er Nymphe vor sich hatte, ebenso erging es dem Hauptmann; manches heitere Lachen erfüllte daher den kleinen Kreis, ohne daß indessen zur rechten Zeit Würde und Ernst gemangelt hätte.

Agnes war ein edles Geschöpf, hochgebildet und kenntnisreich, von jener stolzen Liebenswürdigkeit, wie echte Frauen sie besitzen, und doch hinsichtlich der Anmut und Grazie völlig das Spiegelbild ihrer Doppel-

gängerin. Lord Palmerston faßte bald eine hohe Meinung von ihrem Charakter, beide verbrachten oft Stunden in ernster Unterhaltung.

Während sie eines Tages noch lebhaft miteinander sprachen, verstummte Artur plötzlich.

„Was haben Sie, Mylord?“ erkundigte sich Agnes, als er auch nach längerer Zeit das Wort nicht wieder aufnahm.

„Lassen Sie mich Ihnen einmal die ganze Wahrheit künden, Fräulein v. Thal,“ begann er schwermütig. „Offen gestanden — die Entwicklung meines Abenteuers, denn so muß ich doch die Lebenserweckung Nymphes bezeichnen, hat mich in eine seltsame Lage versetzt, aus welcher eine Rettung anscheinend unmöglich ist.“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte Agnes nicht ohne Befangenheit.

„Nymphe und Sie sind im Grunde ein einziges Wesen — und doch besteht ein unüberbrückbarer Unterschied zwischen Ihnen,“ rief Palmerston aufgeregt.

„Zwischen uns —“

„Erraten Sie ihn nicht?“

Nach kurzem Nachdenken antwortete die junge Dame: „Meinen Sie die Unwissenheit des armen Kindes? Ich habe mich vergeblich bemüht, ihr Notwendiges beizubringen, sie lacht nur und erwidert, sie sei gescheit genug.“

„Geben Sie den fruchtlosen Versuch auf. Nymphe ist nur ihrer Natur angemessen, sie kann nicht anders werden. Doch habe ich etwas anderes im Auge. Vergleichen Sie den Gesamtausdruck Ihrer eigenen Züge mit demjenigen von Nymphes Gesicht, dann finden Sie heraus, daß ihr etwas fehlt, was Sie besitzen.“

„Was soll das sein?“

„Die Seele!“ betonte feurig der Lord. „Nymphe hat keine Seele, das hab' ich von Anfang an schwer empfunden. Sie kennt aus diesem Grunde weder wahre Liebe noch Treue, sonst hätte ich sie mir längst auf ewig verbunden.“

Agnes schwieg betroffen.

„Teilen Sie meine Ansicht nicht?“

„Sie mögen wohl recht haben.“

„Ich habe Nymphe geliebt vom ersten Augenblicke an, da ich sie sah. Nämlich als Bild schon — später um so inniger. Aber die Seele vermißte ich in ihr. Dadurch konnte sie mir nie eine wirkliche Gefährtin werden. Ich liebte sie, aber sie empfand wenig mehr für mich als die Anhänglichkeit der Gewohnheit. Nun ist sie wunderbarerweise doppelt erstanden. Aber mir sind Sie beide wie ein Wesen — ich vermag Sie in meiner Vorstellung, in meiner Empfindung nicht zu trennen!“

„Wie seltsam!“ preßte Agnes hervor.

„Ich bin gewohnt, Nymphe als mein unbeschränktes Eigentum zu betrachten. Andere Männer werben um eine Frau, die ihnen fremd war, ich habe mir die meinige für mich eigens erschaffen lassen. Sie ist mir alles — ich kann den Gedanken, je ohne sie zu sein, nicht ertragen. Nun sind Sie für mich dasselbe wie Nymphe, Fräulein Agnes — verstehen Sie mich?“

„Es verursacht mir ein eigentümliches Gefühl, in meinem zweiten Selbst, das eigentlich unzertrennlich von mir ist, ohne es zu wissen, seit Jahr und Tag schon das Besitztum eines anderen zu sein. Ihre Zärtlichkeiten, die Sie Nymphe widmeten, waren auch für mich bestimmt — ich dagegen erfuhr die Vertraulichkeit einer Person, die mir vollständig unbe-

kannt war. Gestehen Sie mir zu, daß ein solcher Zustand höchst eigenartig ist?"

„Wenn ich Nymphe mein Eigentum genannt habe, so dürfen Sie versichert sein, daß ich sie jederzeit als ein heiliges, göttliches Wunder betrachtete, das unter dem Schutze meiner Ehre wie in einem Tempel wohnte," beteuerte Palmerston.

Agnes reichte ihm bewegt die Hand. „Verzeihen Sie mir. Ich gedachte nicht Sie zu verletzen, Mylord — ich wußte vom ersten Tage an, daß ich einen Gentleman zum Freund gewonnen hatte."

„Nur zum Freund, Agnes?" gab er leise und flehend zurück.

„Und Nymphe?" versetzte sie mit sanftem Vorwurf.

„Nymphe — ich sagte Ihnen ja, daß ich keinen Unterschied zwischen Ihnen machen kann. Deshalb freute ich mich, als ich vernahm, der Offizier sei Ihr Bruder. Sobald ich Sie erblickte, waren Sie für mich dasselbe wie Nymphe, und ich hätte es als Raub empfunden, wenn Sie einem anderen angehört hätten, gerade wie ich mir niemals ein Leben ohne Nymphe denken kann."

Agnes lächelte wehmütig. „Bester Freund, Sie können doch nicht wie der Graf v. Gleichen zwei Frauen heiraten? Auch fürchte ich, würde sich unsere Übereinstimmung nicht so weit erstrecken, daß wir uns dem Gatten gegenüber —"

„Das ist es ja eben," klagte der Lord. „O unglückseliges Verhängnis! Wer hätte eine solche Wirkung voraussehen können? Nymphe kann mein Weib nicht werden, weil keine Seele in ihr wohnt, und Sie darf ich nicht mein nennen, weil ich Nymphe auch keine Kränkung zufügen möchte, auch wenn sie sie nicht

ganz empfindet. Überhaupt kann ich zwischen Ihnen beiden nicht wählen, weil Sie für mich eins sind."

Verzweifelt starrte Artur auf die blaue Meeresflut hinaus, in welcher eben der letzte rote Sonnenstrahl zu erlöschen schien.

„Wie meine Hoffnung!" murmelte er düster. „Denn es gibt keinen Ausweg aus diesem Zwiespalt! Wissen Sie keinen Rat, Agnes?"

Sie schüttelte ernst den Kopf und entgegnete leise: „Keinen. Sie haben sich vermessen, es dem Schöpfer nachzutun und ein bewußtes, durchgeistigtes Leben zu schaffen, für welches Ihnen die Verantwortlichkeit obliegt. Was bleibt uns nun übrig, als die Folgen auf uns zu nehmen."

6.

Die Geschwister hatten Nizza verlassen, um in die Heimat zurückzukehren. Doch blieb der Lord in stetem Briefwechsel mit ihnen oder vielmehr mit Agnes. Keine Klage befand sich in ihren Briefen, doch sprach Seele zu Seele und Herz zu Herz. Arturs Liebe zu Agnes vertiefte sich mehr und mehr, aber in dem Grade, wie sie inniger ward, steigerte sich auch seine Neigung für seine Waldnymphe. Beide waren seinem Herzen, seinem Empfinden eben nur eins — er wurde keiner untreu, indem er seine Zuneigung auf die andere übertrug.

„Warum heiratest du Agnes nicht?" sagte Nymphe einmal zu ihm. „Sie ist doch wie ich, ist ich selber — sie hat aber die Seele, die mir fehlt. Du würdest glücklich mit ihr sein."

„Und du, Nymphe — was fängst du dann an?"

„Ei, ich gehöre zu euch nach wie vor."

„Würdest du dich grämen?"

Sie lachte in ihrer heiteren, schelmischen Weise. „Kann ich mich denn grämen? Ich habe ja keine Seele!“

Wieder vergingen mehrere Wochen, da erschien Nymphe eines Morgens nicht am Frühstückstische.

„Sie fühlt sich nicht wohl,“ entschuldigte sie Therese.

Besorgt eilte Palmerston sogleich zu ihr. Ihr Köpfchen hob sich, ein Bild bezaubernder Märchenlieblichkeit, halb aus den Kissen. Sie lächelte ihm freundlich entgegen, als er eintrat, aber er erkannte doch, daß es nicht ganz die alte Nymphe war, die ihn anschaute.

„Du bist krank, mein Kind?“

Sie verneinte durch mattes Kopfschütteln. „Ich fühle mich ganz wohl, nur ein wenig müde bin ich.“

Er ließ den Arzt kommen, und dieser nahm eine eingehende Untersuchung vor.

„Wie steht es?“ forschte der Lord angstvoll, nachdem beide das Zimmer verlassen hatten.

„Weiß nicht,“ entgegnete der Arzt. „Offengestanden — ein so merkwürdiger Organismus ist mir noch nicht vorgekommen. Ich kann nicht sagen, was eigentlich nicht zusammenstimmt, und doch wundere ich mich, daß er als Träger eines Lebens genügen konnte.“

Über den Scharfblick des Arztes verwundert, gab ihm Palmerston mit kurzen Worten die Erklärung für die beobachtete Eigentümlichkeit.

„Wenn es so steht, so bin ich nicht der rechte Doktor für die junge Dame, auch keiner meiner Kollegen. Fahren Sie auf der Stelle mit ihr nach Paris und konsultieren Sie Professor Mauriſſieux.“

Palmerston befolgte unverzüglich den Rat des erfahrenen Mannes. Schon vorher telegraphierte er an den Professor, der noch am Abend des Eintreffens

des Lords in dessen Hotel erschien. Artur führte ihn sogleich zu Nymphe.

„Herr Professor," rief ihm diese mit matter Stimme entgegen, „das ist mir eine schöne Geschichte mit Ihnen. Sie haben der Natur ihre Geheimnisse doch nicht vollkommen abgelauscht."

„Wieso?" fragte der Professor.

„Das Kunstwerk will nicht mehr zusammenhalten," erwiderte sie lächelnd. „Mein Körper geht aus den Fugen — die künstliche Maschine will nicht mehr."

Er untersuchte sie bestürzt und überzeugte sich, daß sie die Wahrheit sprach. Unruhig blickte er zu Palmerston hin, der voll Angst sein Urteil erwartete.

Da sagte Nymphe ruhig: „Sprechen Sie ungescheut, Herr Professor — mir sagen Sie weder etwas Neues noch etwas, das mich erschreckt. Ich fürchte die Auflösung nicht, wie es Menschen tun, ich habe ja keine Seele."

„Nymphe irrt sich nicht," erklärte darauf der Professor. „Es war mein erster Versuch, und er ist eben noch nicht vollkommen gelungen. Es ist mir ein Fehler untergelaufen bei der Berechnung der Dauer der Verbindungen der Substanzen."

„Gibt es keine Möglichkeit, die Auflösung zu hindern? Vielleicht durch Zuführung neuer Stoffe?"

Der Professor zuckte die Achseln. „Wenn der Organismus einmal vollendet ist, kann ich ihm so wenig neue Stoffe einfügen wie jedem anderen. Er ist dann einzig und allein auf die natürliche Ernährung angewiesen. Nein, nein, Mylord — hier ist nichts mehr zu tun."

„Vermögen Sie durch stärkende Mittel die Auflösung nicht aufzuhalten, die Schwäche zu bekämpfen?"

„Leider auch das nicht. Nur noch wenige Tage,"

setzte er leise hinzu, „und das herrlichste Gebild, welches der Menschengeist hervorgebracht, ist nicht mehr.“

Erschüttert kniete der Lord am Lager nieder. Nymphe legte tröstend ihr Händchen auf seinen Kopf.

„Sei nicht traurig — ich sterbe ja nicht wie ihr, ich kann ja überhaupt nicht vergehen — ich lebe in Agnes in vollkommenerem Zustande weiter. Nur eine Bitte, Lieber. Ihr Menschen legt eure Toten in die kalte, finstere Erde — das hat mir immer ein Grauen eingeflößt, wenn ich es sah — ich will nicht begraben sein, ich gehöre ja nicht zu euch.“

„Aber was soll —“

„Ich möchte lieber wieder ein Bild werden, dann sterbe ich gar nicht, sondern kehre nur wieder in meinen ursprünglichen Zustand zurück. Geht das nicht an, lieber Professor?“

Lord Palmerston warf dem Gelehrten einen fragenden Blick zu.

Dieser überlegte lange. Endlich sagte er: „Nun, besondere Schwierigkeiten bietet diese Metamorphose nicht. Ich wäre ein schlechter Chemiker, wenn ich nicht Verbindungen, die ich geschaffen, auch wieder lösen könnte. Der Prozeß ist dem früheren ganz ähnlich. Nur führe ich entgegengesetzte Stoffe in Gasform ein, welche die Zerlegung und Auflösung der ersteren bewirken, und sobald die Zersetzung vor sich gegangen ist, sauge ich mittels meines Apparates die Substanzen auf. Eine Prozedur, völlig schmerzlos für das Versuchsobjekt und weit kürzer als das frühere Experiment. Auch bedarf es keiner langen Vorbereitungen. Es ist etwa die umgekehrte Methode — ich kann sowohl geeignete Bilder in Lebewesen als letztere in Bilder verwandeln. Nur dürfen wir, wenn Nymphe einmal auf ihrem Willen besteht, nicht länger als bis

morgen warten — ihre Kräfte beginnen nachzulassen, und tritt erst die Krise ein, so erfolgt der Zusammenbruch eines auf künstliche Weise erzeugten Organismus unter Umständen in wenigen Minuten. Jedenfalls ist es, wenn wir den Beginn des Verfalls abwarten, nicht mehr die alte Waldnymphe in ihrer alten unvergleichlichen Schönheit, die wir in dem früheren Rahmen festhalten."

„Ich verstehe," rief die Nymphe lächelnd. „Was liegt daran, ob ich einige Stunden oder Tage länger lebe? Ich will in Schönheit enden, ich will ein unvergleichliches Kunstwerk bleiben, denn als solches bin ich unsterblich! Beeilen sie sich, Professor, ich brenne vor Ungeduld, wieder ein schönes, bewundertes Gemälde zu sein, nachdem ich mich ohne Erfolg als menschliches Wesen versucht habe. Für euer Leben passe ich nicht."

Der Lord wehrte sich gegen ihren Wunsch mit allen Kräften, aber so innig, so herzlich bat sie, und der Professor vereinte seine Vorstellungen mit den ihren, daß er endlich nachgab.

So beeilte sich Maurissieux, alle erforderlichen Vorbereitungen zu treffen. Bereits am Nachmittag des nächsten Tages erschien er mit seinen Apparaten und Chemikalien, holte das Gemälde herbei, man befestigte es an der Wand, und Nymphe, mit ihrem ursprünglichen himmelblauen Gewande angetan, stellte sich ganz so, wie sie vordem auf der Leinwand zu sehen gewesen war, davor auf. Sorgfältig fügte sie sich der leergewordenen Stelle ein und lachte Artur aus, der sie beschwor, von ihrem Entschlusse abzustehen.

„Gönnst du mir nicht das Leben, zu dem ich geschaffen bin? Auf der Leinwand bin ich eine Göttin, eine Unsterbliche, ich lebe auch, aber im höchsten, er-

habensten Sinne und lebe ohne das Bewußtsein, daß ich sorgen und leiden muß, und ohne daß je das Niedrige und Gemeine in meiner kämpfenden Seele Raum findet. In eure moderne Kultur fügt eine Waldnymphe sich nicht mehr ein. Heirate Agnes und ehre mein Andenken in ihrem und in meinem Bilde!"

Mit einer raschen Bewegung führte der Professor die Spritze in den Arm ein und schraubte das Instrument an seinen Apparat fest. „Noch einen Kuß zum Abschied," rief Nymphe aus, ihrem Beschützer noch einmal den sonnigsten Ausdruck ihres lieblichen Angesichts zukehrend, „und innigen Dank für alles, was du an mir getan hast!"

Artur küßte sie wiederholt mit stürmischer Zärtlichkeit. „Grüße Agnes von ihrem zweiten Ich!" hauchte sie noch einmal — dann erstarben die Töne in ihrem Munde. Sanfter als der sanfteste Tod sog der Apparat des Gelehrten das künstliche Leben aus ihrem Körper, ohne daß der Ausdruck ihrer Züge sich im mindesten verwandelte. Mit ihrem innigsüßen Lächeln nach Artur hinschauend, stand sie unverändert in derselben Haltung, während ihre schönen Glieder immer mehr die plastische Form verloren und schneller, als sie sich gebildet, in den einstigen Zustand zurückkehrten. Als der Lord, dem es nicht möglich war, das Verfahren zu beobachten, nach einiger Zeit mit tränenvollen Augen aufschaute, da war der kurze Traum des Schmetterlingsdaseins seiner Nymphe ausgeträumt, und wie ehemals traf ihn ihr Blick von dem Gemälde her, das in seiner alten Schönheit und Herrlichkeit vor ihm prangte.

— — — — — — — — — — — — — —

Oft stand später der Lord mit seiner Gattin Agnes sinnend vor dem Bilde der Waldnymphe, das den

Ehrenplatz in ihrem Wohnzimmer behauptete; mit wehmütiger Freude betrachteten sie das Kunstwerk, und tieferschüttert sprach der Lord, seine Frau an sich drückend, zu ihr die Worte: „Nymphe ist lebendig geblieben in dir, meine Agnes!“

* * *

Eines Tages empfing Artur einen Brief des Professors, worin dieser ihm mitteilte, er habe sein Verfahren verbessert, und sei jetzt im stande, ihm für mindestens zwanzigjährige Lebensdauer Garantie zu leisten, falls er geneigt sei, den Versuch der Lebenserweckung eines Gemäldes zu wiederholen und ihm die erforderlichen Mittel hierzu zur Verfügung zu stellen.

Doch der Lord wies das Anerbieten zurück. „Lieber Professor,“ schrieb er, „was Sie auch unternehmen mögen: schaffen Sie nie wieder etwas Lebendes! Das Leben besteht aus Glück und Unglück. Vermögen Sie das Leiden und die Enttäuschung von dem Produkt Ihres Könnens fernzuhalten? Sie werfen es in den Strom der Zeit und des Zufalls, ohne im stande zu sein, ihm die Kraft zu verleihen, für sich selber zu stehen. Achten Sie das Vorrecht der Natur, nur sie besitzt die Berechtigung zum Schaffen!“

Der Professor muß das eingesehen haben, nie wieder hat man von neuen Schöpfungen durch ihn etwas gehört.

Moderne Blumengewinde.

Von Th. v. Wittembergk.

Mit 5 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Die Zeiten sind vorüber, in denen Bukette in Form von kleinen Wagenrädern oder Blumentafelschmuck in Gestalt von Booten und ähnliche Unnatürlichkeiten, bei denen die Blütenköpfchen auf Draht gezogen und steif in Reih' und Glied gestellt wurden, als Feinheiten und Schönheiten der Blumenbinderei erachtet wurden. Unser Geschmack hat sich heute nach vielen Richtungen hin geläutert, und nicht zum wenigsten äußert sich dieses vorgeschrittene ästhetische Empfinden auf dem Gebiete der Innendekoration.

Eines der wirkungsvollsten und zugleich anmutigsten Hilfsmittel zur Verschönerung unseres Heims werden aber immer die wundervollen Kinder Floras mit ihrem unendlichen Reichtum an Farben und Formen bleiben. Die allgemeine Geschmacksverfeinerung bringt es deshalb mit sich, daß wir jetzt auch höhere Anforderungen an die Kunst der Blumenbinderei stellen, mögen wir nun die Blumen zur alltäglichen Ausschmückung unserer Wohnräume oder für besondere festliche Gelegenheiten verwenden. Damit aber die gewünschte künstlerische Wirkung erzielt wird, bedarf es der sorgfältigen Beachtung einer ganzen Reihe von Einzelheiten, die nicht nur in den Blumen selbst liegen, sondern auch durch die Örtlichkeit und die Umgebung bestimmt

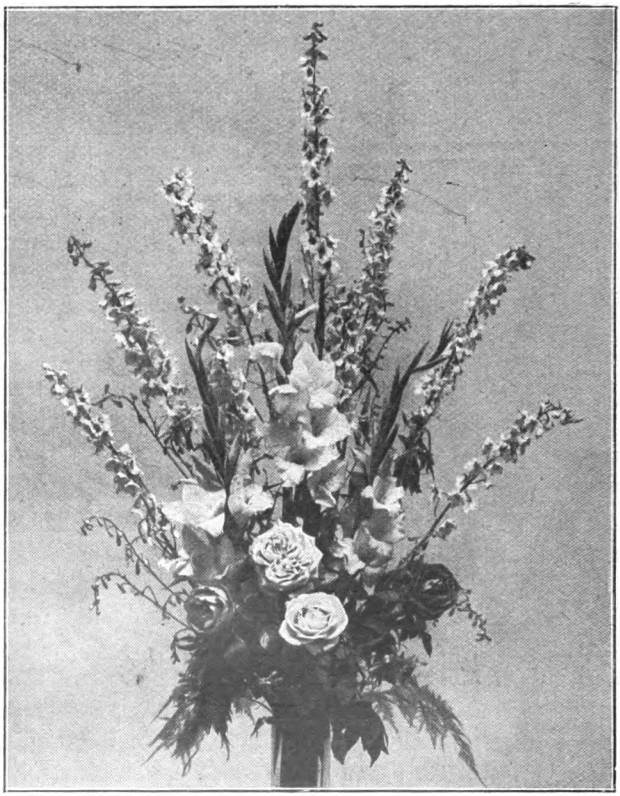
werden, denen die Blumenarrangements, die wir zusammenfügen, dienen sollen.

Zunächst ist es von Wichtigkeit, daß die Farben der Blumen, die wir für einen Strauß, zur Füllung eines Korbes oder einer Schale wählen, miteinander harmonieren. Denn wie in der Musik, so gibt es auch im Bereich der Farbenempfindung Akkorde und Dissonanzen. Die meisten Blumen sind an sich sehr hübsch gefärbt, aber viele von ihnen vertragen es nicht, beliebig mit ihren Geschwistern vereinigt zu werden. Entweder verlieren sie selbst dadurch, oder sie rufen mit diesen anderen zusammen eine uns störende, unschöne Farbendissonanz hervor.

Manchen Personen wohnt ein angeborener Farbensinn inne, der sie instinktiv unharmonische Zusammenstellungen vermeiden läßt. Für alle übrigen indessen, die diese Gabe nicht besitzen, ist es vorteilhafter, bei der Anordnung der Blumen nicht nach Willkür zu verfahren, sondern nach bestimmten Regeln zu handeln, die teils auf den Gesetzen der Farbenlehre und Farbenempfindung, teils auf bewährten Erfahrungen beruhen.

So ist es eine erprobte Tatsache, daß die sogenannten Komplementär- oder Ergänzungsfarben stets eine angenehme Farbenwirkung hervorbringen. Infolgedessen harmonieren vortrefflich Rot mit Grün, Gelb mit Violett und Blau mit Orange. Ebenso geben zwei Grundfarben miteinander verbunden, wie Blau mit Rot, Rot mit Gelb und Gelb mit Blau, einen fein gestimmten Farbenakkord. Bei dem Strauß der umstehenden Abbildung herrscht im wesentlichen Rot mit Blau vor. Es sind bei ihm vereinigt blauer Rittersporn, rosa Gladiolen, blaue Gloxinien und zartrosa Rosen, zu denen dann seitlich noch eine dunkelkarminrote Rose hinzugefügt ist.

Die Farben ſind in dieſem Strauß etwas kräftig. Wem, wie es oft der Fall iſt, weichere Farbenakkorde



Ein moderner Strauß.

lieber ſind, wird gut tun, wenn er ein zartes Blau mit einem ſatten Blau, Karminrot mit Roſa oder Orangegelb mit Hellgelb verbindet. Überhaupt erzielt man durch die allmähliche Abtönung einer und derſelben Farbe

sehr gefällige Farbenzusammenstellung. So stufen sich blauer Rittersporn, blauer Dorant und Kornblumen nett zueinander ab. Ferner berührt der Übergang von Hellgelb zu Rotgelb angenehm. Beispielsweise ist ein Strauß aus Gaillardien, Kresse und orangefarbenen Dahlien äußerst geschmackvoll. Noch vornehmer wird er in seiner Farbensymphonie, wenn man einige kleine Sonnenrosen und rötliche Gladiolen anfügt.

Sorgsam zu hüten hat man sich auf der anderen Seite vor allen Farbendissonanzen. Es ist wunderbar, wie oft nahe miteinander verwandte Farbentöne durchaus nicht zusammenpassen, wenigstens wenn die Blumen dicht nebeneinander zu stehen kommen. So verträgt sich ein violettes Karmin durchaus nicht mit Zinnoberrot, ein violettes Blau nicht mit Violett, Orangegelb nicht mit Ziegelrot. Man muß daher bei solchen Unstimmigkeiten entweder statt der einen Blume eine andersgefärbte nehmen oder sich, wenn man keine freie Wahl hat, eines Kunstgriffes bedienen. Derselbe besteht darin, daß man zwischen die disharmonierenden Blumen einige grüne Blätter einschiebt. Hierdurch trennt man nicht nur die sich gegenseitig störenden Blumen räumlich, so daß sich ihre Farben schon dadurch nicht mehr beeinflussen, sondern füllt auch zugleich die Lücke mit einer Farbe aus, die als Zwischenglied und Hintergrund zu allen Blumen paßt und außerdem auf unser Auge stets wohltuend wirkt. Statt der grünen Blätter kann man im Herbst auch dunkelbraunes oder fahles Blattwerk benützen, das in ähnlicher Weise die Gegensätze vermittelt und ausgleicht. Außerdem lassen sich aber auch in solchen Fällen weiße Blüten mit Vorteil verwenden. Doch darf man davon nicht zu viel nehmen, weil sonst der Abstand zu

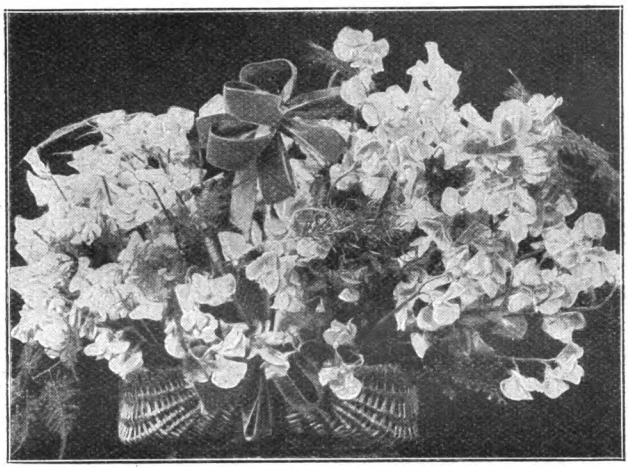
den buntfarbigen Blumen zu sehr verschärft wird und die Zusammenstellung deshalb den Eindruck des Grellen und Bäuerischen macht. Fernerhin sind weiße Blüten dann recht brauchbar, wenn man viele tiefdunkle Blumen verwenden muß. Richtig verteilt, heben dann die weißen Blüten die Farben der dunklen und verleihen ihnen eine höhere Leuchtkraft.

Aber die innere Farbenharmonie eines Blumengewindes kann sofort hinfällig werden, wenn die Farbe der näheren Umgebung, in der wir es aufstellen, mit ihm nicht in Einklang steht. Zu dieser näheren Umgebung zählen namentlich die Tischdecken, Tischläufer, Stoffvorhänge und Tapeten. Beide, Blumengewinde und ihre Umgebung, sollen in der Farbenwirkung ein wohlausgeglichenes Ganzes bilden. Daher müssen die Farben des Blumenschmucks, wenigstens die, welche in ihm vorherrschen, immer von dem Gesichtspunkt ausgewählt werden, daß sie zu einem anmutigen Farbenakkord mit der Umgebung zusammenklingen. Im allgemeinen wird man dort, wo in der näheren Umgebung zartere Farben vorwalten, auch einen Blumenschmuck mit zarteren Farbentönen zu wählen haben, während wiederum zu gesättigteren Dekorationsfarben farbenkräftigere Blumen geeigneter sind. Die nähere, jeweilig maßgebende Auswahl wird nach denselben Regeln bestimmt, die wir für die Zusammensetzung des Blumengewindes selbst mitteilten.

Zu berücksichtigen ist desgleichen die Farbe der Vasen, der Körbe, die man mit den Blumen füllt, und der Seidenbänder, die man zu Schleifen bindet oder um die Henkel windet. Am einfachsten ist es hier, wenn man sich zu einer jener Farben entschließt, welche in dem Blumengewinde am meisten hervortreten. Denn dadurch vermeidet man einerseits einen

Mißgriff, anderſeits erſcheint Vaſe, Korb oder Seidenband mit den Blumen als etwas Engzuſammengehöriges.

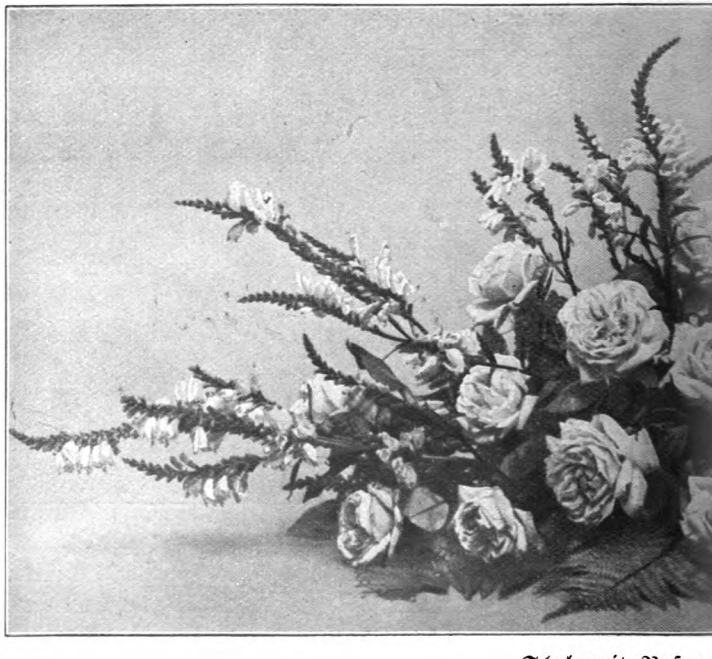
Ein zweiter Hauptpunkt, der bei der Auswahl des Blumenſchmuckes zu erwägen iſt, iſt die Form und Linienführung der einzelnen Blüten, Blütenähren,



Korb mit wohlriechenden Wicken.

Laubblätter, Ranken und Ziergräſer. Kleinere Blüten kann man in der Regel in größerer Menge gebrauchen und dichter zuſammendrängen, da ſie dadurch ihre ſchönheitliche Wirkung gegenſeitig erhöhen. Ein Beiſpiel hierfür gibt die Abbildung des Blumenkorbes mit wohlriechenden Wicken. Von großblühenden, vollen Blumen dagegen iſt immer nur eine geringere Anzahl zu verwenden, die zugleich locker anzuordnen ſind. Denn hier ſoll eine jede einzelne Blume zur Geltung kommen und die Schönheit ihrer Form nach allen Seiten hin zeigen können. Ob man nun kleinere oder

größere Blumen auszuwählen hat, hängt wiederum von den Begleitumſtänden ab. In einem Damenſalon beiſpielsweiſe mit ſeinen zierlichen Möbeln werden in der Regel auch zartere, feingegliederte Blumen vor-



Schale mit Roſen,

zuziehen ſein, während für ein Herrenzimmer mit ſeinen wuchtigen Möbelſtücken große, maſſige Blüten, wie Dahlien, Mohnblumen und Schneeballen, beſſer paſſen. Dasſelbe iſt der Fall bei der Ausſchmückung der Feſttafel in einem größeren Raum. Kleine, zierliche Blumen würden unter dieſen Umſtänden, zumal wenn

die Tafel mit Aufſätzen, Prunkgerät und Gläſern ſtark beſetzt iſt, zu ſehr verſchwinden.

Aber mag man nun kleinere oder größere Blumen verwenden, ſtets muß die allgemeine Richtſchnur ſein,

ka und Farnwedeln.

alles Gekünſtelte bei ihrer Anordnung zu vermeiden. Namentlich iſt eine ſtarre Symmetrie von Übel. Sie ruft ſtets die Empfindung des Steifen und Gemachten hervor. Vielmehr ſoll die Anordnung ſo gehalten ſein, daß das ganze Blumenſtück ungezwungen und möglichſt natürlich erſcheint. Ein Muſter hierfür iſt die Abbildung

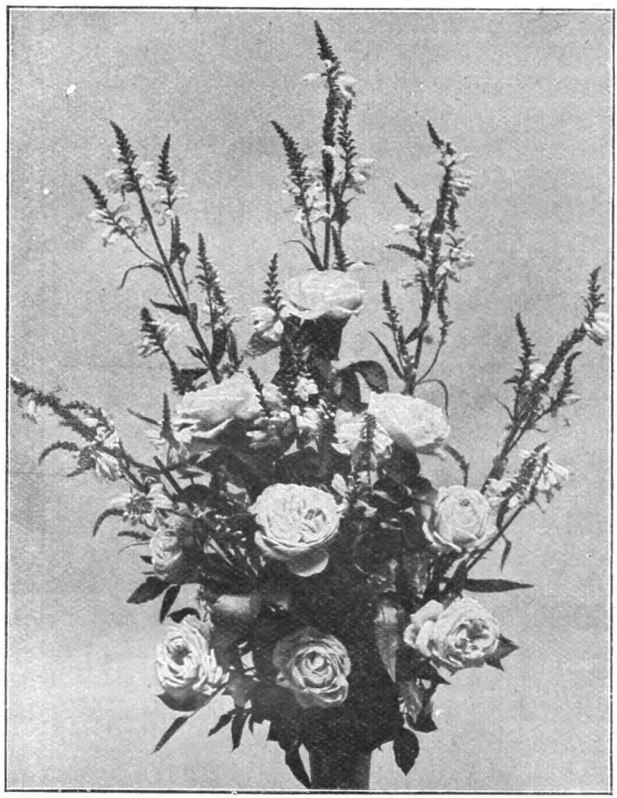
des Blumenkorbes mit den gefüllten Nelken und Farnſpargel. Damit ſoll aber keineswegs einer wilden Regelloſigkeit das Wort geſprochen werden. Im Gegenſatz zu der künſtlichen gibt es eine gewiſſe natürliche Symmetrie, die, kann man ſagen, auf dem Geſetz des Gleichgewichts beruht. An einem jeden Baum,

Korb mit gefüllten Nelken und Farnſpargel.

Strauch und Blumengewächs ſehen wir dieſe natürliche Symmetrie verwirklicht. Sie iſt es daher auch, die wir bei den Blumengewinden nachahmen ſollen. Man erreicht ſie in erſter Linie dadurch, daß man um größere Blumen als Kern zartere und ſchlankere ſeitlich herumgruppiert. Die Abbildung des Straußes von blaßroſa Roſen und Erikazweigen zeigt eine derartige natürliche Symmetrie.

Dieſelben Grundregeln ſind auch bei umfangreicheren Blumenarrangements, wie flachliegenden Gewinden in Schalen, zu beachten. Auch hier iſt zunächſt die

Hauptmasse der größeren, locker angeordneten Blumen durch seitliche, feinere Blütenzweige luftiger zu gestalten



Blaßrosa Rosen durch Erikazweige zu natürlicher Symmetrie gruppiert.

und zu beleben. Dem Grundstock ist fernerhin eine rundliche Form von sanfter Wölbung zu geben, da sie am meisten den natürlichen Verhältnissen beim Aufbau

eines Blumenbusches entspricht und darum einen harmonischen Eindruck auslöst. Empfehlenswert ist es weiter, den Übergang zwischen dem Blumenschmuck und der Tafelfläche durch einige sich breiter ausladende Laubblätter überzuleiten. Auch dies deckt sich mit der natürlichen Anordnung der Pflanzengebilde. Vortrefflich lassen sich für den letzteren Zweck, wie aus unserer Abbildung der mit Rosen und Erika gefüllten Schale zu erkennen ist, Farnwedel verwerten.

Da die Festessen vielfach bei künstlicher Beleuchtung veranstaltet werden, so muß noch darauf hingewiesen werden, daß die Blumen je nach der Art der Lichtquelle ihre Farben verändern. Bei der Beleuchtung der Tafel durch Petroleumlampen oder Kerzen verlieren, da die Strahlen mehr oder minder gelblich gefärbt sind, alle gelben Blumen, die im Lichtkreis der Beleuchtungskörper stehen, an Geltung. Violette, malvenfarbige und blaue Blumen werden fast ganz wirkungslos. Selbst die anderen Farben gewinnen bei dieser Beleuchtungsart kaum an Lebhaftigkeit. Benützt man farbige Schirme oder Glocken, so ändert sich das Bild abermals. Beispielsweise werden bei roten Schirmen und Glocken alle roten und rosa Blumen abgestumpft, und auch die Ergänzungsfarbe zu Rot, das Grün, verblaßt.

Beim elektrischen Licht wiederum mit seinen bläulichen Strahlen sind die blauen, violetten, lila und malvenfarbigen Blumen im Nachteil. Ebenso sind hier gelbe und verwandt gefärbte Blumen nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Dagegen werden rote und rosa Blumen, namentlich wenn sie von Grün umgeben sind, durch das elektrische Licht gehoben. Gaslicht schwächt blaue und violette Blumen viel weniger, wie es denn überhaupt im allgemeinen den Farben eine größere Lebhaftigkeit mitteilt.

Endlich sei noch erwähnt, daß auch die Entfernung der Blumen von der Lichtquelle bei der Farbenveränderung mitspielt. Je näher sie ihr stehen, desto mehr werden sie von ihr beeinflußt. Bei elektrischen Kronleuchtern leiden beispielsweise blaue Blumen nur wenig, dagegen werden sie fast weiß, wenn sie in die unmittelbare Nähe von elektrischen Tischlampen zu stehen kommen.

Die Anordnung des Blumenschmuckes will also nach vielen Seiten hin überlegt sein. Aber ein guter Geschmack wird es immer vermögen, die Anordnung so lange umzuändern, bis ein vollendet schöner Gesamteindruck erreicht wird.

Zwei Briefe einer jungen Frau.

Von B. Rittweger.

(Nachdruck verboten.)

1.

Krenzburg, den 8. Auguſt 1906.

Meine liebe Reſi! Es iſt ein Glück für mich, daß wir feierlich ausgemacht haben, uns nie wegen längeren Schweigens zu entſchuldigen, denn nach dem Brief, den ich Dir kurz nach unſerer Hochzeitsreiſe ſchrieb, haſt Du noch keinen wieder erhalten. Und jetzt bin ich ſchon faſt ein Jahr verheiratet. Es gibt ja auch kaum eine rechte Entſchuldigung im Zeitalter der Poſtkarten und Kartenbriefe. Zwei Minuten ſchon genügen zu einem Lebenszeichen, wenn man wirklich keine Zeit hat. Ich habe aber Zeit, furchtbar viel Zeit, mein liebes Herz, mehr als mir lieb iſt. Wenn Du trotzdem erſt jetzt Nachricht von mir bekommſt, ſo liegt das an — ja ſo, Reſi, wir wollten uns ja nicht entſchuldigen. Nimm's alſo nicht als Entſchuldigung, ſondern als notwendige Erklärung, wenn ich Dir geſtehe, daß ich nicht zum Schreiben gekommen bin aus Zeitüberfluß!

Iſt denn das möglich? So hör' ich Dich erſtaunt ausrufen, Dich, die Du in München ſicher mit jeder Minute geizeſt, Du Glückliche! Hier haben die Minuten keinen Wert, oft auch die Stunden nicht und manchmal ganze Tage! Die Tage wenigſtens, an denen Werner auswärts iſt, was ziemlich häufig vorkommt. Auch

heute ist er wieder von früh bis Abends abwesend, und deshalb bekommst Du diesen Brief.

Doch nein, nicht deshalb, denn ich bin ja oft einen Tag allein. Ich schreib' heute, weil wir nächste Woche nach Hause reisen, nach Berlin, um unsere Ferien — vier ganze Wochen — dort zu verleben. In Berlin werd' ich natürlich ganz bestimmt keine Zeit haben, Dir zu schreiben, und nachher, wenn wir wieder hier sind, wird mir's an Lust fehlen, und der Brief würde noch kläglicher ausfallen.

Ach, Resi — hier ist's entsetzlich öde! Versteh mich nicht falsch: ich bin natürlich lieber hier mit Werner als ohne ihn an dem herrlichsten Ort der Welt. Das muß ich vorausschicken, damit Du nicht etwa glaubst, wir liebten uns nicht mehr, Werner und ich. Aber siehst Du, Werner hat sein Amt, das ihn neben der Liebe zu mir — oder kommt das Amt bei den Männern gar in erster Linie? — ausfüllt, das ihm Abwechslung bringt und Anregung, denn er ist mit Leib und Seele Jurist. Ich interessiere mich natürlich auch für Werners Beruf, doch es ist wirklich schwer, an diesen Terminen, Verhandlungen, Prozeßgeschichten und so weiter besonders Gefallen zu finden. Ach, Resi, möchtest Du nie dazu verurteilt werden, in einer Kleinstadt zu leben, in einem solchen erbärmlichen Nest, wie dies Krenzburg eines ist! Es mag ja schöne Kleinstädte geben, ich weiß es nicht. Aber hier ist's geradezu fürchterlich! Die Gegend öde, langweilig, ganz flach. Na ja, Berlin ist auch flach, aber Berlin ist eben Berlin! Berlin ist Leben, Bewegung, Freude, Anregung. In Berlin ist man immer wach, auch wenn man schläft; hier schläft man oft, auch wenn man die Augen offen hat. Die Ruhe in einem solchen Ackerstädtchen ist einfach entsetzlich! Und weit und breit keine größere Stadt; vier

Stunden fährt man nach Halle — eine Stunde haben wir allein bis zur Zweigbahn! — und dazwischen liegen nur Nester.

„Aber es gibt doch gewiß in Krenzburg etwas Geselligkeit, denn der Amtsrichter ist doch nicht der einzige gebildete Mensch in dem Städtchen?“ So fragst Du wohl. Du hast recht, es gibt hier einen Pfarrer und einen Rektor, einen Doktor und einen Apotheker, einen Oberförster, einen Postverwalter, den Bürgermeister und sogar einen Rentier, der, nachdem er in einer Großstadt viel Geld verdient hat, aus Liebe zur Heimat (!) wieder nach Krenzburg gezogen ist. Freiwillig also ist dieser Mensch mit seiner Frau hierher gezogen — es gibt doch furchtbar komische Leute! All die genannten Familien, die man Honoratioren nennt, halten zusammen, das heißt die Herren treffen sich wöchentlich an einem bestimmten Tag im „Goldenen Roß“, und die Damen haben ein Kränzchen, das sie jeden Donnerstagabend vereinigt. Es geht reihum, und man kommt jedes Jahr drei- bis viermal dran. An diesem Kränzchen nehmen sämtliche Generationen teil: Großmütter, Mütter, Töchter und auch verschiedene alte Jungfern.

Nun male Dir den Kreis aus! Die Frau Apotheker ist schon lange Großmutter, trägt eine weiße Haube mit bunten Bändern und spricht mit Vorliebe von ihren Enkeln, deren sie zehn hat. Übrigens eine noch rüstige Dame, die immer sehr freundlich zu mir ist. Aber, lieber Gott, was interessieren mich die zehn Enkel der Frau Apotheker? Die übrigen verheirateten Frauen, mit Ausnahme der Doktorin, die kinderlos ist und überhaupt den Mund nicht auftut, reden entweder von ihren kleinen Kindern oder von den Toiletten ihrer erwachsenen Töchter oder von den Aussichten ihrer

Söhne. Es ist, als lebten alle diese Frauen überhaupt gar kein eigenes Leben, als wären sie nur ihrer Kinder wegen auf der Welt. Entsetzlich! Ich sitze wie ein armes Opferlamm dazwischen und gelte sicher für hochmütig, was ich doch gar nicht bin.

Außer den Kindern gibt's im Sommer noch ein Hauptgesprächsthema: die Gärten. Jeder hat hier einen Garten. Auch zu unserer Wohnung gehört eigentlich einer, hinterm Haus, aber wir haben verzichtet, da wir, weder Werner noch ich, etwas von Gärtnerei verstehen. Solch eine Last wollen wir uns nicht aufladen.

Die jungen Mädchen schweigen im Kränzchen, das heißt, sie antworten nur auf an sie gerichtete Fragen, und die alten Jungfern besprechen eifrig die letzte Fortsetzung der Romane in der „Mappe". Und alle häkeln oder stricken, als wenn sie's bezahlt bekämen. Und sie wundern sich, daß ich nichts tue, aber ich kann das nicht, in Gesellschaft arbeiten.

Es gibt auch zweimal im Jahr Gelegenheit zum Tanzen für die Honoratioren. Einmal an Kaisers Geburtstag und dann zur Kirchweih. Das heißt, dann tanzt nicht etwa nur die gute Gesellschaft, sondern man tanzt eben mit zwischen den Ackerbürgern und Handwerkern. Und dazu machen die Damen wirklich Toilette! Ich ging im Kostümrock und einer hellen Bluse, und Werner war's dann sehr fatal, daß ich gar nicht ballmäßig aussah. Aber ich konnte doch unmöglich das teegrüne Chiffonkleid oder die Spitzenrobe anziehen — in Krenzburg zur Kirchweih! Wir hatten eben keine Ahnung davon, wie es hier ist, als wir meine Ausstattungstoiletten anschafften. Na, ich geh' überhaupt nicht wieder hin — niemals! Es ist zu fürchterlich! Wenn ich an die Geselligkeit bei uns daheim denke,

an die Familientanzereien, die lebenden Bilder, an die Juristenbälle — „Schweig still, mein Herze!“

Aber Du mußt nicht glauben, Resi, daß ich vergnügungssüchtig bin. Ich möchte ja nur etwas Anregung, ich hab' solche Angst, hier ganz zu versimpeln. Lesen — ja zum Lesen hat man Zeit. Aber wenn man niemand hat, mit dem man über das Gelesene sprechen kann, wird man's auch satt. Werner liest meist nur Zeitungen und Fachschriften und Geschichtswerke, für die ich mich nicht besonders interessiere. Mir grauft manchmal, wenn ich an die Zukunft denke. Es könnte doch auch sein — ich wünsche es mir so sehr! — daß man mal ein Baby — — ja, der Gedanke, unser Kind sollte in diesem Nest aufwachsen, läßt mich jetzt schon schaudern. —

So weit war ich heute vormittag gekommen, Liebste, dann hab' ich gegessen, zwei Stunden geschlafen, und nun will ich noch weiter mit Dir schwatzen.

Ich hoffe sehr, daß wir in einigen Jahren aus dieser Verbannung erlöst werden. Ganz schnell geht das leider nicht, denn Werners frühe Ernennung zum Amtsrichter war schon eine Bevorzugung, die er Papas Einfluß zu danken hatte, und er kann sich nicht gleich wieder wegmelden. Damals schien's uns ein solches Glück, daß wir sofort heiraten konnten — mir war's ganz einerlei, wohin wir kamen. Ich hatte eben keine Ahnung, daß es so was geben kann.

Noch eines: die Geschäfte hier! Weißt Du, wo man Fettbücklinge kauft? Bei einem Klempner. Und fertige Blusen? In einem Spezereigeschäft. Und die beste Kernseife bekommt man bei einem Kürschner. Originell — nicht? Aber hier findet man das ganz natürlich. Es ist ja immer so gewesen, und die Zeit steht still in Krenzburg!

Ein schönes Klagelied schreib' ich da zusammen. Aber ich bin nun einmal im Zug, und ich muß es vom Herzen haben. Nach Hause mag ich gar nicht berichten, wie mir's oft zu Mute ist. Gott, wie freu' ich mich auf die vier Wochen Berlin! Ich will jetzt gar nicht dran denken, daß es nur vier Wochen sind. Die Eltern wollten uns mit nach Friedrichsroda haben, aber wir lehnten ab, und Werner nahm seinen Urlaub erst für die zweite Hälfte der Gerichtsferien. Frische Luft haben wir hier genug, eine Sommerfrische brauchen wir nicht, aber Berlin — — Berlin! Morgen kehren die Eltern zurück, und in acht Tagen reisen wir — hurra!

Werner war sehr gut, er wollte mich allein nach Friedrichsroda schicken, aber ich bracht's nicht übers Herz, den armen Mann zu verlassen, denn dann hätten die Leute hier sicher geglaubt, wir lebten nicht glücklich zusammen. Ich war im Januar acht Tage bei den Eltern, da wunderten sie sich über die Maßen, daß ich ohne meinen Mann verreiste! Das ist auch so 'ne Schattenseite der Kleinstadt, daß sich jeder um den anderen bekümmert, daß jeder Schritt, den man tut, beklatscht wird.

So — nun aber genug, liebe Resi — es ist schon fast sechs Uhr. Nun kommt Werner bald, und ich will erst den Brief abschicken. Er könnt' ihn sonst lesen wollen, und das wär' mir unangenehm. Er kann ja nichts dazu, der liebe gute Mann, daß Krenzburg ein so schauerliches Nest ist.

Und nun rasch noch zu Dir, Resi. Erzähl mir, bitte, bald recht viel von Dir und den Deinen. Was macht Deines Mannes Kunst? Was malt er jetzt? Kunst — ach Gott, das Wort hört man hier überhaupt nicht! Da muß ich Dir schnell noch eine reizende Geschichte erzählen. Ich erwähnte neulich im Kränzchen, daß meine

beste Freundin an einen Maler verheiratet sei. Da sagte eine der Damen: „Ach, das ist aber komisch — ein Handwerker!“ — Maler schlechtweg nennt man hier nämlich die Anstreicher. Als ich erklärte, daß Dein Mann Künstler sei, und daß ihr in München lebtet, machten sie alle so komische Gesichter, und die Frau Rektor meinte: „Gott, in diesen Münchener Künstlerkreisen soll's ja schrecklich zugehen!“ Siehst Du, das ist alles, was man hier von „Kunst“ weiß.

Die Frau Apotheker, die mir wohl ansah, daß ich mich ärgerte, nickte mir freundlich zu und sagte begütigend: „Es wird wohl auch unter den Münchener Malern ordentliche Leute geben!“ Es klang ja sehr naiv, aber gefreut habe ich mich doch darüber.

Ich habe immer das Gefühl, es mag mich hier kein Mensch. Man hält mich, die Großstädterin, wie schon gesagt, für hochmütig. Ich hab' eben nicht die Gabe, mich anzupassen und auch nicht die Absicht. Ich will doch „ich“ bleiben, will nicht versimpeln.

Aber nun endgültig Schluß — mein Brief ist ja ein ganzes Buch geworden! Tausend Grüße Dir und Deinem Mann und einen Kuß Deinem Annerl. Die Kleine muß herzig sein, dem letzten Bildchen nach, für das ich Dir noch vielmals danke.

Das hätte am Anfang des Briefes geschehen sollen, aber so ist's eben: weil man zu wenig zu denken hat, denkt man schließlich an gar nichts mehr.

In alter Freundschaft

Deine etwas trübselig gestimmte Käre.

2.

Krenzburg, den 3. Juli 1908.

Meine liebe Resi! Baby schläft, Werner ist auf einer Amtsreise, das Mädchen jätet die Gemüsebeete

im Garten, den wir des Kindes wegen jetzt doch genommen haben, und der uns sehr viel Freude macht.

Aber ehe ich von uns berichte, nimm erst recht herzlichen Dank für das reizende Kleidchen, mit dem Du unseren Jungen beschenkt hast. Es steht dem goldigen Kerlchen ganz entzückend, und gestern, als ich den kleinen Schelm mit zur Frau Oberförster nahm, hab' ich's ihm zum ersten Male angezogen. Er sah süß aus, und Frau Oberförster war rein weg von dem Jungen. Sie wollt' uns gar nicht wieder fortlassen, und ich blieb auch sehr gern, denn sie gab mir allerlei nützliche Ratschläge für Walterchens Ernährung. Ihr Jüngster ist auch erst drei Jahre alt, da weiß sie noch gut Bescheid. Sie ist überhaupt eine sehr nette Frau, mit der ich mich recht angefreundet habe.

Du hast seit Babys Ankunft — und das sind jetzt genau zehn Monate — nur ein paar flüchtige Karten von mir gehabt, Liebste. Aber zu langen Briefen will's immer nicht kommen — es fehlt mir wirklich an Zeit. Das Kind nimmt mich sehr in Anspruch, und dann der Garten. Werner und ich arbeiten stundenlang an unseren Gemüse- und Blumenbeeten, und es gedeiht alles ganz prachtvoll. Wir essen schon seit Wochen täglich selbstgebaute Radieschen, Gemüse, Salat und Beeren; das schmeckt noch einmal so gut direkt aus dem Boden. Davon habt ihr armen Großstädter ja gar keine Ahnung!

Ich hab' Dir eigentlich noch vom ganzen letzten Jahr zu berichten, liebe Resi. In der Zeit vor Walters Geburt ging mir's gar nicht gut; ich mußte während der letzten zwei Monate fast immer liegen, und Mutter konnte nicht bei mir sein, da sie selbst leidend war. Ihre Nerven waren vollständig herunter, wohl infolge des aufreibenden Großstadtlebens. Aber ich war doch nicht

ganz verlassen, denn all die Damen vom Kränzchen sahen nach mir, und das tat mir in jener Zeit wirklich sehr wohl und war auch für Werner eine Beruhigung. Besonders die liebe Frau Apotheker nahm sich sehr meiner an und half mir alles praktisch einrichten für die bevorstehende Zeit. Mutter hatte in Berlin eine Wärterin für mich besorgt, so daß alles aufs beste geordnet schien.

Da — denk Dir den Schreck — drei Tage, ehe Baby kam, langte statt der erwarteten Hilfe ein Telegramm an, das uns meldete, die Wärterin habe Lungenentzündung und könne die Pflege nicht übernehmen. Es sei auch im Moment keine andere aufzutreiben. Mutter, die eine Kur in einem Sanatorium durchmachte, konnte sich um nichts kümmern, und die einzige Person in Krenzburg, die allenfalls zu brauchen gewesen wäre, hatte gerade irgendwo auf dem Land bereits eine Pflege. Ich war außer mir und wußte mir gar nicht zu helfen. Und da, denk Dir, erbot sich die Frau Apotheker, mich selbst zu pflegen. Sie habe Erfahrung genug, da sie ihren Töchtern stets beigestanden habe, und ihr Haushalt ließe ihr schon so viel Zeit. Das war doch rührend — nicht? Die liebe alte Dame sorgte für mich wie eine Mutter, bei Tag und bei Nacht. Mußte sie mal ein paar Stunden nach Hause, um nach dem Rechten zu sehen, dann kam als Vertreterin die Frau Doktor, die ich in dieser Zeit sehr schätzen lernte, und der ich's oft im stillen abgebeten habe, daß ich sie immer recht gering eingeschätzt hatte. Sie ist nie aus Krenzburg herausgekommen und hat etwas Weltfremdes und sie leidet schwer unter ihrer Kinderlosigkeit. Das macht sie wohl so still im größeren Kreis. Aber nun, da wir so ungestört zusammen waren, merkte ich bald, daß in der ernsten jungen Frau

mehr steckt als in mancher gewandten, geistvollen Großstädterin.

Überhaupt, alle die Frauen hier erscheinen mir jetzt ganz anders als früher, stehen mir viel näher. Das ist eben doch nur in der Kleinstadt möglich, solche herzliche Anteilnahme an den Geschicken des Nächsten. In der Großstadt ist meistens weder Zeit noch Gelegenheit, sie zu beweisen. Ich hätte nimmermehr geglaubt, daß ich mich so gut hier einleben würde. Sogar die Gegend ist mir in letzter Zeit lieb und vertraut geworden.

Und der Garten! Du glaubst nicht, welche Quelle der Freude er uns ist. Viel Arbeit macht er ja natürlich, überhaupt mit dem Zeitüberfluß ist's gründlich vorbei, seit mein Kleiner da ist. Es lag wohl mehr an mir als an Krenzburg, daß ich mich erst so unglücklich hier fühlte. Wenn die Menschen hier auch anders sind, minderwertiger als die Großstädter sind sie ganz gewiß nicht. Und wenn man sich die Mühe gibt, die einzelnen näher kennen zu lernen, findet man viel Schönes und Gutes, so daß man die rückständigen Toiletten und den Mangel an „geistigen Interessen" kaum noch bemerkt.

Ob es überhaupt wirklich „Geist" ist, wenn der Großstädter gewandt über die neuesten Bilder und Bücher und über die Theater und die letzte Sensation redet? Es erscheint mir jetzt manchmal sehr zweifelhaft. Und noch etwas muß ich Dir gestehen: Ich freu' mich die ganze Woche über aufs Kränzchen! Alle nehmen so viel Anteil an Walterchen, und es gibt jetzt für mich nichts Wichtigeres auf der ganzen Welt. Und man kann so ungestört an seiner Handarbeit bleiben — das ist auch ein Vorteil. Ich nähe viel für Baby — es macht mir so große Freude. Aber zu Hause komme ich kaum dazu, da fehlt bald dieses, bald das, und Werner darf doch auch nicht zu kurz kommen.

Eben hab' ich nach unserem Goldjungen gesehen — schad', daß er zu jung für dein Annerl ist! Er schläft noch immer ganz fest, und ich kann Dir rasch noch von unseren Sommerplänen, nach denen Du fragst, berichten. Also: die Eltern wollten uns in Berlin haben für die zweite Hälfte der Gerichtsferien, vorher gehen sie an die See. Aber wir haben abgeschrieben und sie gebeten, lieber zu uns zu kommen. Was tun wir jetzt im Sommer in Berlin? Hier haben wir die herrliche Luft und die vorzügliche Milch für Baby — es wär' ja Wahnsinn, wollten wir nach Berlin! Und unser Garten — was sollte aus unserem Garten werden? Und die Schwierigkeit, Walterchen in Berlin auszufahren! Die Eltern wohnen drei Treppen hoch, es ist eine sogenannte herrschaftliche Wohnung, aber im Raum sind sie doch sehr beschränkt, trotz der zweitausend Mark Miete.

Ja so, das Wichtigste hätt' ich beinahe zu erzählen vergessen. Werner, der, nebenbei bemerkt, ein ganz verrückt stolzer Vater ist, hätte zum ersten April nach Berlin kommen können, aber wir haben abgelehnt. Papa war erst sehr böse, weil er alles aufgeboten hatte, es zu erreichen. Wir hatten Mühe, ihn zu versöhnen. Aber gerade jetzt von hier weg? Nein, wir konnten uns nicht entschließen. Wir sind übereinstimmend der Ansicht, daß es für unseren Jungen ein Glück bedeutet, in der Kleinstadt aufzuwachsen, in Licht und Luft und Sonne. Später muß man dann weiter sehen. Aber seine Kindheit soll Walter hier verleben. Gut, daß wir nicht gegen unseren Willen versetzt werden können.

Vielleicht macht ihr uns auch mal die Freude eures Besuches. Es gibt in unserer Umgebung wirklich wundervolle Motive für einen Landschafter. Und eurem Annerl würde es hier schon gefallen — so 'n armes

Großſtadtkind weiß ja gar nicht, was es entbehrt. Wie wär's in der zweiten Hälfte des September? Der Herbſt iſt ganz beſonders ſchön hier zu Land. Überlegt's euch; vom fünfzehnten an ſeid ihr uns herzlich willkommen. Wir haben zwei ſchöne Fremdenzimmer — eines, nach Norden gelegen, kann gut für Deinen Mann als Atelier dienen. Das iſt auch ſo ein Vorzug der Kleinſtadt, daß man es ſeinen Gäſten behaglich machen kann.

Alſo hoffentlich auf baldiges Wiederſehen! Baby meldet ſich eben, da muß ich ſchließen. Werner grüßt mit mir herzlich.

Stets Deine glückliche Kläre.

Englische Obstkuchen.

Eine Küchenplauderei von L. Brenkendorff.

Mit 10 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Über den Geschmack ist bekanntlich nicht zu streiten, und wenn schon innerhalb unseres deutschen Vaterlandes die Neigungen und Liebhabereien auf dem Gebiete der Kochkunst so grundverschieden sind, daß zum Beispiel dem Gaumen des Mecklenburgers die schwäbische Küche ebensowenig behagt, als sich der Bayer mit ostpreußischer Kost zu befreunden vermag, so kann es nicht eben befremden, wenn sich mit der zunehmenden geographischen Entfernung diese Geschmacksverschiedenheiten bis zur schärfsten Gegensätzlichkeit steigern.

Selten nur wird der in ein fremdes Land verschlagene Deutsche von der dort heimischen Küche gleich im ersten Anbeginn entzückt sein, und zumeist erst bei längerem Aufenthalt wird ihm zum Bewußtsein kommen, daß es sich bei der Zubereitungsweise der hauptsächlichsten Nahrungsmittel, wie fremdartig sie ihn auch zunächst anmuten wollte, in nicht geringerem Maße als bei der Art der Bekleidung und der sonstigen Lebensführung um eine zweckmäßige Anpassung an die klimatischen Verhältnisse handelt.

Der Gebirgsbewohner braucht, um gesund und leistungsfähig zu bleiben, eine andere Kost als der an der Meeresküste Lebende. Die mittlere Jahrestemperatur einer Gegend ist von entscheidendem Einfluß auf

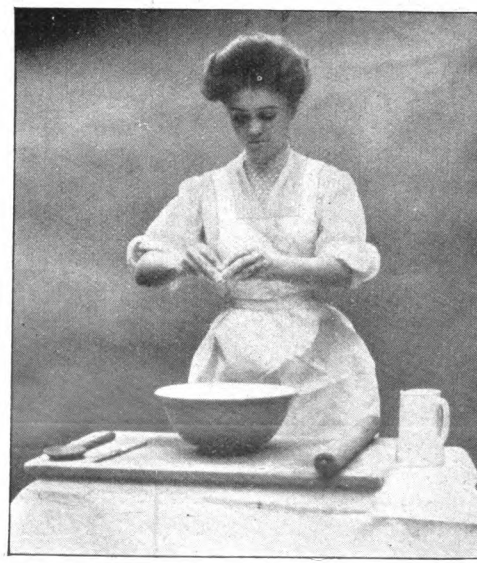
die Gepflogenheiten, die sich im Lauf der Zeit durch Erfahrung und natürliches Bedürfnis in Bezug auf die Auswahl und die Herstellungsweise der „Nationalgerichte“ herausgebildet haben.

Wohl die meisten abfälligen Urteile muß aus

Die Zutaten werden möglichst genau abgewogen.

deutschem Munde die englische Küche über sich ergehen lassen. Einförmigkeit und Fadheit sind die üblen Eigenschaften, die ihr am häufigsten zum Vorwurf gemacht werden, und soweit es sich um Fleischspeisen und Gemüse handelt, muß ohne weiteres zugegeben werden, daß die an deutsche oder gar an französische Bereitungsweise gewöhnte Zunge sich nur recht schwer mit ihrer aller feineren Reize entbehrenden Derbheit zu befreunden vermag.

Der gute Gesundheitszustand und die Langlebigkeit der besser gestellten englischen Bevölkerung liefern indessen den unzweideutigen Beweis, daß die einheimische, seit Jahrhunderten fast unverändert gebliebene Küche auch hier den klimatischen Verhältnissen durchaus zweckentsprechend angepaßt ist, und die Tatsache, daß gewisse Gerichte, denen schon beim ersten Versuch kein Eingewanderter seinen Beifall versagt, selbst bei Verwendung derselben Zutaten kaum irgendwo außerhalb



Die Butter wird mit dem Mehl zwischen den Fingerspitzen verrieben.

Englands in gleicher Schmackhaftigkeit hergestellt werden können, spricht überzeugend gegen die landläufige Annahme, daß es den englischen Kochkünstlern beiderlei Geschlechts lediglich an der nötigen Zungenfeinheit

oder an dem rechten Verständnis für die Aufgaben ihres Berufes mangle.

Wir wollen hier nicht von den oft so köstlichen englischen Puddings reden, deren Nachahmung sich

Das nötige Wasser wird unter beständigem Rühren tropfenweise zugefügt.

nicht unter allen Umständen empfiehlt, weil sie in einem anderen Klima leicht zu schwerverdaulichen und darum wenig zuträglichen Gerichten werden können; aber wir glauben uns den Dank unserer Leserinnen zu verdienen, wenn wir ihnen das Geheimnis einer anderen britischen Küchenbesonderheit, der berühmten englischen Obstkuchen nämlich, verraten.

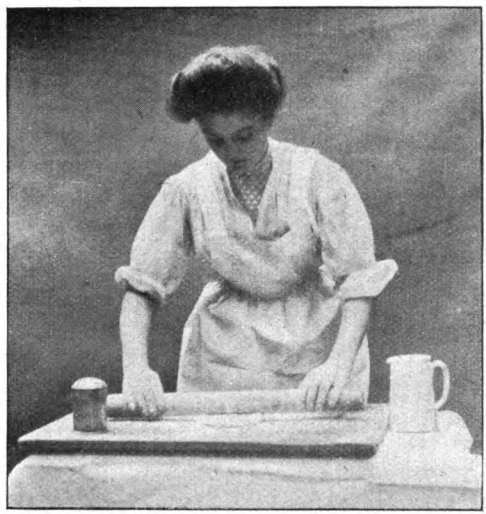
Freilich, um ein Geheimnis im eigentlichen Sinne des Wortes handelt es sich dabei wohl kaum, denn das

Rezept, nach dem die engliſche Köchin bei der Herſtellung eines Apfelkuchens verfährt, iſt auch der tüchtigen deutſchen Hausfrau längſt geläufig und in jedem guten Kochbuche nachzuleſen. Die engliſche Küche verfügt über keinerlei Zutat, die nicht auch für die deutſche überall erhältlich wäre, und wenn der Engländer trotzdem kopfſchüttelnd den Teller zurückſchiebt, auf dem ihm ein Stück des angeblich nach ſeiner heimiſchen Herſtellungsweiſe bereiteten Apfelkuchens ſerviert worden iſt, ſo iſt die

Rollholz und Nudelbrett werden mit feinſtem Mehl beſtäubt.

Erklärung weder in der Beſchaffenheit der Zutaten noch etwa in einem groben Fehler des Verfahrens zu ſuchen. Die Hantierungen waren hier wie dort ungefähr dieſelben, und der Unterſchied lag einzig

darin, daß die engliſche Köchin bei jeder einzelnen Verrichtung mit einer Sorgfalt und Peinlichkeit zu Werke gegangen iſt, die von der deutſchen bei einem ſo einfachen Gericht zumeiſt als überflüſſige Zeit- und Arbeitsvergeudung betrachtet wird.



Der Teig wird zu Fingerdicke ausgerollt.

Man laſſe ſich zum Beweiſe dafür erzählen, wie in jedem guten engliſchen Hauſe die Bereitung eines Apfelkuchens vor ſich geht.

Als erſtes und unverbrüchliches Geſetz gilt die Forderung, daß der Mürbeteig, der die für den Wohlgeſchmack maßgebende Kruſte des Backwerks bilden ſoll, unter tunlichſter Fernhaltung von Wärme hergeſtellt wird. Je kälter er während der vorbereitenden Behandlung bleibt, deſto wohlſchmeckender wird die Torte. Wo immer es angängig iſt, bedient man ſich

deshalb zum Ausrollen des Teiges nicht eines Nudelbrettes aus Holz, ſondern einer Marmorplatte, was namentlich bei warmem Wetter von nicht zu unterſchätzender Wichtigkeit iſt.

Die Äpfel werden mit einem ſilbernen Meſſer geſchält.

Noch größere Bedeutung für ein tadelloſes Gelingen aber hat die Herabſetzung der natürlichen Wärme, die ſich von den Händen der Kochkünſtlerin dem Teige mitteilen kann. Die Engländerin wird deshalb niemals verſäumen, vor dem Beginn des Miſchens ihre Hände ſo lange dem kalten Strahl der Waſſerleitung auszuſetzen, bis die gründlichſte Abkühlung erfolgt iſt, und ſie wird ſich beim Zerreiben der Butter ausſchließlich der Fingerſpitzen, ſowie beim Kneten vornehmlich der

Knöchel als derjenigen Teile der Hand bedienen, in die die Wärme am ſpäteſten zurückkehrt. Im allgemeinen wird ſie die unmittelbaren Berührungen des Teiges mit den Fingern auf das unumgänglich Notwendige beſchränken und mit größter Sorgfalt darauf achten, daß ſämtliche Zutaten, beſonders das Waſſer, in möglichſt kaltem Zuſtande zur Verwendung gelangen. Auf ein halbes Pfund Mehl rechnet man gewöhnlich

Der überſtehende Rand des Teigdeckels wird abgeſchnitten.

die gleiche Gewichtsmenge eisgekühlter Butter und ein Viertelpfund Zucker.

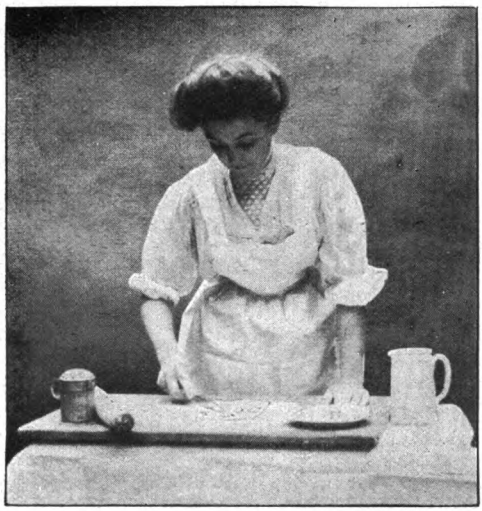
Weil der Teig um ſo mürber und wohlſchmeckender wird, je mehr Sauerſtoff in das Mehl gelangt, wird dieſes nach Hinzufügung des nötigen Salzes zwei- oder

noch besser dreimal durch ein feines Sieb getrieben, um jedes einzelne Mehlstäubchen in möglichst innige Berührung mit der atmosphärischen Luft zu bringen. Dann erst gibt man es in die irdene Mischschüssel und geht daran, es mit der Butter zu vermengen. Letztere muß zuvor durch Ausdrücken in einem reinen leinenen Tuche von allem überflüssigen Wasser befreit worden sein. Die Vermischung aber darf unter keinen Umständen durch einfaches Dazwischenrühren erfolgen. Die Butter muß vielmehr, wie aus unserer Abbildung S. 204 ersichtlich, brockenweise zwischen den Fingerspitzen mit dem Mehl verrieben werden, und zwar recht hoch über der Mischschüssel, damit abermals möglichst viel Luft Zutritt findet. Die Schüssel muß am Ende dieses Vorgangs wie mit feinen Brotkrumen gefüllt erscheinen. In dies Gemenge verrührt man, am besten mit einem Messer, einen Kaffeelöffel voll Zitronensaft, gibt den genau abgewogenen Zucker hinzu und fügt unter beständigem Rühren tropfenweise so viel eiskaltes Wasser bei, als notwendig erscheint, um das Ganze in einen gleichmäßigen, steifen Teig zu verwandeln.

Mit dem Mehlstreuer werden die Hände, das Rollholz und das Nudelbrett oder die Marmorplatte mit allerfeinstem Mehl eingestäubt; der Teig wird ganz kurz mit den Knöcheln durchgeknetet und auf die Unterlage gegeben. Auch das Ausrollen zu einer länglichen Platte von der ungefähren Dicke eines kleinen Fingers soll in kürzester Zeit erfolgen, und es bedarf immerhin einiger Übung, um mit wenigen Hin- und Herbewegungen des Rollholzes eine Mürbeteigplatte von gleichmäßiger Dicke und mit leidlich geradlinigen Rändern herzustellen.

Während man diese nun zu vollständiger Aus-

kühlung eine Weile ſich ſelbſt überläßt, ſchält man mit ſilbernem Meſſer — um das Eintreten einer häßlichen Verfärbung zu verhüten — eine angemeſſene Anzahl fein ſäuerlicher Äpfel, die gar nicht würzig und aromatiſch genug ſein können, wenn der Kuchen wirklich als beifallswürdige Meiſterſchöpfung unter den Händen



Das Auftragen der Butter bei dem auf die zweite Art bereiteten Obſtkuchen.

der Kochkünſtlerin hervorgehen ſoll. In eine tiefe irdene, weißglaſierte Backſchüſſel ſtellt man, mit der Öffnung nach unten, einen Taſſenkopf, eine Porzellanbüchſe oder ein ähnliches Gefäß, das aber natürlich etwas niedriger ſein muß als die Schüſſel ſelbſt, und füllt die Schüſſel ſodann mit den in Scheiben oder in kleine Würfel geſchnittenen Äpfeln, denen man noch einen Kaffeelöffel voll geſtoßenen Zuckers, einige

Streifchen Zitronenſchale und drei oder vier Gewürznelken beigemengt hat.

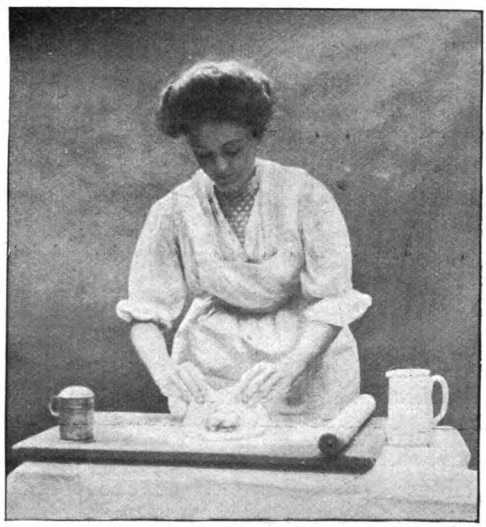
Von der Teigplatte ſchneidet man nun einen Streifen ab, der beſtimmt iſt, den Rand des Kuchens zu bilden. Der Rand der Schüſſel wird mit einer in Eiweiß getauchten Bürſte angefeuchtet, und der Teig-

Das Ausrollen des vorſchriftsmäßig gefalteten Teiges.

ſtreifen ſorgfältig darumgeklebt, wobei man ſich, um ihn ſanft und gleichmäßig anzudrücken, am beſten einer Meſſerklinge bedient.

Damit ſich der fertige Obſtkuchen auch dem Auge wohlgefällig präſentiere, wird dieſer Rand mit Hilfe eines geeigneten Inſtruments oder, bei ausreichender Geſchicklichkeit, mit Zeigefinger und Daumen ſchön gleichmäßig eingekerbt. Dann befeuchtet man auch

ihn mit Eiweiß und legt die Teigplatte als einen feſt anſchließenden Deckel über das Ganze. Die hervorſtehenden Teile ſchneidet man, der Form der Backſchüſſel folgend, ſauber fort und ſorgt durch ſanftes Andrücken für eine feſte Vereinigung mit dem vorher angelegten Teigrande. Wenn man dann noch durch



Das Füllen des Teiges.

einen oder zwei Meſſerſchnitte in den Teigdeckel den entſtehenden Dämpfen die Möglichkeit des Abzuges geſichert hat, iſt der Kuchen backfertig, und es handelt ſich jetzt nur noch darum, ihn dem richtigen Hitzegrad auszuſetzen, da für das Gelingen ein Zuviel ebenſo verhängnisvoll werden kann als ein Zuwenig.

Mit dem Thermometer iſt behufs Feſtſtellung der Backröhrentemperatur natürlich nicht viel anzufangen,

aber es gibt dafür auch ein viel einfacheres und bequemeres Mittel. Wenn ein Stück weißen Schreibpapiers, das man in die Backröhre gelegt hat, innerhalb fünf Minuten eine schwach bräunliche Färbung anzunehmen beginnt, darf man den Apfelkuchen getrost dem Ofen anvertrauen. Aber es wird sich auch dann noch empfehlen, die Backschüssel auf einen untergelegten Ziegelstein zu stellen, weil die Oberhitze für den Kuchen wichtiger ist als die Erhitzung von unten.

Die Backzeit schwankt je nach der Beschaffenheit des Ofens zwischen einer halben und einer ganzen Stunde, und es ist unerläßlich, die Schüssel ein paarmal herauszunehmen und sich durch den Augenschein zu überzeugen, daß das Gebäck nicht von der Gefahr des Anbrennens bedroht ist. Ein etwaiges Glasieren des fertigen Obstkuchens erfolgt in der jeder Hausfrau bekannten Weise. Beim Servieren wird immer ein Teil des Teigdeckels mit den Äpfeln zusammen vorgelegt und etwas von dem sehr wohlschmeckenden Safte dazu gegeben, der sich unter dem Tassenkopf angesammelt hat.

Kleine gefüllte Fruchttörtchen stellt man in England auch noch auf eine andere Art her. Die ersten Vorbereitungen sind dieselben wie oben beschrieben, nur mit der Abweichung, daß die zur Verwendung gelangende Butter vorher in drei gleiche Teile geschieden, und daß nur ein Teil in der geschilderten Weise mit dem Mehl für die Teigmasse verrieben wird. Nachdem letztere ausgerollt worden ist, wird eine weitere Portion Butter auf die Teigplatte gebracht, doch so, daß sie nur zwei Dritteile derselben bedeckt und überdies einen fingerbreiten Rand freiläßt. Dann wird der Teig in drei Teile gefaltet, derart, daß das ungebutterte Drittel zwischen die beiden gebutterten zu liegen kommt. Aufs neue zu einer fingerstarken Platte ausgerollt,

erfährt er dieſelbe Behandlung unter Verwendung der letzten Butterportion noch einmal und wird dann zehn Minuten lang kalt geſtellt, ehe man ihn um die zur Füllung beſtimmten Früchte ſchlägt.

Dieſe Törtchen werden auf einem Blech gebacken und müſſen mit beſonderer Sorgfalt vor dem Anbrennen behütet werden. Sie ſind meiſt dazu beſtimmt, in kaltem Zuſtande genoſſen zu werden und können ſich an Wohlgeſchmack kaum mit dem zuerſt beſchriebenen Apfelkuchen vergleichen, der hoffentlich auch unſeren Leſerinnen in der ganzen Vortrefflichkeit des engliſchen Vorbildes gelingen wird, ſofern ſie ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, bei der Herſtellung mit der oben geſchilderten peinlichen Sorgfalt der britiſchen Kochkünſtlerin zu Werke zu gehen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Jugendfreunde. — „Fast genau vor dreißig Jahren war ich zum letzten Male auf diesem schönen Fleck Erde," sagte der graubärtige Landgerichtsrat Matthias Höllinger zu seiner Ehehälfte, als sie nach einer längeren Eisenbahnfahrt den Bahnhof einer kleinen Stadt in den Tiroler Alpen verließen.

Sie fuhren dann in dem einzigen zur Verfügung stehenden Wagen über den langen Marktplatz von Rodelhausen, wo Matthias seine Knabenjahre verbracht hatte, und von dem er, seit er verheiratet war, seiner Frau durchschnittlich einmal in der Woche gerne und stundenlang erzählte und dabei jedesmal versprach, sie einmal an die Stätte seiner glücklichen Jugendzeit zu führen.

Endlich, nachdem sie in dem langen Zeitraum ihrer Ehe fast alle Sommerfrischen nach und nach aufgesucht hatten, bestand die Frau darauf, Rodelhausen als Ziel der nächsten Urlaubsreise zu bestimmen. Sie setzte natürlich ihren Willen durch, und so war denn das Ehepaar endlich doch nach dem Traumlande des Gatten gekommen.

„Da ist das alte Haus, in dem ich geboren bin," sagte der in die Wagenkissen zurückgelehnte Landgerichtsrat und zeigte mit dem Stocke auf ein kleines Haus, das hinter Bäumen und blühenden Rosen halb verborgen lag.

„I moan's nit, Hias," sagte der Kutscher des Wagens, der bisher schweigsam zugehört hatte. „Du bist do in dem Haus auf d' Welt kumma, das neb'n der Sägmühl' liegt."

„Was?" rief der erstaunte Landgerichtsrat aus. „Wie können Sie — wie wissen Sie das — und wer sind Sie denn?"

„I bin der Peter Moshammer," antwortete der Kutscher.

„Der Peter Moshammer! Entschuldige, aber ich hätt' dich

nicht erkannt. Um so mehr freut es mich, dich wiederzusehen.“ Er stand vom Sitze auf und reichte dem Kutscher die Hand zum Gruße.

„Mein Mann hat mir schon oft von Ihnen erzählt, Herr Moshammer,“ fiel Frau Höllinger, die an dieser Begegnung Gefallen fand, lächelnd ein. „Er spricht gerne von den alten Zeiten in Rodelhausen und seinen Spielgefährten.“

„Dös hab' i ma eh denkt, daß er auf uns net vergessen wird,“ antwortete der erfreute Peter. „Aber no oana von der alten Banda is wieder da, Hias. Denkst no an'n Ignaz Rabe?“

„Na und ob! Wir nannten ihn kurz ‚Rotschädel‘, auch ‚roter Rabe‘. Er ist kürzlich Oberfinanzrat geworden. So, der ist auch da! Das freut mich besonders.“

„Er will halt a sein' Jugendzeit wieda aufleb'n lassen,“ sagte Peter.

„Die Sehnsucht packt einen jeden. — Nun, weil wir gerade von dem ‚roten Raben‘ sprechen,“ setzte der Landgerichtsrat zu seiner Frau gewendet fort, „erinnere ich mich, daß ich einmal dort auf diesem Anger hinter der Kirche den Ignaz tüchtig durchgebleut habe, so wie niemals einen meiner Gegner. Und ich war gefürchtet. — Ist's nicht so, Peter?“

„Mein Mann erzählt mir oft, daß er als Knabe der beste Ringkämpfer war,“ sagte Frau Höllinger stolz.

„G'rauft hat er oft — freili,“ antwortete Peter ausweichend. „Und a Schneid hab'n wir alle g'habt. Der Ignaz hat gestern abend a g'spaßige G'schicht erzählt, daß er di amoal g'worf'n und sauba zuag'richt hat, Hias.“

„Da irrt er sich aber gewaltig,“ erklärte der Landgerichtsrat —

Im Gasthofe trafen die Ehepaare Höllinger und Rabe zusammen. Matthias und Ignaz umarmten sich stürmisch und weinten fast vor Freude über das Wiedersehen. Die beiden Frauen tauschten herzliche Begrüßungen aus, freuten sich über den Zufall, der ihnen die Gelegenheit bot, ihre Gatten verjüngt zu schauen, und sie horchten, ihre Redseligkeit ganz verleugnend, stundenlang und begeistert den Erzählungen der Männer von den glücklichen Tagen der Jugend zu.

Der Zeiger der Uhr war nahe zur Mitternachtstunde ge-

kommen, als die beiden Jugendfreunde in frohester Stimmung den letzten Schoppen leerten, und die Frauen sagten ihnen, daß sie sie schon lange nicht mit so leuchtenden Augen gesehen hätten, daß jeder um zehn Jahre jünger scheine, weshalb es eigentlich ein Unrecht sei, daß sie nicht schon längst und recht oft nach Rodelhausen gekommen seien.

Am nächsten Morgen machten die beiden Ehepaare einen gemeinsamen Spaziergang durch die Stadt. Die beiden Söhne Rodelhausens schritten würdevoll durch die stillen Straßen, blieben dabei häufig verwundert stehen, wenn ein Kaufmannsladen oder ein Wirtshaus nicht mehr auf der alten Stelle stand, oder deren Besitzer gewechselt hatten. Sie schüttelten den erkannten Gefährten ihrer Jugend die Hände, tauschten Grüße aus, fragten nach dem und jenem und hörten überall die schmeichelhaften Worte, daß sie ihrer Vaterstadt so viel Ehre gemacht hätten. Und die beiden Frauen strahlten vor Wonne.

Matthias Höllinger fand endlich sein Geburtshaus; es stand weder neben der Sägemühle noch war es das Häuschen, das er anfangs dafür gehalten hatte, sondern ein anderes, nicht weniger reizendes Gebäude mit einem hohen Giebeldache, das das Entzücken der Frauen hervorrief. Dann entdeckte auch Rabe sein Vaterhaus, das inzwischen neue Fenster bekommen hatte, und es gab wieder Ausrufe des Entzückens, glücklich lächelnde Gesichter und wehmutsvolle Seufzer.

Nachher gelangten die Jugendfreunde zur Kirche und zu dem weiten Platze, der sie umgibt.

„Ignaz," sagte Höllinger mit einem verschmitzten Lächeln, „erinnerst du dich noch an den Faustkampf, den wir einst hier hatten?"

„Freilich, aber weshalb wir kämpften, weiß ich nicht mehr."

„Das habe ich auch vergessen, doch ich entsinne mich genau, daß ich dich damals zu Boden warf, dann mein Knie auf deine Brust setzte und —"

„Oho, so war es denn doch nicht, mein Lieber!" fiel der Oberfinanzrat dem Freunde ins Wort. „Wie ich mich erinnere, schlug ich dich so heftig auf dein rechtes Auge, daß es blau wurde,

du taumeltest und fielst, und die anderen Buben mußten mich mit Gewalt von dir losreißen."

„Da hört aber doch alles auf! Ich weiß es, wie wenn es gestern gewesen wär'. Ich warf dich beim ersten Ansturm zu Boden und —"

„Eine Lüge! Ich entsinne mich genau auf den Hergang. Ich war dir immer überlegen, und ich setzte dir auch damals heiß und so stürmisch zu, daß du heulend davonliefst. Wenn dein Vater nicht zufällig des Weges gekommen wär', hätt' ich dich —"

„Du Aufschneider! Du solltest doch wissen, daß ich niemals in meinem Leben die Flucht ergriffen habe!" donnerte der empörte Landgerichtsrat.

„Du bist aber damals doch —"

„Jetzt wird mir's aber zu dumm — verstanden! Ich kann dir heute noch das Gegenteil beweisen!"

„Komm her, wenn du Mut hast!" Und der Oberfinanzrat nahm die Stellung zum Zweikampfe an.

„Aber Ignaz!" rief Frau Rabe.

„Aber Matthias!" schrie Frau Höllinger auf.

Es war schon zu spät. Die beiden Männer blickten sich gegenseitig wie erbitterte Feinde an. Ihr Blut war in Wallung geraten, ihre Zylinderhüte waren weit aus der Stirne geschoben. Und gleich darauf faßte der Landgerichtsrat den Oberfinanzrat beim Ohr, was dieser durch einen Angriff auf die Nase des Gegners beantwortete. Der Kampf hatte begonnen. Die beiden alten Knaben wankten hin und her; Hals- und Schultergriffe, alle übrigen Künste des Zweikampfes und auch das Stellen eines Beines wurden versucht, während eine große Schar Zuseher sich um die Kämpfenden sammelte und mit ermutigenden Zurufen das seltsame Schauspiel belebte. Frau Rabe wurde von hysterischen Krämpfen befallen, während Frau Höllinger von einer Ohnmacht in die andere fiel.

Endlich, nach einem heißen Ringen, fielen die beiden Kämpfer gleichzeitig zu Boden. Sie waren gänzlich erschöpft, an eine Fortsetzung des Kampfes war nicht zu denken. Jeder ließ seinen Gegner los und rang, im weichen Rasen liegend, keuchend nach Atem.

„Akrat a so war's!“ verkündete Peter Moshammer, der unter den Zuschauern war, der johlenden Menge. „Koana hat den andern g'worfen.“

Der Oberfinanzrat setzte sich auf, der Landgerichtsrat tat das gleiche.

„Matthias,“ sagte Ignaz, „ich glaub', er hat recht.“

„Ignaz,“ gestand Matthias, „ich erinnerte mich schon daran, als ich dich vorhin um die Hüften faßte.“

„Es geht doch nichts über die alten Zeiten!“ lachte der Oberfinanzrat und reichte dem Gegner die Hand.

„Gewiß — und wir bleiben die alten!“ sagte Matthias und schüttelte die Hand seines Schulkameraden.

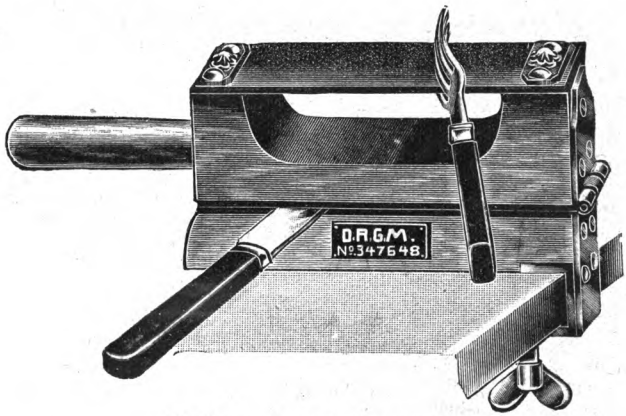
Obgleich die beiden Frauen ihren Männern heftige Vorwürfe machten und ihnen erklärten, sie sollten sich schämen, gingen die beiden Helden mit den eingeschlagenen Hüten Arm in Arm in den Gasthof zurück, wo sie am Stammtische der Bürger bis in die Nacht hinein zechten, mit ihren verwegenen Jugendstreichen prahlten und Dinge erzählten, die niemals geschehen waren.

Am nächsten Morgen trennten sich die Freunde auf dem Bahnhofe.

Kaum hatte der Landgerichtsrat in dem Eisenbahnwagen Platz genommen und dem Oberfinanzrat, der mit einem späteren Zug fuhr, nochmals Lebewohl zugewinkt, da sagte er schon zu seiner Frau: „Ich hab' ihn doch damals durchgeprügelt, und ich hätte es gestern leicht wieder vermocht, aber ich wollte ihn nicht vor seiner Frau blamieren.“ A. E.

Neue Erfindungen. I. Messer- und Gabelputzapparat. — Die in der Küche im Gebrauch befindlichen Messerputzmaschinen sind für größere Familien und Pensionen wohl ohne Frage recht brauchbar, da damit außerordentlich an Zeit gespart wird; für kleinere Familien und einzelne Paare aber ist eine derartige Maschine nicht vorteilhaft genug, da sie zu wenig ausgenützt werden kann, einen besonderen Platz beansprucht oder jedesmal angeschraubt werden muß und so Platz oder Zeit beansprucht, zwei Dinge, die überall Geld kosten. Aus diesem Grunde sind viele Hausfrauen zu

der bisher üblichen Messerputzbank zurückgekehrt, und die Firma Fritz Sauer & A. A. Epperlein in Chemnitz, Lessingplatz 6, hat diese Vorrichtung durch eine Neukonstruktion zur höchsten Vollendung gebracht. Wie unsere Abbildung zeigt, wird der kleine Apparat mittels einer Tischschraube in leichter und schnellster Weise auf den Küchentisch angeschraubt, dann wird die obere Hälfte der Vorrichtung hochgeklappt beziehungsweise



Messer- und Gabelputzapparat.

umgeklappt, und beide Seiten werden mit Schmirgel oder Putzstein bestreut, worauf die obere Hälfte wieder zugeklappt wird. Beim Putzen eines Messers drückt man je nach Belieben mit dem Handgriff des Oberteiles auf die Messerklinge und wendet, je nachdem dies erforderlich ist. Das obere freistehende Leder ist zum Reinigen der Gabelzinken, zum Putzen derselben innen und außen eingerichtet, und so wird der Zweck des Apparates erreicht, Messer und Gabeln auf leichte Weise und ohne erhebliche Mühe tadellos blank und sauber zu putzen.

II. Spitball. — Die Industrie hat das Bestreben, ein Spiel auf den Markt zu bringen, das die Vorzüge verschiedener anderer Spiele in sich vereinigt, zu unterhalten, zu

üben, dem Körper Bewegung zu verſchaffen, das ſich ferner von anderen Spielen (Wurfſpielen) dadurch vorteilhaft unterſcheidet, daß es Perſonen nicht verletzen und Sachen nicht beſchädigen kann. Die Deutſche Spitball-Geſellſchaft m. b. H. in Köln-Ehrenfeld hat jetzt ein ſolches Spiel hergeſtellt und mit dem Namen Spitball bezeichnet. Das neue Spiel kann ſowohl im Zimmer, als auch im Freien geſpielt werden, der Ball beſitzt eine Skala, wodurch das Spiel intereſſanter und anregender wird, auch erfordert Spitball Geſchicklichkeit, die erſt durch Übung erzielt werden muß. Spitball, im Freien geſpielt, verletzt keine Perſonen, beim Spielen im Zimmer beſchädigt es keine Spiegel, Kronleuchter ꝛc. Die in jedem Kreis gleichfarbiger Löcher eingeprägten Nummern regen das ſpielende Kind in unterhaltender Weiſe zum Zählen an, indem es ſich übt, in kurzer Zeit eine möglichſt hohe Geſamtzahl zu erreichen. Für mehrere Spielende iſt es natürlich noch viel intereſſanter, denn man ſpielt entweder auf das häufigſte Auffangen oder auf die höchſte Nummer in einer beſtimmten Zeit zu einer beliebigen Anzahl von Perſonen. Das Spiel ſelbſt, wenn regelmäßig geſpielt, ſowie in der richtigen Auffangſtellung, übt einen wohltuenden, überaus kräftigenden Einfluß auf Sehnen und Muskeln aus, es erfordert Bewegungen mannigfachſter Art,

Spitball.

erhöht die Muskeltätigkeit und bildet die Haltung des Körpers harmonisch und zielbewußt aus.

Der erste Lorbeer. — Der einst in Wien sehr beliebte Komiker Weidmann, der es ganz vortrefflich verstand, das Publikum der Kaiserstadt durch seinen trockenen Humor zum Lachen zu reizen, verdankte seine spätere Berühmtheit einem Witze, den er sich als Statist bei der Aufführung eines blutigen Ritterschauspiels leistete. Weidmann hatte für das fürstliche Honorar von zehn Kreuzern die Rolle eines der Beisitzer bei einem mitternächtlichen Femgericht übernommen und saß mit einem Ernst und einer Würde da, die entschieden ein höheres Spielhonorar verdienten. Die große Gerichtsszene nahte ihrem Ende, und unter atemloser Spannung der Theaterbesucher wandte sich der Femrichter an seine beiden Beisitzer mit den Worten: „Nun, was saget ihr dazu?“

Der Statist zur Rechten hatte hierauf eigentlich die Antwort zu erteilen, der Femrichter aber schaute versehentlich bei seiner Frage den Beisitzer zur Linken an, der von Weidmann dargestellt wurde.

Der junge Mann ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen. Er zog die Stirn in Falten und entgegnete mit Grabesstimme: „Ja, was kann man für zehn Kreuzer da viel sagen!“

Ein donnerndes Gelächter erfüllte das Haus, und mit der ernsten Stimmung war es für diesen Abend vorbei. Die Blätter besprachen in ihren Kritiken den originellen Einfall des offensichtlich humorbegabten Statisten, und so wurde denn bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf Weidmann gelenkt, der sich nun rasch zum beliebten Komiker entwickelte und durch seine Leistungen sogar einen Iffland zu begeisterten Beifallsbezeigungen hinriß. O. L.

Die Sonne und die Bakterien. — Durch zahlreiche Versuche ist bewiesen worden, daß wir in der Bestrahlung durch die Sonne ein sehr wirksames Mittel zur Abtötung der Bakterien haben. Im Volke herrscht ja schon von alters her der Brauch, Kleider und Betten, besonders von Kranken und Verstorbenen, zu sonnen. Das geschieht in der Absicht, das Lüften zu fördern und schlechte Gerüche zu entfernen.

Füllt man zwei Glasflaschen in gleicher Weise mit fauligem Wasser und stellt die eine ins Sonnenlicht, die andere ins Dunkel, so verschwindet bei der ersteren der böse Geruch sehr bald, während er bei der letzteren sich eher erhöht als vermindert. Aber die wirklich desinfizierende Kraft der Sonne ist experimentell erst von Professor Esmarch bewiesen worden. Er infizierte Kleider und Betten, Felle, Möbel, Wäsche und dergleichen mit den verschiedensten Krankheitserregern, setzte sie den Sonnenstrahlen aus und untersuchte dann alle Stunden, ob und wieviele Bakterien noch vorhanden waren. Die Resultate erwiesen sich über Erwartung günstig. Namentlich die Cholerabazillen wurden in Betten, Polstermöbeln und Kissen sehr schnell durch die Sonne getötet. Ebenfalls vernichtend, wenn auch erst nach längerer Zeit, wirkt die Bestrahlung auf die Bakterien des Typhus, des Milzbrandes, der Lungenentzündung, der Schwindsucht und anderer Infektionskrankheiten.

Für die Praxis des täglichen Lebens ist dies natürlich von großer Bedeutung. Man kann Betten, Kleider und Wäsche von den fast stets und überall sich vorfindenden Krankheitserregern befreien, indem man sie recht oft mehrere Stunden hindurch den Sonnenstrahlen aussetzt. Die Schlafzimmer sind stets einer möglichst ausgiebigen Besonnung auszusetzen und nicht etwa durch dicke Vorhänge in dunkle, muffige Grabgewölbe zu verwandeln. Ebenfalls wird man gut tun, Kamm, Bürste, Zahnbürste, Handtuch, Waschlappen, Schwamm nach dem Gebrauche auf das Fensterbrett oder an andere sonnenbeschienene Plätze zu legen, weil dadurch nicht nur der feuchte, muffige Geruch alsbald entfernt, sondern auch den Bakterien ein sehr günstiger Ansiedlungs- und Nährboden entzogen wird. E. T.

Ein Autographentischtuch. — In eigenartiger Weise trägt die Gattin eines Wiener Restaurateurs dazu bei, dem Geschäfte ihres Mannes eine besondere Anziehungskraft zu verleihen. Sie hat eine Art Paradetischtuch hergerichtet, das den eigenhändigen Namenszug jedes der zahlreichen berühmten Gäste aufweist, die in dem hochangesehenen Restaurant gespeist haben. Mit der schalkhaft verbindlichen Miene, die den Wienerinnen so natürlich ist, bittet die Wirtin den Gast, der ihr der

Ehre wert erscheint, mit Bleistift seinen Namen auf das bereits kreuz und quer beschriebene Tischtuch zu schreiben, damit sie ihn nachher mit farbiger Waschseide aussticken könne.

Da das Tischtuch nachgerade zu einer Berühmtheit geworden ist, und man sich darauf in der allerbesten Gesellschaft befindet, rechnet sich's jeder zur Ehre an, wenn diese Bitte an ihn ergeht, und daß die hübsche Wirtin von jemandem einen Korb bekäme, ist wohl noch nicht vorgekommen. Wohl aber soll es häufig genug vorkommen, daß mancher in der Hoffnung, sich auf diesem Ehrentischtuch verewigen zu können, das betreffende Speisehaus aufsuchte, sehr oft aber ohne den gewünschten Erfolg, weil die Besitzerin außerordentlich wählerisch ist mit Bezug auf die, die sie um ihr Autograph für ihr Tischtuch bittet. C. D.

Die Erbgroßherzogin Marie von Luxemburg und ihre Schwestern. — Infolge der Verschlimmerung der Krankheit des Großherzogs Wilhelm von Luxemburg, dessen geistige Kräfte bereits seit längerer Zeit geschwächt waren, hat nunmehr, da auf seine Wiederherstellung und Regierungsfähigkeit nicht mehr zu hoffen ist, die luxemburgische Volksvertretung seiner Gemahlin, der Großherzogin Maria Anna, als Regentin die Leitung der Regierungsgeschäfte für die Dauer der Unmündigkeit ihrer ältesten Tochter, der Prinzessin Marie, übertragen. Der Großherzog Wilhelm von Luxemburg aus dem Hause Nassau wurde am 22. April 1852 zu Biebrich geboren. Er folgte seinem Vater, dem Großherzog Adolf, am 17. November 1905 in der Regierung nach und ist seit dem 21. Juni 1893 mit Maria Anna, einer Infantin von Portugal und einer Tochter des Herzogs Miguel von Braganza, vermählt. Die jetzige Regentin wurde am 13. Juli 1861 geboren. Vertreten hat sie ihren kranken Gemahl bereits seit dem 2. April 1908, doch wurde damals die Regentschaft noch nicht gesetzlich geordnet.

Aus der Ehe sind sechs Mädchen, aber keine Söhne hervorgegangen. Um nach dem Tode des Großherzogs und dem damit verbundenen Erlöschen des Mannesstammes die Erbnachfolge zu sichern, wurde durch die Familienordnung vom 16. April 1907 und das luxemburgische Gesetz vom 10. Juli desselben Jahres bestimmt, daß auch die weiblichen Nach-

Die Erbgroßherzogin Marie von Sachsen-Weimar und ihre Schwestern.

kommen erbfolgeberechtigt seien. Damit war die älteste Tochter, die Prinzessin Marie, zur Erbgroßherzogin aufgerückt. Sie wurde am 14. Juni 1894 geboren. Ihr folgte am 30. Januar 1896 Prinzessin Charlotte, am 15. Februar 1897 Prinzessin Hilda, am 7. Oktober 1899 Prinzessin Antonia, am 7. März 1901 Prinzessin Elisabeth und am 15. Februar 1902 Prinzessin Sophie. Die Erbgroßherzogin Marie, sowie ihre drei nächsten Schwestern ähneln ihrer Mutter, während die Prinzessinnen Elisabeth und Sophie große Ähnlichkeit mit ihrem Vater haben. Th. S.

Der Lord und sein Sekretär. — Der als Politiker und Parlamentarier sehr bekannte und angesehene Edmund Burke war in seiner Jugend infolge vollkommener Mittellosigkeit gezwungen, häufig durch untergeordnete und nur wenig einträgliche Arbeiten sich das Allernotdürftigste zum Lebensunterhalt zu verdienen. Das änderte sich zwar, als Lord Hamilton, der durch einen Zufall auf ihn aufmerksam geworden war, ihn als seinen Privatsekretär anstellte, doch verbitterte er ihm diese Stellung nach Kräften, da er ihn nur als eine tote Maschine, ohne jeden eigenen Willen, betrachtete. In dieser Stellung arbeitete Burke einst für Hamilton eine Rede aus, die so glänzend war, daß der Lord später nie wieder als Parlamentsredner aufzutreten wagte, um seinen Erfolg nicht selber zu schmälern. Von denen, die den Zusammenhang nicht kannten, ward er daher voller Hochachtung nur noch „Lord Hamilton, der einmal Redende“ genannt.

Infolge seines hochfahrenden Charakters überwarf er sich bald mit seinem Privatsekretär, und als dieser eines Tages wieder fest auf seiner Meinung zu beharren wagte, fuhr der Lord ihn an: „Herr, Sie wagen, mir zu widersprechen? Was sind Sie, daß Sie sich solches herausnehmen? Sie scheinen zu vergessen, daß ich Sie aus einer Dachkammer geholt habe!“

„Ganz recht, Mylord!“ erwiderte Burke ruhig. „Sie erinnern mich daran, daß ich zu Ihnen — herabgestiegen bin!“

Er verließ sofort seine Stellung, und wenige Jahre später war aus dem mittellosen Burke einer der angesehensten Parlamentarier Englands geworden. F. C.

Der Glockenvogel. — Der Gesang unserer einheimischen Singvögel wird von keinem ausländischen Vogel auch nur annähernd erreicht. Das ist eine unumstößliche Tatsache. Dem entgegen sind aber die meisten ausländischen Vögel unseren Gesangskünstlern bei weitem in Bezug auf die Gefiederpracht überlegen. Auch sonst besitzen ausländische Vogelarten gewisse Eigenschaften, die unsere Aufmerksamkeit erregen. Wohl wenige werden von Vögeln gehört haben, die das Hundegebell täuschend nachahmen oder dem Glockengeläute ähnelnde Töne hervorbringen.

In Südamerika kommt ein Vogel vor, den die Eingeborenen „Glockenvogel" nennen. Diese Vögel sind als eine Eigenheit der mächtigen brasilianischen Waldungen zu bezeichnen. Plötzlich vernimmt man die wunderbaren Töne, wie man solche noch nie hörte. Es ist, als schlüge jemand zugleich an mehrere harmonisch gestimmte Glasglocken.

Man hört diese Töne wieder und nach einer kurzen Pause immer wieder und wieder. Eine ganze Zeitlang steht man vor Staunen gefesselt und lauschend da, ob sich die fabelhaften Klänge nicht noch einmal wiederholen.

Diese zauberhaften, glockenreinen Töne läßt der Glockenvogel meistens vom äußersten Gipfel der riesigen Morabäume erschallen. Das Hervorstoßen scheint dem Glockenvogel aber eine große Anstrengung zu verursachen. Je länger er singt, um so erregter scheint er zu werden. Beim Beginn hebt er den Kopf hoch empor, sperrt den Schnabel so weit auf, daß der Oberteil fast senkrecht, der Unterteil beinahe wagrecht steht, stößt, ohne den Schnabel zu schließen, die einzelnen Töne tief aus der Brust heraus, springt mit weit gespreizten Beinen auf dem Zweige hin und her, hebt den Schwanz gestelzt über die Flügel, zittert auch auf Augenblicke mit letzterem und klappt erst mit dem letzten Laute die Kiefer wieder zusammen. Bei jedem Laute bewegt sich der Schnabel zuckend ein wenig, Hals, Brust und Unterleib aber stark. Die nackte Kehle wird gebläht und schwingt ersichtlich mit, die Brust hebt und senkt sich, die Erschütterung des ganzen Körpers ist so stark, daß man annehmen möchte, die kleine Sängerbrust müsse zerspringen.

Erhöht sich die Erregung, so neigt er sich schief nach unten, bewegt schüttelnd den Kopf, wendet sich abwechselnd zur linken und rechten Seite, springt mit einem seitlichen Satze auf eine andere Sitzstelle und dreht sich auf einer Stelle mehrmals um sich selbst. Endlich ermattet unser Glöckner und hockt dann schweigend auf seinem Aste, um zu ruhen. Nicht selten aber muß so ein Vogel seinen Liebesrausch mit seinem Tode besiegeln, er fällt vor Aufregung tot vom Aste herab. K. A. Sch.

Beethoven und Napoleon. — Der tongewaltige Beethoven war ein erbitterter Feind Napoleons und verfolgte die Berichte über das Schlachtenglück des korsischen Usurpators mit stillem Ingrimm und ohnmächtigem Zorn. Am Tag nach der Schlacht bei Jena unternahm der Meister am Abend einen Spaziergang und traf hierbei seinen Freund Krumpholz, an den er die übliche Frage richtete: „Nun, was gibt's Neues?"

Krumpholz maß Beethoven mit ängstlichen Blicken und bemerkte dann zögernd: „Nun das Neueste dürfte wohl die soeben angelangte Botschaft sein, daß Napoleon bei Jena wiederum einen großen Sieg über die Preußen erfochten hat."

Der Tondichter stand eine Weile regungslos und starrte seinen Freund mit großen Augen an, dann aber stieß er heftig hervor: „Ach, wenn ich doch das Kriegführen ebensogut verstände wie das Komponieren, ich wollt' es ihm schon besorgen!" O. L.

Alte Heilmittel. — Während man die Ränder einer Schnittwunde heutzutage zusammenzubringen sucht, damit sie aneinander heilen, rissen sie die alten Chirurgen mit einer Zange weit auf und goßen scharfe, beißende Mittel in die Wunde, damit sie „nicht zu rasch zuheile". Kaltes Wasser wurde in der mittelalterlichen Heilkunst wenig oder gar nicht verwandt, dagegen um so öfter heißes Öl, so das „Kätzchenöl", das man erhielt, wenn man lebendige Katzen mit Fellen und verschiedenen anderen Stoffen zusammen in Olivenöl kochte.

William Harvey, der Entdecker des Blutumlaufes, äußert sich folgendermaßen über Geschwülste: „Eine bewegliche Geschwulst entferne ich mit einem rotglühenden Eisen, das alle Fleischteile, mit denen es in Berührung kommt, sengen macht; sitzt sie aber fest auf dem Fleisch, so beseitige ich es ohne Blutver-

luft mit einem hölzernen oder beinernen Messer, das vorher in ‚Königswasser' getaucht worden ist. Ist der obere Teil der Geschwulst weggeschnitten, so reiße ich den tiefer sitzenden mit meinem Finger heraus."

Doktor Caius, ein berühmter Arzt (1510—1576), versichert, daß kleine Hunde gut gegen Magenleiden seien und daher oft auch als vorbeugendes Mittel angewendet würden. Die Krankheit des Menschen gehe nämlich auf den Hund über. Bei solcher Behandlung kamen die armen Patienten also tatsächlich „auf den Hund". Gegen Gicht empfiehlt er folgendes Radikalmittel: „Einen lebendigen jungen Hund zerschneide in zwei Stücke, und die eine noch warme Hälfte lege auf die schmerzende Stelle."

Kühe wurden in das Krankenzimmer Schwindsüchtiger gebracht, weil man ihren Atem als heilkräftig für diese mörderische Krankheit hielt. Goldstücke und Perlen wurden innerlich verordnet, und ein angesehener Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts erzählt uns, daß er einmal an einem Goldklumpen beinahe erstickt wäre. Nasenbluten sollte durch Auflegen von Moos, das auf einem Menschenschädel gewachsen war, gestillt werden. Der Leibarzt der Königin Elisabeth von England verschrieb einem nervenleidenden Kinde eine kleine gebratene Maus.

Mäuse waren auch ein beliebtes Mittel gegen Bräune. „Einen Seidenfaden tauche man in das Blut einer Maus und lasse ihn vom Patienten verschlucken, das wird ihn heilen." Unsere Vorfahren scheinen auch den innerlichen Gebrauch von Seife sehr hoch geschätzt zu haben. Blasenstein sollte sie beseitigen, und ein bedeutender Arzt, der selber an diesem Leiden litt, starb im Jahre 1757, nachdem er im ganzen gegen zwei Zentner Seife verschluckt hatte. J. C.

Die gesetzmäßigen Ofenhäuser. — Zu wiederholten Malen schon hatte sich in einem ostschweizerischen Kanton ein Übelstand mit den Backofenhäusern der dortigen Bauern gezeigt. Wurde nämlich darin gebacken oder gewaschen, so übertrug sich mitunter das Feuer des Herdes auf das Häuschen selbst und von diesem bei Wind oder Sturm auf die Wohn- und Ökonomiegebäude.

So hatten schon mehrere Brände stattgefunden, und jedesmal ergab es sich, daß die Backöfen schuld waren. Um diesem Übelstande vorzubeugen, verfügte daher die Kantonsregierung eines schönen Tages kurzerhand die Entfernung sämtlicher Backöfen, welche sich näher als hundertfünfzig Meter vom Ökonomiegebäude ihres Eigentümers befänden. Zur Erbauung neuer Ofenhäuschen war eine Frist festgesetzt.

Da gab es zunächst arge Aufregung unter der Bauernschaft, aber bald schmunzelten die Grundbesitzer nur noch spöttisch, wenn sie gefragt wurden, wann sie ihre Ofenhäuschen abbrechen und neue aufrichten wollten. Die Ofenhäuschen blieben stehen, wo sie waren, als hätte die Regierung kein Dekret erlassen.

Als die gesetzte Frist verstrichen war, wurden die Bauern, welche die Ofenhäuschen nach wie vor gebrauchten, vor den Richter geladen. Und siehe da, jedem gelang der Nachweis, daß *sein* Ofenhaus in der vorgeschriebenen Entfernung von seinem Ökonomiegebäude stand.

Die Bauern hatten sich nämlich den Wortlaut der regierungsrätlichen Verordnung zunutze gemacht und untereinander einfach die Ofenhäuser ausgetauscht. Das kostete nichts, und dem Dekret war Genüge geleistet. Die Gerichte schützten die Rechtsauffassung der Bauern, und diese selbst freuten sich weidlich über den Possen, welchen sie der Regierung hatten spielen können.

Die betreffende Kantonsregierung aber wagte es nicht, die Ofenhäuschenverfügung zu wiederholen, sondern begnügte sich damit, einige feuerpolizeiliche Vorschriften über deren Benützung zu erlassen, welche auch vollkommen genügten und ausreichende Brandsicherheit boten. C. A. L.

Die neue Directoiremode. — Die große französische Revolution bedeutete nicht nur auf staatlichem Gebiete, sondern auch im Reiche der Trachten eine tiefgehende Umwälzung. Als im Jahre 1795 das Direktorium (Directoire) zur obersten Behörde Frankreichs eingesetzt worden war, damit seine fünf Mitglieder das Staatswesen in völlig republikanischem Sinne leiteten, schlug der berühmte Maler David vor, daß mit der Republik auch eine republikanische Kleidung eingeführt werde,

und zwar wies er auf die Republiken des Altertums hin und empfahl deshalb die griechiſch-römiſche Tracht. Nach einigem Widerſtreben fand ſein Vorſchlag denn auch Verwirklichung,

Damen in der neuen Directoiretracht.

hauptſächlich bei den Frauen. Die Schnürbruſt und der Reifrock fielen, die hochgetürmten Friſuren verſchwanden, und dafür trat das griechiſche Koſtüm auf. Die Modedamen der Directoirezeit erſchienen jetzt in ſeidenen fleiſchfarbenen Trikots

mit Lilazwickeln und Kniebändern, und das Kleid von duftigem Stoff floß, unter der Brust faltig zusammengefaßt, leicht in der Form einer Tunika des Altertums herab. Über den Eindruck, den diese Tracht bei den Männern hervorrief, unterrichtet uns ein im Jahre 1797 aus Frankreich datierter Brief eines Deutschen. Er lautet: „In der Tat ist jetzt die Griechenmode bei manchen Schönen des Tages so weit gediehen, daß sie von oben herab einer reizenden Wilden fast ganz gleichen, und jetzt nach Einführung der langen fleischfarbenen Pantalons und nach Abschaffung der Hemden ihnen schlechterdings nichts mehr fehlt als das elegante Tigerfell oder der leichte Federschurz um die Lenden." Auch in Deutschland wurde die Griechentracht nachgeahmt.

Diese griechische Directoiremode haben nun mit einigen Abänderungen die Pariser Modehäuser wieder aufgefrischt. Wie vordem, so wird jede Unterkleidung weggelassen, die durch ein seidenes Trikot ersetzt wird. Bereits haben sich verschiedene Damen in der neuen Tracht gezeigt. Ob sie aber allgemeiner angenommen werden wird, erscheint doch recht fraglich. Th. S.

Die Erfindung der Diamantenschleiferei. — Bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts war die Kunst der Diamantenschleiferei in Europa völlig unbekannt. Ein flämischer Arbeiter, Louis de Berquem, welcher um das Jahr 1470 lebte, soll der erste gewesen sein, welcher die Methode des Diamantenschleifens erfand. Er war Geselle bei einem reichen Juwelier in Antwerpen und verliebte sich in die Tochter seines Meisters. Da er aber kein Vermögen besaß, wollte dieser von der Heirat nichts wissen, und so blieb dem armen Verliebten nichts weiter übrig, wie auf Mittel zu sinnen, Vermögen zu machen, wollte er sein Ziel erreichen.

Oft hatte Berquem seinen Meister sagen hören, daß der sein Glück machen könne, der es verstehen würde, den Diamanten zu schleifen, den Diamanten, den man bis dahin nur von den Schlacken reinigen konnte, sonst aber in seiner Form belassen mußte. Weder Feuer noch Schleifstein noch Feile hatten irgendwelchen Einfluß auf das harte Material.

Der beste Kunde des reichen Juweliers war der Burgunderherzog Karl der Kühne. Dieser hatte in einer Schlacht einen Diamanten erbeutet, welcher der Größe nach seinesgleichen nicht hatte. Die Gemahlin Karls des Kühnen zeichnete sich durch phantastische Wünsche aus und versprach demjenigen eine große Summe, der es fertig bringe, den Diamanten zu schleifen. Man wußte ja, wie ein geschliffener Diamant aussieht, da schon in früheren Zeiten aus Indien geschliffene Steine nach Europa gelangt waren, nicht aber mit ihnen das Geheimnis der Schleifkunst.

Karl der Kühne übergab den Stein seinem Juwelier, welcher von vornherein erklärte, daß die ihm erteilte Aufgabe über seine Kräfte ginge. Wie groß war aber sein Erstaunen, als Berquem am nächsten Morgen zu ihm in das Zimmer trat und ihm erklärte, er habe die Lösung des schwierigen Problems gefunden. In stiller Nacht war es letzterem eingefallen, daß auch das Eisen sich durch den Stahl, der ja nur gehärtetes Eisen sei, bearbeiten lasse, und so machte er den Versuch, ob der Diamant nicht auch den Diamanten schneiden würde. Der Versuch gelang, Berquem erhielt eine Belohnung von dreitausend Golddukaten, heiratete die Tochter seines Meisters, erhielt mit ihr das Geschäft des Schwiegervaters und wurde ein weit und breit berühmter Goldschmied. O. v. B.

Kurzer Bescheid. — Während der Schlacht bei Eckmühl war das vierte bayerische Chevaulegerregiment auf einem Platze postiert, wo es in gerader Richtung dem feindlichen Feuer ausgesetzt und durch nichts gedeckt war. Der Oberst dieses Regiments, ein Herr v. Muffel, stellte dieses dem Kaiser Napoleon vor und fragte, ob man nicht die Stellung verändern solle, da die Kanonen unnützerweise das ganze Regiment aufreiben würden.

Der Kaiser gab kaltblütig dem Obersten zur Antwort: „Wenn die Kanonen Sie genieren, so nehmen Sie sie doch!“ Der Oberst ließ sich das nicht zweimal sagen, ließ sofort zum Angriff blasen und nahm die feindliche Batterie im Sturm. W. K.

Allerlei vom Stammtisch. — Die alten Kulturvölker, die Römer und Griechen, hatten Wirtshäuser, in denen der Wirt

für gut erzählende Stammgäste besondere Zimmer einrichtete. Bei Livius und Juvenal liest man von Räumen und Nischen in öffentlichen Herbergen, in denen politisierende Männer zu bestimmten Stunden beisammen saßen und tranken, bis sie „des Guten voll" waren.

Recht „gemütlich" ist es an den Stammtischen der alten Ritter zugegangen. Da wurde getrunken, und zwar nicht wenig, es wurde gewürfelt, und es wurde gesungen, wenn auch gerade keine feinen Lieder. Den Beschluß machte gewöhnlich eine Rauferei mit Degen und Hellebarden. Ein solcher Schluß gehörte zum Spaß, und auf ein Menschenleben kam es in jenen Tagen nicht an.

Im frühesten Mittelalter schon fehlte der Stammtisch nicht. Karl der Große hatte mehrere Stammtische, an denen nicht nur die edelsten Weine getrunken, sondern auch die höchsten Fragen erörtert wurden. An einem dieser Stammtische nahmen auch Damen teil. Des Kaisers Lieblingstochter Kolomba führte hier den Vorsitz und regte die Anwesenden durch ihren Witz und Geist zu tiefsinnigen Betrachtungen an. Auch König Franz II. von Frankreich gründete einen Stammtisch, der seine Stelle in einer gewöhnlichen Schifferkneipe hatte. Hierhin wanderte er Abends in Verkleidung, um mit gleichgestimmten Geistern ein paar fröhliche Stunden zu verleben.

Viele Monarchen haben sich späterhin solche Stammtische eingerichtet, um die Majestät für einige Stunden ablegen und auch einmal Mensch unter Menschen sein zu können. Man denke hierbei nur an König Friedrich Wilhelm I. von Preußen und an sein berühmtes Tabakskollegium. Das war wohl der charakteristischste Stammtisch, an dem jemals gezecht und geschwatzt worden ist. E. T.

Wer die Wahl hat. — In Teheran wurde ein Übeltäter eingeliefert. Der Kadija (Richter) rief ihn vor sich und begann: „Du wirst nun für deine böse Tat bestraft. Doch sollst du die Strafe selbst wählen. Willst du eine Oka (zweieinhalb Pfund) Salz essen, oder fünfzig Hiebe auf die Sohlen, oder aber fünfzig Dukaten bezahlen?"

Der Verurteilte dachte nicht lange nach. „Hoher Kadija," sagte er, „ich will das Salz essen."

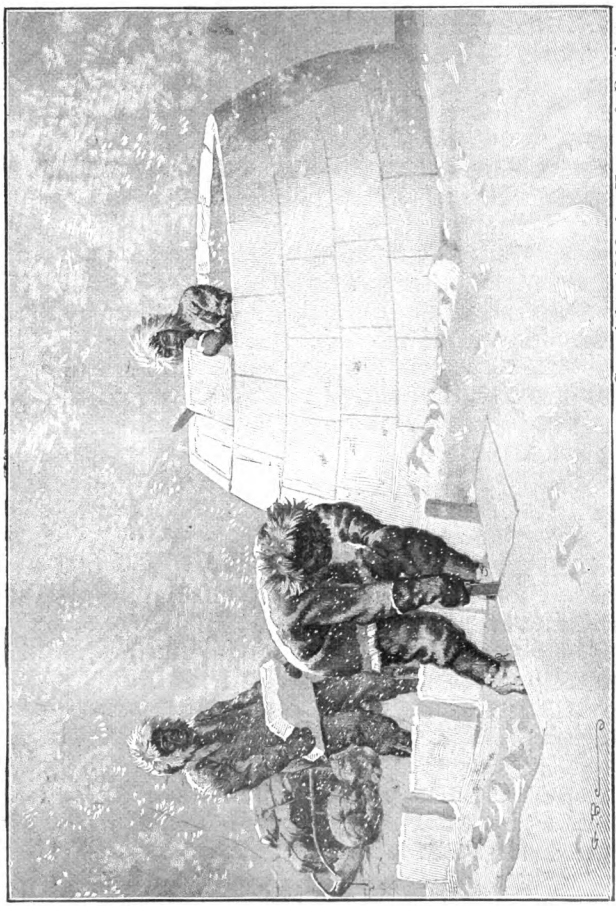
Das Salz wurde gebracht, und er begann zu essen; als er aber etwa ein halbes Pfund davon gegessen hatte, rief er: „Ich kann nicht mehr! Ich will lieber die fünfzig Hiebe auf die Sohlen."

Der Kadija ließ den Profoß holen, und dieser fing an zu schlagen. Doch beim zwanzigsten Streich überlegte sich der Verurteilte die Sache nochmals und bat, lieber die fünfzig Dukaten zahlen zu dürfen.

Es wurde ihm gewährt, und so mußte er wegen seiner Unbedachtsamkeit alle drei Strafen erleiden. O. v. B.

Eskimohütten. — Die Eskimo, und zwar sowohl die östlichen im hohen Norden Asiens und Grönlands, als auch die westlichen auf Labrador und in anderen Teilen des arktischen Amerika, bewohnen teils Torfhütten, die sogenannten Iglus, die halb im Boden stehen, mit Erde und Moos bekleidet sind und mit Treibholzstücken oder Walfischrippen gestützt werden, teils Schnee- und Eishütten. Die östlichen Eskimo errichten diese letzteren einfach in der Weise, daß sie den Schnee zusammenballen und nun die Schneeballen ringförmig aufeinanderschichten. Bei weitem kunstfertiger gehen indessen die westlichen Eskimo auf den nordamerikanischen Halbinseln Labrador und Alaska zu Werke. Sie suchen sich eine geschützte Stelle aus, auf der der Schnee zu einer festen Masse zusammengeweht worden ist, und schneiden aus ihr mit den Knochenmessern Quadern von 90 Zentimeter Länge, 45 Zentimeter Breite und 12 Zentimeter Stärke heraus. Diese Quadern werden in Reihen kuppelförmig aufeinandergesetzt. Die Erbauung geht sehr schnell vor sich. In einer Stunde können zwei Männer eine solche Eis- oder Schneehütte errichten, die einer Familie von acht Köpfen Raum bietet. Ist die Kuppel vollendet, so wird auf der einen Seite eine niedrige Tür hineingeschnitten, während an der Spitze der Kuppel ein Loch zum Abzug des Rauches ausgespart wird. Innen werden die Wände mit Schabern geglättet. Darauf wird der Schnee vom Boden entfernt, der Eingang mit Fellen verhangen, und der Rauchfang mit Seehunddärmen

überſpannt. Bekanntlich iſt Schnee und Eis ein ſchlechter Wärmeleiter. Infolgedeſſen wird ſowohl die Wärme im Innern



Copyright, 1908, by Harper & Brothers.

From "Harper's Magazine."

Bau einer Eskimohütte.

der Hütte nur ſchwer nach außen entweichen als auch die Kälte im Freien nur geringfügig eindringen. Die Tranlampen aber,

die man in der Hütte anzündet, steigern die Temperatur in kurzem so hoch, daß die Bewohner völlig unbekleidet darin verweilen können. Eine derartige Hütte ist jedoch nicht nur warm, sondern auch fest. Durch die sich entwickelnde Wärme schmilzt der Schnee an der Innenseite der Hütte oberflächlich. Das Schmelzwasser gefriert nun, sobald sich die Kälte der Außenluft geltend macht, zu Eis. Die Kuppel wird daher allmählich mit Eis durchsetzt, wodurch Festigkeit und Tragfähigkeit außerordentlich erhöht werden. Es können darum sogar Eisbären, wie es zuweilen geschieht, über die Hütte hinwegkriechen, ohne daß sie zusammenbricht. Th. S.

Ein schlauer Bürgermeister. — Wenn zwei Ameisen an dem Stamm eines Baumes, die eine hinauf-, die andere herabgehend, sich begegnen, so pflegen sie stehen zu bleiben, aber nur einen kleinen Augenblick. Ähnlich machen es seit alten Zeiten auch viele sich begegnende Frauen — nur mit dem Unterschiede, daß diese nicht nur einen kleinen Augenblick, sondern meist recht lange Zeit beieinander stehen bleiben und über ihrem Plaudern Haus und Hof, Küche und Kinder vergessen.

Auch in der alten Reichsstadt Nürnberg lebten einmal zwei Frauen, die begegneten sich täglich beim Marktgange auf dem Platze vor dem Rathause und blieben dann beisammen stehen, oft eine Stunde lang und darüber, je nachdem sie viel oder wenig auf dem Herzen hatten. Und wenn sie dazwischen auch einmal oder etliche Male auseinander gingen und eilig taten, als könne daheim der Milchtopf am Feuer überlaufen, so blieben sie doch meistens nach sechs oder zehn Schritten wieder stehen und plauderten fort, bis sie wieder so nahe beisammen standen, daß ihre Nasen sich berührten, oder der Mund der einen am Ohre der anderen sich befand.

Darüber betrübte sich der damals amtierende Bürgermeister sehr, da er dieses böse Exempel tagtäglich von dem Fenster seiner Amtsstube mit ansehen mußte; und weil er fürchtete, daß dieser Unfug weiter um sich greifen möchte, lud er den Rat auf die betreffende Stunde und sagte zwei Stadtknechten, was sie zu tun hätten.

Und als die zwei Frauen am anderen Tage wieder bei-

sammen standen und mit den Mäulern kehrten, wo ihre Türen nicht waren, und mit ihren Zungen das fremde Korn draschen und den Flachs des Nächsten durch ihre Hecheln zogen, da kamen die zwei Stadtknechte, der eine von der Pegnitz herauf und der andere von der Burg herab, und jeder trug einen rot gepolsterten Ratsstuhl. Je weiter sie gingen, desto größer wurde der Schweif von Schulkindern und Lehrbuben hinter ihnen. Als sie bei den zwei Frauen angekommen waren, stellten sie ihre Amtsstühle hin, richteten eine Empfehlung von Bürgermeister und Rat aus und sagten, die ehrbaren Frauen möchten doch freundlichst Platz nehmen.

Als sie das sagten, gingen am Rathause alle Fenster auf, und alle Ratsherren schauten heraus, das Volk der Schreiber und Stadtknechte gar nicht gerechnet. Die Buben hinter den beiden Ratsdienern aber schlugen ein Geschrei auf, wie die alte Reichsstadt bis dahin noch keines gehört hatte, und gaben den schleunigst fliehenden Frauen das Geleite bis vor ihre Häuser.

Die Chronik aber berichtet, das Mittel des Bürgermeisters habe angeschlagen, und die Töchter Nürnbergs stellten sich seit der Zeit nicht mehr so oft und so lange auf dem Wege zusammen. Ja, sie behauptet, das Mittagessen um zwölf Uhr sei von dieser Zeit an üblich geworden, weil die Frauen angefangen hätten, das Fleisch früher heimzubringen und an das Feuer zu setzen. Vordem sei es oft genug um ein Uhr noch nicht weich gewesen. E. T.

Gefängniskunst. — Eine Sehenswürdigkeit, die in einem Gefängnis wohl einzig dasteht, besitzt die englische Strafanstalt Wormwoods Scrubs — eine Gemäldegalerie. Besonders die Kapelle der Anstalt ist mit Gemälden und Bildhauerarbeiten geschmückt, die von Künstlern, die in der Anstalt eine Strafe abzubüßen hatten, ausgeführt wurden. Es befinden sich recht achtungswerte Leistungen unter diesen Erzeugnissen der Sträflingskunst. Ein französischer Maler L. hat einen Zyklus von acht großen Gemälden geschaffen, von denen „Die Tochter Pharaos und die Mutter des Moses“ besonders hervorragt. Eine Reihe von zwölf Gestalten des Neuen Testaments hat ein deutscher Künstler beigesteuert. Der Altar der Kapelle ist

gleichfalls von einem Sträfling entworfen und vollendet worden. Alle diese Werke wurden in den letzten vier Jahren geschaffen und sind dem Publikum unbekannt geblieben.

Auch die Kapelle des Pantonvillegefängnisses kann eine Anzahl von Bildern und Arbeiten aufweisen; der Bildhauer Richard Belt hat Kanzel, Weihbecken und das Bibelpult ausgehauen und damit der Anstalt eine schöne Probe seines Talentes hinterlassen. O. v. B.

Malaiisches Liebeslied. — Die Malaien entwickeln in ihren Liebesgedichten einen außerordentlichen Bilderreichtum und eine blühende Phantasie. Die nachstehende Probe eines Gedichtes legt hiervon ein beredtes Zeugnis ab.

Das Gedicht lautet: „Als meine Geliebte aus ihrem Fenster blickte, funkelten ihre Augen wie Sterne; niemand kann ihren glänzenden Strahlen und ihrer Wärme widerstehen. Die Farbe ihres Antlitzes ist gleich dem roten Mango. Ihre Stirn ist gleich dem Neumond bei seinem ersten Erscheinen. Schon lange war sie die Auserkorene meines Herzens. Ihre langen Nägel blenden wie Blitzstrahlen und sind durchsichtig wie die Perlen des Meeres. Ihr Hals gleicht dem eines geglätteten Steinbildes, ist schlank und lieblich. Ihre Zähne sind schwarz wie die Nacht. Ihre schönen Locken sind geschmückt mit Sarajablumen. Meine Seele ist entzückt und sehnt sich, mit ihr zu entfliehen; glühend strahlt sie aus meinen Blicken, und mir fehlt die Kraft, sie zu besänftigen." O. L.

Zweierlei Stil. — Matthias Claudius befleißigte sich, im Gegensatze zu den meisten Dichtern seiner Zeit, eines natürlichen, volkstümlichen Stils. Gefragt, worin der Unterschied zwischen ihm und Klopstock liege, da sie doch beide große Poeten seien, antwortete Claudius: „Wenn Klopstock ausruft: ‚Du, der du weniger bist als ich und dennoch mir gleich, nahe dich mir und befreie mich, dich beugend, von der Last des staubausatmenden Kalbfells!' sage ich nur: ‚Johann, komm, zieh mir die Stiefel aus!'"

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Neueste Seiden für

Roben und Blousen. Wundervolle Auswahl verzollt ins Haus. Muster franko.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz)

Dr. Oetker's { **Backpulver,** **Vanillin-Zucker,** **Pudding-Pulver**

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker

Bielefeld.

Bitte probieren Sie

BOEHM'S

SAPONIA

EIN ERSTKLASSIGES HYGIENISCHES

REINIGUNGSMITTEL

FÜR KÜCHE UND HAUS

— Vollständig geruchlos

Leichte, flotte Arbeit — Weitgehendste Verwendbarkeit

Grösste Schonung der Hände

Kein Angreifen der Hand wie bei Soda, Schmierseife u. dergl.

SAPONIA reinigt rasch und leicht fettige und beschmutzte Gegenstände wie Metall, Email, Glas, Holz, Porzellan u. s. w., als Küchengeschirr, Badewannen, Closets, Marmorplatten, Türen, Fenster etc. Zu haben in Drogerien, Kolonialwaren-, Seifen- und Haushaltungsgeschäften oder direct von der Fabrik

Saponia-Werke Offenbach a. Main

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

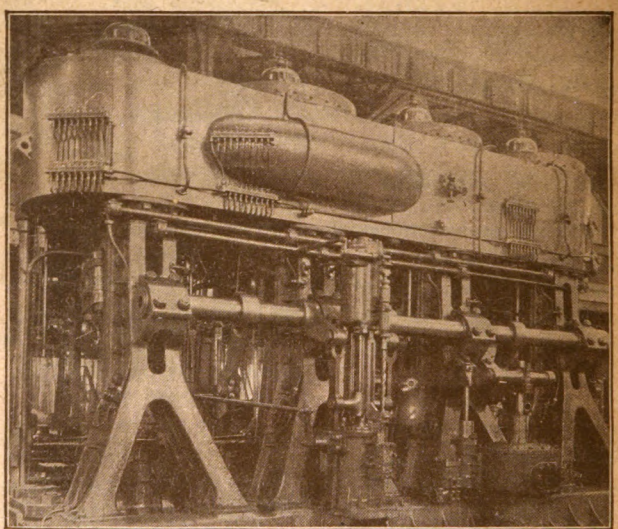
Der Siegeslauf der Technik.

Ein Hand- und Hausbuch der Erfindungen und technischen Errungenschaften aller Zeiten.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner und Gelehrter volkstümlich dargestellt und herausgegeben von Geh. Regierungsrat

Max Geitel.

2000 Seiten Text, etwa 2000 Abbildungen, 50 Kunstblätter. Vollständig in drei eleganten Leinenbänden zu je 12 Mark. (Auch in 50 Lieferungen zu je 60 Pf. zu beziehen.)



Mehrfachexpansionsmaschine von 17000 I. HP. für die Linienschiffe „Elsaß" und „Lothringen". Erbaut von F. Schichau, Elbing.

„Das wird ein rechtes Hand- und Hausbuch der Erfindungen und technischen Errungenschaften aller Zeiten! Hervorragende Gelehrte und Praktiker der Gegenwart haben sich vereinigt, die Fesselung und Verwertung der Naturkräfte, die Gewinnung und Verarbeitung der Rohstoffe, die Technik im Dienste der Rechtsprechung, der Hygiene, des Rettungswesens und im Dienste des Verkehrs zu schildern, dem sich noch die Feinmechanik, die Technik der Musikinstrumentenfabrikation und die graphische Technik anschließen werden. Die ersten beiden Hefte weckten in Bezug auf Text, Abbildungen und Tafeln hohe Erwartungen, und Heft für Heft wird gewiß erfüllt werden, was in den ersten versprochen ist." (Prakt. Maschinenkonstrukt.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die Ermordung Wallensteins. Nach Matthias Merian.

Bildersaal der christlichen Welt.

Zwei Jahrtausende christlichen Lebens in Bildern nach Originalen hervorragender Künstler. Mit erläuterndem Text. Herausgegeben von Hofprediger D. Bernhard Rogge. 388 Seiten Text. Mit 346 Abbildungen und 40 Kunstblättern in moderner zweifarbiger Wiedergabe. Preis in hochkünstlerischem Einband 20 Mark. (Kann auch in 40 Lieferungen zu je 40 Pf. bezogen werden.)

Für jung und alt eine reiche und reine Quelle künstlerischen Genusses und geschichtlicher Bildung, will der „Bildersaal der christlichen Welt" dazu beitragen, daß man im deutschen Hause den Wert der edelsten Güter der evangelischen Christenheit gebührend würdige und in Treue an ihnen festhalte. Der Bilderschmuck entstammt der Hand der bedeutendsten Künstler aller Zeiten.

Die sogenannten Prachtwerke, die früher auf keinem Salontisch fehlen durften, sind aus der Mode gekommen, ja etwas in Mißkredit geraten — man geht argwöhnisch prüfend an jedes neue heran. Der „Bildersaal der christlichen Welt" aber braucht auch die strengste Kritik nicht zu scheuen. Er ist wirklich ein monumentales Pracht- und Geschichtswerk . . . Man darf sich ehrlich des schönen Sammelwerks freuen, das ein Schatz des deutschen Hauses zu werden verspricht. (Gartenlaube.)

Dieses prächtige und wahrhaft bildende, weil künstlerisch vollkommen ausgestattete Werk sollte in keinem deutschen Hause fehlen. (Ostpreußische Zeitung, Königsberg.)

Wir haben nirgends derart Gediegenes für solch billigen Preis gefunden. Jedes christlich-deutsche Haus, zumal eins, das der heranwachsenden Jugend edlen Lese- und Bildungsstoff zur Lebensbildung bieten will, sollte sich dieses Kunstwerk anschaffen. Unsere sonst so oberflächliche Zeit braucht solche Nahrung, und gerade für die hier gebotene ist das jugendliche Auge und Herz empfänglich. Die Verlagsbuchhandlung erwirbt sich ein großes Verdienst mit der Herausgabe des „Bildersaales der christlichen Welt". (Schlesische Morgenzeitung, Breslau.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 919 J
WILSON
ANNEX